

Inhaltsverzeichnis

Danksagung 9

Isabelle Stauffer/Fabienne Imlinger

Einleitung 10

Teil 1 Ästhetische Repräsentationen: Sehen und Gesehen-Werden

Judith Klinger

Die Macht der Blicke. Augenlust und Geschlechter-Repräsentation
bei Hartmann von Aue 28

Annabelle Hornung

tougen schouwen.

Repräsentation von Geschlecht in der Gralsliteratur 46

Susanne Scharf

»I need all the illnesses that come«. Krankheit und *gender*
in Elisabeth Stoddards *The Morgesons* 62

Teil 2 Repräsentation durch Übersetzung: Transferierbarkeit oder Verschwinden

Encarnación Gutiérrez Rodríguez

Akademisches Wissen und militante Forschung.

Repräsentation zwischen Krise und Transfer..... 80

Michaela Bank

Übersetzung als Spiel. Migrantinnen als Übersetzerinnen
der amerikanischen Frauenrechtsbewegung im 19. Jahrhundert 96

Antje Harms

Feminismus übersetzen.

Jugendbewegte Repräsentationen von Geschlecht und Gemeinschaft 111

Teil 3 Repräsentation als aktuelle Praxis: Popkultur und Politik

Alek Ommert/Skadi Loist

featuring interventions.

Zu queer-feministischen Repräsentationspraxen und Öffentlichkeiten 124

Sara Paloni

We (are) present – represent.

Das Magazin *fiber. werkstoff für feminismus und popkultur* 141

Teil 4 Repräsentationen in politischen und juristischen Diskursen: Anerkennung und Teilhabe

Ottavia Nicolini

Applying Hannah Arendt's Philosophy
to Change Paradigm in Feminist Politics.

On the Epistemological Conflict between Politics and Representation ... 156

Rirhandu Mageza-Barthel

International Norms:

An Entry Ticket to Women's National Representation? 171

Celine Camus

»When they enter, we all enter.«

Re-thinking the Glass Ceiling in French Universities 186

Elisabeth Holzleithner

Durchquerungen.

Repräsentationen von Geschlecht im Rechtsdiskurs 202

<i>Angela Kolbe</i> No Sex? Überlegungen zur Abschaffung der juristischen Kategorie Geschlecht.....	219
---	-----

Teil 5 Soziale Repräsentation: zwischen Konvention und Variation

<i>Sabine Flick</i> Leben durcharbeiten. Selbstverhältnisse von Angestellten in subjektivierten Arbeitsverhältnissen	234
--	-----

<i>Milena Noll</i> Repräsentationen sexualisierter Gewalt. Zur Reproduktion von Geschlechterverhältnissen in der familialen Erziehung.....	250
--	-----

<i>Wyke Stommel</i> The Requirement of Legitimization as an Impediment for Online Support. A Conversation Analytical Study of an Internet Forum on Eating Disorders.....	267
---	-----

Teil 6 Repräsentation des Körpers: zwischen Diskurs und Materialität

<i>Hannelore Bublitz</i> Körper nach Maß – Produkt(e) mit Verfallsdatum? Zur Infrastruktur von Körper- und Selbsttechnologien	282
---	-----

<i>Mica Wirtz</i> Die Magie der Zahlen. Überlegungen zum aktuellen Diskurs um Übergewicht und Adipositas	298
--	-----

<i>Malaika Rödel</i> Reproduktion und Geschlecht. Der Diskurs um die Präimplantationsdiagnostik in der <i>Zeit</i>	314
--	-----

Jennifer Villarama

»Mich quält ein kalter Leib/mich plagt ein heißer Geist.«

Repräsentationen von Alter und Liebe

in einem Amazonen-Singspiel der Frühen Neuzeit 330

Doris Kolesch

Bodies that matter. Verkörperung, Geschlecht,

Performance im aktuellen Theater und Tanz 346

Autorinnen..... 361

Danksagung

Dieses Buch ist aus dem interdisziplinären Symposium »Im Zeichen des Geschlechts. Repräsentationen, Konstruktionen, Interventionen« hervorgegangen, das vom DFG-Graduiertenkolleg »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« der Universitäten Frankfurt/Main und Kassel im Oktober 2007 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt veranstaltet wurde.

Der Deutschen Forschungsgemeinschaft verdanken wir die großzügige Förderung des Symposiums und des daraus folgenden Bandes. Auch danken wir dem Förderverein des »Cornelia Goethe Centrums« und der »Ver-einigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Uni-versität Frankfurt am Main e.V.« für ihre finanzielle Unterstützung der dem Band zugrunde liegenden Tagung.

Ein besonderer Dank gilt den Professorinnen des Kollegs für ihre fachlichen Anregungen und organisatorischen Hilfestellungen sowie den internationalen Referentinnen, die durch den intensiven gedanklichen Austausch und nicht zuletzt durch ihre Texte wesentlich zum Gelingen des Sammelbandes beigetragen haben. Bei Michaela Bank und Rirhandu Mageza-Barthel möchten wir uns für die anspruchsvollen und zeitintensiven Korrekturarbeiten an den englischen Beiträgen bedanken. Sophia Richter danken wir ganz herzlich für ihre organisatorische und redaktionelle Mitarbeit auf dem Weg zu diesem Buch.

Celine Camus, Annabelle Hornung, Fabienne Imlinger,
Angela Kolbe, Milena Noll, Isabelle Stauffer

Einleitung

›Geschlecht‹ markiert nicht nur *einen* grundlegenden Unterschied zwischen Menschen, sondern diese Markierung formt Subjekte und ihr Bewusstsein, ihre Handlungen und Kommunikation sowie Vorstellungen und Fantasien. Auch in kulturellen Klassifikationssystemen – wie Sprache, soziale Ordnungsmuster oder Werthaltungen – übernimmt die Kategorie Geschlecht eine wichtige Strukturierungsfunktion. Die Zuweisung von Geschlecht lässt sich somit als ein Vorgang der Be-Zeichnung verstehen, in dem Unterscheidungen getroffen oder allgemeiner gesprochen ›Differenz‹ konstituiert, und dergestalt Bedeutung geschaffen wird. Um diese Bestimmungen des Geschlechtlichen wird seit jeher gestritten. Epochen-, kultur- und situationsübergreifend gab und gibt es Auseinandersetzungen, in denen um die inhaltliche, semantische und politische Definition, um den Zweck und die Anordnung von Geschlecht gerungen wird. Diese Prozesse und Ergebnisse im Umgang mit dem Zeichen Geschlecht sind Gegenstand des vorliegenden Buchs.¹

Im Zeichen des Geschlechts fragt zum einen nach den Mechanismen der Vergeschlechtlichung. Die Prozesse der Markierung, Stigmatisierung und Stereotypisierung der Geschlechtskonnotationen werden genauer in den Blick genommen. Die Praktiken der Be-Zeichnung, Kenn-Zeichnung, Auszeichnung samt der in den Signifizierungsprozessen verwendeten Medien, Strategien und Techniken sind ein Gegenstand der Analysen in diesem Band. Zum zweiten geht es um Geschlecht als Be-Zeichnetes, welches als Subjekt und Akteur selbst im Zeichen-Prozess aktiv und in ästhetische, semiotische und politische Praktiken der Geschlechterdarstellung involviert ist.

Theoretisch lehnt sich das Ansinnen dieses Buches an die umfangreichen Auseinandersetzungen um den Begriff der ›Repräsentation‹ an. Repräsentation stellt eine zentrale interdisziplinäre Kategorie für die Gender Studies dar, da sich hier Fragen nach der politischen Teilhabe von Frauen

mit Fragen nach der Darstellung von Geschlecht in kulturellen Imaginationen verschränken (Kroll 2002: 339). In der Kategorie Repräsentation treffen somit zwei unterschiedliche Bedeutungen aufeinander: Während Repräsentation seit dem Altertum einen grundlegenden Begriff der Ästhetik darstellt, ist sie zudem in der Moderne zu einem entscheidenden Begriff der politischen Theorie geworden (Mitchell 1994: 17). Deshalb ist einerseits unter Repräsentation das öffentliche Vertreten bestimmter Interessen oder Ansichten einer ganzen Gruppe durch eine Person oder Institution zu verstehen. Andererseits wird damit ein Wiedergeben, Vergegenwärtigen, Vorstellen und Darstellen in einem ästhetischen und philosophischen Sinne bezeichnet (Bronfen 1995: 409). Das beide Bedeutungsvarianten charakterisierende Moment des Vertretens, sei es durch Zeichen oder durch Personen, führt aufgrund von Auswahl- und Verschiebungsprozessen zu Ausschlüssen und zu Verlusten (Bronfen 1995: 423; Mitchell 1994: 32). Wie die feministische Kritik des Repräsentationsbegriffs bemerkt hat, sind diese Ausschlüsse und Verluste unter anderem geschlechtsspezifisch codiert.

Als im 18. Jahrhundert aufklärerische Freiheits- und Gleichheitspostulate formuliert wurden, bildete sich gleichzeitig die Polarisierung der Geschlechtercharaktere heraus, welche zum strukturellen Ausschluss von Frauen aus der politisch-öffentlichen Sphäre führte (Kroll 2002: 339). Auch auf der ästhetischen Ebene greifen die geschlechtsspezifischen Ausschlussverfahren damals wie heute: Frauen sind nur als Repräsentationsbild zugelassen, während sie als Produzentin von Repräsentationen und als repräsentiertes Subjekt abwesend sind (Bronfen 1995: 412). Als Konsequenz davon sind zwar abstrakte politische oder ästhetische Konzepte wie etwa die Nation oder die Schönheit fast ausschließlich durch weibliche Bildkörper dargestellt worden, es war aber innerhalb der entsprechenden Institutionen Männern vorbehalten, Handlungsmacht und Kreativität zu entfalten (Warner 1989; Schade/Wagner/Weigel 1994). Das heißt, im Zuge von Repräsentationsprozessen wird zwischen realen Frauen, die aus der Repräsentation ausgeschlossen sind und dem Prinzip ›Frau‹, das die Repräsentation verkörpert, unterschieden und diese Aufspaltung zugleich wieder verwischt. Repräsentationen setzen das Changieren zwischen realer Frau und Weiblichkeit als Prinzip voraus und reproduzieren dadurch beide Teile dieser Spaltung immer wieder. Insofern ist die Geschlechterdifferenz zugleich Voraussetzung und Produkt der Repräsentation (Deuber-Mankowsky 1998: 27-28, 39). Eine feministische Kritik der Repräsentation interessiert sich somit zum einen für den Entstehungsprozess von Repräsentation

tionen und die Rolle, welche die sexuelle Differenz in diesem Prozess oder bei seiner Theoretisierung spielt. Zum anderen beschäftigt sie sich mit dem Inhalt und der Struktur geschlechtlicher Repräsentationen (Bronfen 1995: 427).

Im Zuge der Dekonstruktion des Zeichenbegriffs ist auch der Repräsentationsbegriff erneut in eine Krise geraten (Bischoff 2003: 353; Engel 2002: 143; Deuber-Mankowsky 1998: 24, 28).² Es wurde erkannt, dass eine gerechte, stabile und direkte Repräsentation unmöglich ist und dass es keine direkte Bezeichnung oder Stellvertretung geben kann (Bronfen 1995: 423). Der Repräsentationsbegriff wurde als starr und statisch kritisiert und zunehmend durch den als dynamischer geltenden Begriff der Performanz ersetzt (Hoff 2005: 164-165, 176). Politische Veränderungen, wie das vermehrte öffentliche Auftreten und Handeln von Frauen als Repräsentantinnen, konnten zwar die geschlechtsspezifische Dichotomie von männlich-repräsentierendem Handeln und weiblich-repräsentativer Verkörperung aufbrechen (Bischoff 2003: 362); zugleich aber wurden die identitätslogischen Prämissen des politischen Repräsentationsmodells vermehrt hinterfragt (Hoff 2005: 165).

Am Ansatzpunkt dekonstruktiver Kritik der Repräsentation, nämlich bei der Instabilität, Unabschliessbarkeit und mangelnden Fixierbarkeit von Repräsentationen (Engel 2002: 18; Bronfen 1995: 423; Mitchell 1994: 31), liegt jedoch die Chance für eine queer/feministische Re-Signifizierung des Begriffs. So geht Antke Engel in ihrer Studie *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation* von einem poststrukturalistischen Verständnis von Repräsentation aus, das ohne einen vorgängigen Referenten auskommt, die Kontextualität, Kontingenz und Unabschließbarkeit der Bedeutungsproduktion betont und deren Produktivität im Kontext sozialer Machtverhältnisse hervorhebt (Engel 2002: 127). Indem der Repräsentationsbegriff nicht mehr auf Gegenstände der Referenzwelt bezogen wird, sondern auf den Herstellungsakt von Bedeutungen und den daraus folgenden Handlungen, gerät er in unmittelbare Nähe zum Performativitätsbegriff (Hoff 2005: 162; Engel 2002: 129). Engel hält dennoch am Begriff der Repräsentation fest, da er auch materielle Dimensionen mit benennt: Er bezeichnet nicht nur den Prozess, sondern auch Produkte, Praktiken und Technologien der Bedeutungsproduktion (2002: 141). Außerdem entwickelt sie ein politisches Konzept der *Repräsentation als Intervention*, das erlaubt, eine queer/feministische Strategie der »VerUneindeutigung« von Geschlecht und Sexualität zu verfolgen (Engel 2002:

14-16). Binäre und heteronormative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität haben wesentlich dazu beigetragen, den Raum politischer und ästhetischer Repräsentation einzugrenzen (Bischoff 2003: 354-355; Engel 2002: 17). Diese Vorstellungen bedienen sich der Mechanismen der Ausgrenzung oder der Stereotypie (Hall 2004; Bronfen 1995: 419-420). Interventionen in die Mechanismen der Repräsentation können jedoch Identitätskonzepte verändern (Engel 2002: 145). Queer/feministische Interventionen in Repräsentationsprozesse legen somit hegemoniale Repräsentationen von Geschlecht und Sexualität als Konstruktion offen und werten oder formen sie um. Sie beleuchten die materiellen Bedingungen, die diesen Repräsentationen zu Grunde liegen, und sie gehen davon aus, dass die materiellen Bedingungen und die daraus folgenden Repräsentationen sich gegenseitig bedingen (Engel 2002: 152; Bronfen 1995: 427-428). Insofern versteht sich auch dieses Buch als eine queer/feministische Intervention in Repräsentationspolitiken.

Für das Thema der Repräsentation von Geschlecht lassen sich dabei sechs dominante Felder ausmachen, die zugleich auch die verschiedenen Perspektiven auf das Thema dieses Buchs veranschaulichen: Ästhetische Repräsentationen, Repräsentation durch Übersetzung, Repräsentation als aktuelle Praxis, Repräsentation in politischen und juristischen Diskursen, Soziale Repräsentation und Körperrepräsentationen.

Ästhetische Repräsentationen: Sehen und Gesehen-Werden

Repräsentation stellt einen grundlegenden Begriff der Ästhetik und Semiotik dar, der eine dominante visuelle Komponente hat, da er sich entweder auf ein externes oder ein mentales Bild bezieht (Deuber-Mankowsky 1998: 39; Bronfen 1995: 421). Diese visuelle Komponente betrifft auch die Literatur, die schon in antiken Literaturtheorien als *Darstellung des Lebens* und damit als eine besondere Form von Repräsentation begriffen wurde (Mitchell 1994: 17). Im Reich des Bilder-Denkens stellen Bilder von Frauen und (einige) Frauenbilder »ungezügelter Phantasien« dar, die vom (patriarchalen) »Denken des Wahren« ablenken. Insofern besteht eine Verbindung »zwischen der verworfenen Bildlichkeit des Denkens und dem verworfenen Geschlecht« (Deuber-Mankowsky 1998: 26).³

Der visuellen Komponente repräsentativer Zeichenhaftigkeit entsprechend konzentriert sich dieses Kapitel auf geschlechtsspezifische Blickstrukturen, Geschlechterbilder sowie deren gesellschaftliche Relevanz im Bereich der Literatur. Die ersten beiden Beiträge dieses Kapitels widmen sich dem vormodernen Repräsentationsbegriff, der dritte Beitrag prominenten Weiblichkeitsvorstellungen des 19. Jahrhunderts.

Judith Klingers Aufsatz *Die Macht der Blicke. Augenhust und Geschlechter-Repräsentation bei Hartmann von Aue* zeigt auf, dass im Mittelalter visuelle Inszenierungsformen für die gelungene Repräsentation von Stand und Herrschaft unumgänglich sind. Dabei dominieren ständische Merkmale vor geschlechtsspezifischen, weshalb die vormodernen Repräsentationen der Frau nicht auf Projektionsflächen für den sie erschaffenden Mann reduzierbar sind, wie Elisabeth Bronfen an modernen Texten nachgewiesen hat (1995: 412). Die Dominanz des Standes vor Geschlecht wird durch christliche Einflüsse relativiert, was die Grenze des historischen Repräsentationssystems markiert.

An der Grenze des Repräsentierbaren bewegen sich auch die geschlechtlichen und sexuellen Identitäten in Annabelle Hornungs Beitrag »*tougen schouwen*«. *Repräsentation von Geschlecht in der Gralsliteratur*. In vormodernen Gralsromanen verkehrt sich die traditionelle Blickregie der Geschlechter ebenfalls. Der Gral stellt ein nichtrepräsentierbares Geheimnis dar, in dessen Einflussbereich komplexe Mechanismen des Zeigens und Verbergens Leerstellen eröffnen, welche queere Lesarten von Geschlecht und Begehren in der Gralgesellschaft ermöglichen.

Ein konstitutives Moment für die Repräsentation von Weiblichkeit im 19. Jahrhundert stellt Krankheit dar. Literarische Schilderungen der Krankheiten von Frauen bilden den damaligen Weiblichkeitsdiskurs ab, formen ihn zugleich mit oder kritisieren ihn sogar. Susanne Scharf kann in »*I need all the illness that come*«. *Krankheit und Gender in Elisabeth Stoddards »The Morgesons*« zeigen, dass es Stoddard durch ihre literarische Verflechtung von Krankheit und Weiblichkeit gelingt, stereotype Geschlechterbilder des 19. Jahrhunderts wie die *Femme fragile* und den *Angel in the House* aufzubrechen.

Repräsentation durch Übersetzung: Transferierbarkeit oder Verschwinden

Das Problem der Repräsentation als Darstellung und Vertretung ist auch eines der Übersetzung (Derrida 1990: 109). Repräsentation kann jedoch nicht nur in linguistischer sondern auch in kultureller Hinsicht mit Übersetzung verglichen werden, wenn man davon ausgeht, dass »sich veränderte [sprachliche oder bildliche] Vorstellungen und Darstellungen in veränderte Selbstverständnisse, Selbstverhältnisse, Praktiken und Existenzweisen übersetzen« (Engel 2002: 18). Bei kulturellen Übersetzungsprozessen stehen nicht mehr textzentrierte Kategorien wie Original, Äquivalenz und Treue im Vordergrund, sondern Transformation, Alterität und Differenz (Bachmann-Medick 2007: 239). Die erwähnten Selbstverständnisse und Selbstverhältnisse sind somit immer auch von Fremdheitsentwürfen und Machtbeziehungen geprägt. Damit wird zugleich deutlich, dass weder auf das Selbst noch auf die Anderen ein authentischer Zugriff möglich ist. Kulturelle Übersetzung ist vielmehr eine Repräsentation zweiter Ordnung: eine Repräsentation von Repräsentationen (Bachmann-Medick 2007: 261). Bei Repräsentation als Übersetzung geht es somit um die Produktion und den Transfer von Wissen, aber auch um dessen Materialisierung (Engel 2002: 21). Dieser Aspekt der Wissensvermittlung, aber auch die materielle Seite der Interessensvertretung, ist für die queer/feministische Forschung zentral. Insofern verschränken sich insbesondere beim Thema der Übersetzung die ästhetische und die politische Bedeutungsvariante des Repräsentationsbegriffs.

Die drei Beiträge dieses Kapitels setzen sich mit Repräsentation als kulturellem Übersetzungsprozess auseinander. In *Akademisches Wissen und militante Forschung. Repräsentation zwischen Krise und Transfer* beschäftigt sich Encarnación Gutiérrez Rodríguez mit einer aktuellen transkulturellen Begegnung zwischen Forscherin und Forschungsteilnehmerin. Ausgehend von Gayatri Chakravorty Spivaks Reflexionen über die Nicht-Repräsentierbarkeit weiblicher Subalterner geraten die Komplexität und die Grenzen der Übersetzbarkeit von Wissen in diesem sozialen Verhandlungsprozess in den Blick.

Michaela Bank beschreibt in *Übersetzung als Spiel. Migrantinnen als Übersetzerinnen der amerikanischen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert* wie deutschstämmige Migrantinnen zwischen den deutschen Einwanderern und der amerikanischen Frauenbewegung vermitteln konnten. In den Über-

setzungen dieser Frauen vermischen sich ethnische und Geschlechterdiskurse zu einer hybriden Position.

Feminismus übersetzen. Jugendbewegte Repräsentationen von Geschlecht und Gemeinschaft von Antje Harms macht das Konzept der kulturellen Übersetzung für eine innerkulturelle Analyse fruchtbar. Sie zeigt auf, wie junge Frauen in der Weimarer Republik Ideen der Frauenbewegung in einen jugendbewegten Kontext übersetzten und betont die Hybridität dieses kollektiven Selbstentwurfs. Anhand der Frage nach der sozialen Wirkmächtigkeit der Mädchengemeinschaft werden die Grenzen eines post-strukturalistischen Repräsentationsmodells spürbar.

Repräsentation als aktuelle Praxis: Popkultur und Politik

Repräsentation nicht mehr als »neutrales Medium der Darstellung oder gar Abbildung« zu begreifen, sondern als »soziale Praxis und Technologie« die Bedeutungen produziert und Wirklichkeit konstruiert (Engel 2002: 17), hat die Dynamisierung des traditionell statischen gedachten Repräsentationskonzepts und ein neues Verständnis von Repräsentationsprozessen mit sich gebracht. Bei dieser Dekonstruktion des Repräsentationsbegriffes geht es nicht – wie etwa Jacques Derrida betont (vgl. Derrida 1990: 113) – darum, diesen Begriff als ›schlecht‹ zu verwerfen und/oder für obsolet zu erklären, »sondern um die Möglichkeit, anders und neu zu repräsentieren« und »differente Positionierungen *durch* Repräsentation zu ermöglichen« (Hoff 2005: 176, Hervorhebung d. A.). Der produktive Charakter des Repräsentationsbegriffs eröffnet dergestalt zwei zusammenhängende Felder: Zum einen stellt sich die Frage nach Interventionsmöglichkeiten in (hegemoniale) Repräsentationspraxen, zum anderen gilt es zu überlegen, wie Repräsentationspraktiken gedacht werden können, die nicht über Ausschlussmechanismen verlaufen und weder phantastisch sind noch Opfer fordern (Deuber-Mankowsky 1998: 28).

Dabei kommt in postmodernen Gesellschaften erschwerend hinzu, dass hegemoniale Repräsentationspraxen nicht mehr ausschließlich über Ausschließungen und Verwerfungen marginalisierter Subjekte und/oder Gruppen funktionieren. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung ist vielmehr durch die »Gleichzeitigkeit von normativen Ausschlüssen und normalisierenden Einschlüssen, von Gewalt und Anerkennung, von ökonomischer

Integration und diversen Formen der Diskriminierung« gekennzeichnet, und diese komplexen Verwertungs- und Vereinnahmungsprozesse bilden somit auch den Rahmen für mögliche Interventionspraxen (Engel 2002: 21). Mit der Frage nach Interventionsmöglichkeiten und -strategien in der Popkultur – deren Erscheinungsformen immer wieder dem Vorwurf der hedonistischen Entpolitisierung ausgesetzt sind – setzen sich die zwei Beiträge dieses Kapitels auseinander.

In *featuring interventions. Zu queer-feministischen Repräsentationspraxen und Öffentlichkeiten* zeigen Skadi Loist und Alek Ommert, wie Ladyfeste und queer-feministische Filmfestivals Kritik an der Repräsentationspraxis hegemonialer Diskurse üben. In ihrer Analyse argumentieren sie für den Begriff der ›Interventionsöffentlichkeit‹, weil dieser im Gegensatz zur dichotomen und statischen Struktur des Modells Öffentlichkeit versus Gegenöffentlichkeit ein dynamisches, heterogenes und verhandelbares Konzept von Öffentlichkeit(en) ermöglicht.

Sara Palonis Artikel *We (are) present – represent. Das Magazin fiber. werkstoff für feminismus und popkultur* beschäftigt sich mit queer-feministischer Medienarbeit als einem möglichen Instrument für politische Gestaltung und Intervention. Selbst Teil des *fiber*-Redaktions-Kollektivs, gibt Paloni einen Einblick darin, wie schwierig und komplex sich die kritische Auseinandersetzung mit popkulturellen Phänomenen – nicht zuletzt angesichts kapitalistischer Verwertungsprozesse – gestaltet.

Repräsentationen in politischen und juristischen Diskursen: Anerkennung und Teilhabe

In den Bereichen Politik und Recht impliziert der Begriff Repräsentation traditionell vor allem ›Vertretung‹ im Sinne von Interessensvertretung durch angemessene politische Teilhabe an Entscheidungsstrukturen und ›Sprechen für‹ bestimmte Interessen und/oder Gruppen. Es geht hier also vornehmlich um die Frage, wie Staatsgewalt, legislative Autorität und wie die Beziehungen zwischen dem Staat und den Individuen delegiert und legitimiert werden können (vgl. Mitchell 1994: 17). Feministische und insbesondere auch postkoloniale Kritiker und Kritikerinnen haben auf die Probleme aufmerksam gemacht, die einem traditionellen Verständnis von Repräsentation inhärent sind: Die Logik der Repräsentation als Vertretung

geht mit der Homogenisierung und Fixierung der Gruppe einher, die vertreten werden soll, wodurch die verschiedenen Eigenschaften und Interessen der jeweiligen Gruppenmitglieder nivelliert und hierarchisiert werden. In diesem Sinne ist eine eindeutige und stabile Repräsentation nur durch normative Ausschließung(en) möglich, und zwar sowohl innerhalb der zu vertretenden Gruppe selbst, als auch in ihrem Verhältnis zu(m) Anderen (Spivak 2003; Engel 2002: 129). Auch in diesem Zusammenhang ist die implizit abbildlogische Konzeption von Repräsentation als Vertretung dahingehend problematisiert worden, dass das Verhältnis von Repräsentanten und Repräsentierten zwar als referentielles erscheint, der Repräsentationsprozess aber wesentlich produktiv ist und somit »das, was er zu repräsentieren vorgibt, allererst hervorbringt« (Engel 2002: 129; vgl. Bischoff 2003: 360). Spivak warf in ihrem Aufsatz *Can the Subaltern Speak?* (2003) die programmatische Frage auf, wie angesichts der normativen, essentialisierenden und ausschließenden Mechanismen politischer Repräsentationsprozesse politische Teilhabe und Intervention möglich sein kann. Ähnlich gab auch schon Denise Riley 1988 ihrem Buch den Titel *Am I that Name?*, um auf die Problematik von Kategorien wie ›Frau‹ oder ›Frauen‹ aufmerksam zu machen.

Die hier nur kurz dargestellte, feministische und postkoloniale Kritik am Begriff der Repräsentation in politischen und juristischen Diskursen hat eine Vielfalt an Fragen und neuen Forschungsfeldern hervorgerufen, welche die feministische Forschung in diesen Bereichen beschäftigen. Die folgenden fünf Beiträge veranschaulichen, wie vielschichtig die Probleme sind, die sich aus der Kritik am traditionellen politischen und juristischen Repräsentationsbegriff ergeben haben.

So widmet sich Ottavia Nicolini in ihrem Artikel *Applying Hannah Arendt's Philosophy to Change Paradigm in Feminist Politics. On the Epistemological Conflict between Politics and Representation* der Frage, wie angesichts der Kritik an traditionellen Formen politischer Partizipation (als Repräsentation) politische Intervention überhaupt noch möglich ist, und schlägt ein spezifisches, auf Hannah Arendt zurückgreifendes, Konzept des Politischen als eine Möglichkeit feministischer politischer Praxis vor.

Um politische Partizipation geht es auch in Rirhandu Mageza-Barthels *International Norms: An Entry Ticket to Women's National Representation?*. Im Mittelpunkt ihrer Analyse der politischen Situation im afrikanischen Staat Ruanda stehen die Auswirkungen, die internationale Normen auf die politische Repräsentation von Frauen auf nationaler Ebene gehabt

haben und immer noch haben. Gerade die strukturell bedingte Unterrepräsentation von Frauen in der Öffentlichkeit demokratischer Systeme ist ein zentrales Problemfeld feministischer Politik(en), und die Frage, wie unterrepräsentierte Gruppen in Institutionen und Prozesse intervenieren können, beschäftigt mittlerweile – dank feministischer Interventionen – auf unterschiedliche Art und Weise die (politische) Öffentlichkeit.

Zwei dieser Instrumente – paritätische und intersektionale Ansätze – der Unterrepräsentation in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens zu begegnen, diskutiert Céline Camus' Artikel »*When they enter, we all enter.*« *Re-thinking the Glass Ceiling in French Universities*. Am Beispiel der französischen Universitätslandschaft wird deutlich, dass Phänomene wie die Glasdecke – gerade aufgrund ihrer Komplexität –, durch einen intersektionalen Zugang adäquater zu verstehen, und damit schließlich auch zu verändern sind.

Elisabeth Holzleithners Beitrag *Durchquerungen. Repräsentationen von Geschlecht im Rechtsdiskurs* macht deutlich, dass das Verhältnis von Geschlecht und Recht nicht mimetisch ist, sondern dass Recht Geschlecht (mit) konstruiert. Weit davon entfernt, ›tatsächliche‹ Männer und Frauen lediglich zu repräsentieren, schafft die juristische Kategorie ›Geschlecht‹ spezifische Bedingungen dafür, wer oder wie eine ›Frau‹ oder ein ›Mann‹ sein muss, um überhaupt als (Rechts-)Subjekt anerkannt zu werden.

Der normative und ausschließende Charakter der juristischen Kategorie Geschlecht trat in den letzten Jahren nicht zuletzt dadurch hervor, dass sich intersexuelle und transidente Menschen dieser strikt binären Kategorisierung verweigert haben und verweigern. Deshalb werden mittlerweile Überlegungen angestellt, ob und wie die Abschaffung der juristischen Kategorie Geschlecht möglich wäre – eine komplexe Frage, der sich Angela Kolbe in ihrem Beitrag *No Sex? Überlegungen zur Abschaffung der juristischen Kategorie Geschlecht* widmet.

Soziale Repräsentationen: Zwischen Konvention und Variation

In den Sozialwissenschaften bezeichnet der Begriff Repräsentation öffentlich ausgehandelte oder durchgesetzte, gesellschaftlich konsensfähige oder auch umstrittene Vorstellungen und Bilder, die vergangene, gegenwärtige

oder zukünftige gesellschaftlichen Wirklichkeiten darzustellen beanspruchen (vgl. Moscovici 1981; 1984; Flick 1991; 1998). Sie sind zum einen Modelle für die Wirklichkeit, zum anderen können sie aber auch kraft ihres Vermögens, auf die Sinne und Affekte einzuwirken, Wirkungen erzeugen und neue soziale Ordnungen etablieren. Als Muster der Weltauslegung legen Repräsentationen die Art und Weise fest, in der die Erscheinungen der sozialen Welt durch Menschen gedeutet und zu sinnvollen Vorstellungen zusammengebunden werden. Weil sie aber kommunikativ hergestellt werden, können sie öffentlich verhandelt werden, Konsens darstellen, umstritten sein oder sogar scheitern. Repräsentationen können sowohl Bindekräfte der sozialen Ordnung darstellen als auch zur Auflösung sozialer Ordnung beitragen, beispielsweise wenn sich kein Einverständnis über die Geltung bestimmter Repräsentation herstellen lässt. Als Vorstellungen, die sich Menschen von der Welt machen, sind Repräsentationen immer auch Produkte einer *aktiven* – und keineswegs determinierten – Aneignung durch Individuen. Dabei werden Objekte der äußeren Welt zu Gegenständen der Erkenntnis und affektiv, gestisch und symbolisch zu Sinn, Erfahrung und Ordnungsmustern verarbeitet. Diese Fähigkeit, Vorstellungen aufzunehmen, zu verarbeiten und zu bearbeiten, hat Peter Fonagy auch als ›Mentalisierung‹ bezeichnet, und dabei betont, dass das Verstehen mentaler Zustände im Anderen und im Selbst Voraussetzung für das menschliche Funktionieren im sozialen Umfeld und somit ein Bestandteil sozialer Ordnung ist (vgl. Fonagy et al. 2004).

Dies macht deutlich, dass die soziale Repräsentation des menschlichen Körpers samt der darauf basierenden Klassifikationen, wie z.B. Gesundheit, Geschlecht oder Alter, variieren und in Abhängigkeit von situativen, kulturellen und historischen Kontexten stehen. Als Konzepte, Vorstellungen, Erklärungen und Bilder von Geschlecht nehmen Repräsentationen von Körpern und Individuen immer auch Einfluss auf gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Organisation von Lebenswelten. Zugleich bilden sie das Material oder die materielle Basis für mentale Repräsentation von Geschlechtlichkeit und Persönlichkeit bei den Individuen.

Soziale Repräsentationen – als Konzepte, Vorstellungen, Erklärungen und Bilder – beeinflussen gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Organisation von Lebenswelten. Wie sich die Komplexität und spezifische Dynamik dieser Aushandlungsprozesse in der Arbeitswelt gestalten, steht im Mittelpunkt von Sabine Flicks Artikel *Leben durcharbeiten. Selbstverhältnisse von Angestellten in subjektivierten Arbeitsverhältnissen*. Sie

analysiert anhand von leitfadengestützten Interviews, welche Deutungsmuster und Selbstverhältnisse Angestellte entwickeln, die mit neuen Formen der Arbeitsorganisation (z.B. Vertrauensarbeitszeit und Zielvereinbarungen) arbeiten.

Milena Noll fragt in ihrem Text *Repräsentationen sexualisierter Gewalt. Zur Reproduktion von Geschlechterverhältnissen in der familialen Erziehung* schließlich nach Interventionsmöglichkeiten und der Veränderbarkeit von sozialen Ordnungen und Repräsentationen am Beispiel sexualisierter Gewalt. Nolls Analyse fragt nicht nur nach den Auswirkungen, welche die Dynamik von Nicht-Repräsentation und Nicht-Repräsentierbarkeit sexualisierter Gewalt auf die Erziehung der Kinder dieser Frauen hat, sondern versucht auch Perspektiven dafür zu entwickeln, wie diese Dynamik zu verändern ist.

Wie spezifische (normative) Konzepte von Identität, Krankheit und Gemeinschaft verhandelt werden, wird in Wyke Stommels Beitrag *The Requirement of Legitimization as an Impediment for Online Support. A Conversation Analytical Study of an Internet Forum on Eating Disorders* deutlich, da sie danach fragt, wie neue Mitglieder ihren Eintritt in ein Online-Forum über Ess-Störungen gestalten. Stommels konversationsanalytischer Ansatz zeigt dabei nicht nur die spezifische Situiertheit sozialer Repräsentationen auf, sondern ermöglicht es auch, die Dynamik dieses Prozesses zu erfassen.

Repräsentationen des Körpers: zwischen Diskurs und Materialität

Repräsentation hat ein zwiespältiges Verhältnis zur Zeichenhaftigkeit geschlechtlicher Körper: Sie bedarf der Körperlichkeit, abstrahiert aber von empirischen Körpern und verhandelt sie als Texte (Bronfen 1995: 412, 415). Die Zeichenhaftigkeit von Körpern, Körper zu ›lesen‹, ist in den letzten Jahrzehnten eines der zentralen Felder feministischer Forschung geworden (Schade 2002: 80). Die daraus resultierende Frage nach der diskursiven Verfasstheit von *sex* und dem Ausmaß sozialer Konstruktion von (Geschlechts-)Körpern ist ein Streitpunkt feministischer Diskussionen geblieben. Die vermeintliche Faktizität des (Geschlechts-)Körpers als vor aller Sprache, Kultur und Gesellschaft gegebenem Referenten – und damit auch das Verhältnis von *sex* und *gender* –, werden durch eine erneute Hinwen-

dung zum (Geschlechts-)Körper zunehmend problematisiert. Im Kontext einer (poststrukturalistischen) Reformulierung des Repräsentations-Konzepts als »materiell-semiotischem Prozess« (Engel 2002: 21) rückt die Frage nach der »Materialisierung von Signifikationsprozessen« (Engel 2002: 127) in den Vordergrund: Wie ist das Verhältnis von (Geschlechts-)Körper und Sprache, Materie und Diskurs(en), wie die Prozesse der Verkörperung und/oder Materialisierung von Geschlecht zu denken und zu verstehen?

Angesichts historischer Veränderungen von (Geschlechts-)Körpern und vor dem Hintergrund neuerer Technologien setzen sich die Beiträge dieses Kapitels kritisch mit gesellschaftlichen Vorstellungen unbegrenzter Transformierbarkeit von Materie auseinander. Sie versuchen darüber hinaus auch, Brüche und Ungleichzeitigkeiten in gegenwärtigen Körperdiskursen, (medialen) Körper-Inszenierungen und in gelebten Körper-Erfahrungen nachzuzeichnen. Dadurch rückt die Frage nach Interventionsmöglichkeiten innerhalb dieser Signifizierungs- und Materialisierungsprozesse in den Vordergrund: denn wiewohl der (Geschlechts-)Körper »Ort, Medium oder Materialisierung semiologischer Prozesse« (Schade 2002: 84) ist, markiert er gleichzeitig auch deren Grenze. Viele der gegenwärtigen Körperdiskurse und der damit einhergehenden Technologien und Körperpraxen mögen zwar die Machbarkeit eines ewig jugendlichen, schönen und sexuell attraktiven (Geschlechts-)Körpers suggerieren, tatsächlich ist jedoch selbst der »maßgeschneiderte« Körper begrenzt, und das heißt nicht zuletzt auch: endlich.

Jenseits einer Vorstellung »von Sprache als »bloßem«, vom Körper abgetrennten, abstrakten Informationsfluss« (Schade 2002: 81) analysieren diese fünf Beiträge also auf je unterschiedliche Art und Weise die spezifische Verschränkung von Sprache und (Geschlechts-)Körper. Das Konzept der Repräsentation erweist sich dabei als ein »Angelpunkt«, durch den »ein komplexes Verständnis sozio-historischer Konstituierungs- und Transformationsprozesse« von (Geschlechts-)Körpern entwickelt werden kann (Engel 2002: 19).

Vor dem Hintergrund neuerer Technologieentwicklungen und dem damit einhergehenden Versprechen eines perfekten, jugendlichen »Körpers nach Maß« analysiert Hannelore Bublitz in ihrem Artikel *Körper nach Maß – Produkt(e) mit Verfallsdatum? Zur Infrastruktur von Körper- und Selbsttechnologien*, wie sich Geschlechter(normen) materialisieren, welche (geschlechts-)spezifischen Zuschreibungen/Zurichtungen Körper erfahren und

was in der (post)modernen Gesellschaft mit Körpern passiert, die dem ›maßgeschneiderten‹ Körperideal nicht entsprechen.

Mit dem ›maßlosen‹ Körper beschäftigt sich auch der Beitrag *Die Magie der Zahlen. Überlegungen zum aktuellen Diskurs um Übergewicht und Adipositas* von Mica Wirtz: Ausgehend von gegenwärtigen politischen Diskussionen um ›Dicksein‹ von Menschen in Deutschland begreift sie Statistik als Instrument, das gesellschaftliche Wirklichkeiten nicht (nur) abbildet, sondern (mit) produziert. Dabei richtet sie besonderes Augenmerk auf die medienpräsenste Formel des *Body Mass Index*.

Schließlich taucht auch in Malaika Rödel's Artikel *Reproduktion und Geschlecht. Der Diskurs um die Präimplantationsdiagnostik in der Zeit der ›Körper nach Maß‹* wieder auf: Mit der Präimplantationsdiagnostik (PID) scheint nämlich nun auch die Möglichkeit eines ›Embryos nach Maß‹ gegeben. An feministische Kritik und Auseinandersetzung mit der Gen- und Reproduktionsmedizin anknüpfend, fragt Rödel in ihrer Analyse des in der Wochenzeitung *Die Zeit* geführten Diskurses um die PID danach, wie sich die Neuerungen im Bereich der Reproduktionsmedizin auf das Verhältnis von Geschlecht und Reproduktion auswirken.

Das Spannungsverhältnis von alternden, vermeintlich asexuellen Körpern und Liebesgefühlen steht im Mittelpunkt von Jennifer Villaramas Artikel »*Mich quält ein kalter Leib/mich plagt ein heißer Geist.*« *Repräsentationen von Alter und Liebe in einem Amazonen-Singspiel der Frühen Neuzeit*. Sie zeigt unter anderem, wie das Modell der Maskerade die Natürlichkeit der Geschlechterordnung in Frage stellt und die Repräsentation verdoppelt (Deuber-Mankowsky 1998: 25-26). Durch die produktive Zusammenführung literatur- und sozialwissenschaftlicher Konzepte der Maskerade macht Villaramas Analyse des Librettos eines Amazonen-Singspiels aus der Frühen Neuzeit zudem die spezifische Historizität von (Geschlechts-)Körpern und geschlechtsspezifischen Alters-Repräsentationen deutlich.

Nicht nur dem alternden oder alten Körper, sondern einer ganzen ›Ästhetik der Abweichung‹ widmet sich Doris Kolesch in ihrem Beitrag *Bodies that matter. Verkörperung, Geschlecht, Performance im aktuellen Theater und Tanz*. Sie geht der Frage nach, wie bestimmte zeitgenössische Tanzperformances und Theaterinszenierungen die historische und kulturelle Gewordenheit scheinbar ›natürlicher‹ Kategorien (wie z.B. Alter, Geschlecht und Gesundheit) im wahrsten Sinne des Wortes *in den Blick* rü-

cken und dadurch bestehende Denk- und Wahrnehmungsschemata des Publikums irritieren und aufbrechen können.

In der Vielfalt und Breite der hier versammelten Perspektiven von und auf Repräsentationen von Geschlecht zeigen sich zum einen die diskursiven Formationen, die Regimes und Repertoires der Repräsentationen von Geschlecht. Zum zweiten werden die Techniken und Praktiken von geschlechtlicher Repräsentation veranschaulicht. Vor allem aber machen sie deutlich, dass Repräsentationen von Geschlechterdifferenz von Macht durchdrungen sind und machtvoll durchgesetzt werden.

Anmerkungen

- 1 Wir danken Frau Prof. Dr. Katharina Liebsch für ihre anregenden Ideen zur Konzeption dieser Einleitung.
- 2 Auch schon vor dem Poststrukturalismus gab es mehrere ›Krisen der Repräsentation‹: Anfang des 19. Jahrhunderts ausgelöst durch die Historisierung des Wissens und der Erfahrung der Endlichkeit des Denkens, aber auch am Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Sprachkrise (Engel 2002: 143, FN 31).
- 3 Das Vermögen der Vorstellungskraft oder die Phantasie erweist sich somit als relevantes Moment des Repräsentationsprozesses. Es verbindet dessen ästhetische und die politische Bedeutungskomponente (Engel 2002: 147; Deuber-Mankowsky 1998: 33). Neben dieser inhaltlichen Verbindung gibt es auch noch eine strukturelle: Thomas Mitchell beschreibt die gemeinsame Struktur als ein »Beziehungsdreieck« zwischen dem Repräsentierten, dem Repräsentierenden und dem Rezipienten (Mitchell 1994: 18). Zwar kann nicht einfach behauptet werden, dass sich deshalb mediale und künstlerische Repräsentationen, die das binäre Geschlechtermodell unterlaufen, automatisch in Anfechtungen sozialer Strukturen und Institutionen übersetzen (Engel 2002: 132). Aber ein Zusammendenken beider Komponenten ist, im Gegensatz zu Engels Bedenken, welche die ästhetische Komponente ohnehin vernachlässigt, sinnvoll und muss auch nicht zwangsläufig bei der Abbildlogik stehen bleiben (Engel 2002: 16-17).

Literatur

- Bachmann-Medick, Doris (2006): »Translational Turn.« In: Dieselbe: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg, S. 238-283.
- Bischoff, Doerte (2003): »Repräsentation. Einführung.« In: Dieselbe/Wagner-Egelhaff, Martina (Hg.): Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz. Freiburg im Breisgau, S. 353-364.
- Bronfen, Elisabeth (1995): »Weiblichkeit und Repräsentation – aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse.« In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart, S. 408-445.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/Main und New York.
- Flick, Uwe (1991) (Hg.): Alltagswissen über Gesundheit und Krankheit. Subjektive Theorien und soziale Repräsentationen. Heidelberg.
- Flick, Uwe (1998) (Hg.): Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. Weinheim.
- Fonagy, Peter et al. (2004) (Hg.): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart.
- Derrida, Jacques (1990): »Sending. On Representation.« In: Ormiston, Gayle L./Schrift, Allan D. (Hg.): Transforming the Hermeneutic Context – from Nietzsche to Nancy. New York, S. 107-138.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (1998): »Geschlecht und Repräsentation. Oder, wie das Bild zum Denken kommt.« In: *Die Philosophin* 18, S. 24-42.
- Hall, Stuart (2004): »Das Spektakel der ›Anderen‹.« In: Derselbe: Ideologie, Identität, Repräsentation. Herausgegeben von Juha Koivisto und Andreas Merken. Hamburg, S. 108-166.
- Hoff, Dagmar von (2005): »Performanz/Repräsentation.« In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln et al., S. 162-179.
- Kroll, Renate (Hg.) (2002): Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar.
- Mitchell, W. J. Thomas (1994): »Repräsentation.« In: Nibbrig, Christiaan L. Hart (Hg.): Was heißt ›Darstellen‹? Frankfurt/Main, S. 17-33.
- Moscovici, Serge (1981): »On social representations.« In: Forgas, Joseph P. (Hg.): Social cognition. London, S. 181-209.
- Moscovici, Serge (1984): The phenomenon of social representations. Cambridge.
- Riley, Denise (1988): Am I That Name? Feminism and the Category of ›Women‹ in History. London.
- Schade, Sigrid (2002): »Körper – Zeichen – Geschlecht. ›Repräsentation‹: zwischen Kultur, Körper und Wahrnehmung.« In: Dieselbe/Härtel, Insa (Hg.): Körper und Repräsentation. Opladen, S. 77-87.
- Schade, Sigrid/Wagner, Monika/Weigel, Sigrid (Hg.) (1994): Allegorien und Geschlechterdifferenz. Köln et al.

- Spivak, Gayatri Chakravorty (2003): »Can the Subaltern Speak?.« Deutsche Übersetzung von D. Wiese und U. Beitz. In: *Die Philosophin* 27, S. 42-58.
- Warner, Marina (1989): *In weiblicher Gestalt. Die Verkörperung des Wahren, Guten und Schönen*. Aus dem Englischen von Claudia Preuschoft. Reinbek bei Hamburg.

Teil 1
Ästhetische Repräsentationen:
Sehen und Gesehen-Werden

Judith Klinger

Die Macht der Blicke. Augenlust und Geschlechter-Repräsentation bei Hartmann von Aue

Geschlechter erscheinen dem Blick

Die gelungene Repräsentation von Stand und Herrschaft ist für die kulturelle und politische Ordnung der hochmittelalterlichen Adelsgesellschaft zwingend notwendig.¹ Im Spannungsfeld von ›Präsenz‹ und ›Bedeutung‹ ist dabei eine prinzipielle Dominanz von Vergegenwärtigung im Repräsentationsvorgang anzunehmen.² Entsprechend lässt sich die ›repräsentative Oberfläche‹ nicht auf ein Feld verweisender Zeichen und Sinnzuschreibungen reduzieren; vielmehr materialisiert sich die gedachte Ordnung in den adligen Körpern, die ihre Herrschaftsfähigkeit oder auch ihr Geschlecht zum Vorschein bringen. Zumal sich adlige Repräsentation mit der Entwicklung einer höfischen Kultur wesentlich auf visuelle Inszenierungsformen stützt,³ ist die Visualisierung der Herrschaftsbeziehungen sowie identitätskonstitutiver Deutungsmuster unverzichtbar. Sie konzentriert sich im Prinzip der *êre*, dem ›Ansehen‹ vor der höfischen Öffentlichkeit. Phänomene der (Un-)Sichtbarkeit und Blick-Konstellationen in der höfischen Literatur lassen sich daher als Indikatoren für Konzepte mit normativem Geltungsanspruch lesen, darunter auch das Programm der *minne* zwischen den Geschlechtern.⁴

Mit besonderer Prägnanz tritt die wechselwirksame Konstruktion von Blick, Identität und Geschlecht in den Texten Hartmanns von Aue zu Tage. Das auffälligste Beispiel findet sich im ›Legendenroman‹ *Der Arme Heinrich*. Darin erblickt der aussätzig (und daher ›arme‹) Heinrich durch eine *schrunde* (v. 1231) in der Wand das Mädchen, das sich für seine Heilung opfern will, *nacket und gebunden* (v. 1232), bereits unter dem Messer des Arztes. Ihr *minne*-werter Leib (*minneclich[er] lîp*; v. 1233) bewegt Hein-

rich dann jedoch, seinen Entschluss zu ändern; er verhindert die Tötung und nimmt nach seiner wenig später erfolgten Wunderheilung das Bauernmädchen zur Frau. Mit seiner Entscheidung, die Opferung abubrechen, wird Heinrich letztlich zum bestimmenden Subjekt des weiteren Handlungsgangs, der zur vollen Wiederherstellung seiner Herren-Identität führt.⁵

In dieser Blick-Anordnung wird der weibliche Körper dem Blick eines (verborgenen) männlichen Betrachters ausgesetzt, der nicht erwidert werden kann. Die Positionen von Subjekt und Objekt sind zudem in einer Weise ›männlich‹ und ›weiblich‹ besetzt, die unmittelbar an die moderne Konfiguration der Geschlechter und die ihr eingeschriebenen Machtverhältnisse erinnert: »*men act and women appear. Men look at women. Women watch themselves being looked at*« (Berger 1972: 47). Der kulturell modellierte Blick fügt sich damit in eine feste Subjekt/Objekt-Struktur ein. Laura Mulvey kommt in ihrer Analyse von Gender-Repräsentationen im Hollywood-Kino zu dem Schluss, dass »das Bild der Frau, als (passives) rohes Material für den aktiven Blick des Mannes« (Mulvey 1989a: 25),⁶ der Stabilisierung eines männlichen Subjekts dient. Dieser Blick bannt die Frau als das im Wortsinn ›verkörperte‹ Andere, als Objekt einer Differenzen einschreibenden Macht; er präformiert die Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse und geht (visuellen) Repräsentationen von Geschlecht daher schon voraus. Weiblichkeit wird mit Repräsentation verkoppelt und durch den Status eines repräsentierenden Objekts definiert.⁷

Die Konstellation im *Armen Heinrich* erinnert darüber hinaus an das Gemälde ›Der Anatom‹ (Gabriel von Max, 1896), mit dem Elisabeth Bronfen in *Nur über ihre Leiche* ihre Überlegungen einleitet. In seiner Haltung zum toten Körper der Frau konstituiert sich das männliche Blick-Subjekt als Überlebender, Wissender und Autor, während mit der Figuration des weiblichen Leichnams bedrohliche Sexualität und Verfall gleichermaßen symbolisiert und distanziert werden (vgl. Bronfen 1994: 13ff.). Der Anatom sieht indes auch dem eigenen Tod und seiner Reduktion zum Objekt entgegen (Bronfen 1994: 25f.).

Es liegt verführerisch nahe, genau diese Konstellation im *Armen Heinrich* wiedererkennen zu wollen. Ein männliches Subjekt, selbst von körperlichem Verfall bedroht, stabilisiert die eigene Identität im Blick auf den todgeweihten, immobilisierten Körper einer Frau. Heinrichs Blick bricht sich an diesem Anblick und fällt auf ihn selbst zurück: *nû sach er sî an unde sich / und gewan einen niuwen muot* [nun sah er sie an und sich (selbst) / und gewann eine neue Gesinnung] (*Armer Heinrich*: v. 1234f.). »Die einzi-

ge Möglichkeit, das ›Subjekt‹ zu definieren«, so wäre dann mit Christina von Braun zu schlussfolgern, »besteht in seiner Stellung zum ›Objekt‹, besteht also in der Definition des Objekts, das es – gemäß dieser Definition – zugleich tötet und erzeugt« (von Braun 1994: 83). Allerdings impliziert diese Beschreibung bereits eine moderne Subjektphilosophie, die der geschaffenen Welt und der Fülle ihrer Bedeutungen das autonome und damit ›exzentrische‹, zugleich radikal individualisierte Subjekt entgegensetzt: eine Auffassung, die der mittelalterlichen Kultur gänzlich fremd sein muss.⁸

Hartmanns Text irritiert dagegen mit Leerstellen und Befremdlichkeiten, die sich der modernen Konfiguration von Subjekt und Geschlecht sperren. Zwei besonders auffällige historische Differenzen sind hier zu benennen. Zum einen ist der Körper der Betrachteten durch einen spezifisch religiösen Diskurs der Jungfräulichkeit umschrieben, der die sakral-magische Heilskraft des Bluts begründet, und Jungfräulichkeit damit gerade gegen (profane bzw. alltägliche) ›Weiblichkeit‹ differenziert.⁹ Zum anderen ist die von Heinrich verkörperte ›Männlichkeit‹ derart in ständischer, nämlich adliger Identität verwurzelt, dass seine Heilung von der Wiederherstellung der kollektiv gültigen Herrschaftsordnung nicht zu lösen ist und sich sein gebrochener oder gespiegelter Blick daher auch keinesfalls ›im Subjektiven‹ erschöpft.

Die Leerstelle, die für eine genderspezifische Analyse besonders interessant sein muss, betrifft nun die Repräsentation des betrachteten Objekts sowie das Begehren, das dem Blick eingeschrieben ist. Anders als moderne Darstellungen malt *Der Arme Heinrich* den zwecks Opferung entkleideten und fixierten Jungfrauenkörper nicht zur Augenweide aus; die visuelle Inszenierung einer ›weiblichen‹ Anatomie oder eines anatomisch begründeten Geschlechts (im Sinne von Judith Butler: *sex*) unterbleibt, stattdessen füllt sich Heinrichs leerer Blick ausschließlich mit dem Effekt der erblickten Schönheit (vgl. v. 1233, 1241). Fraglich wird damit aber auch, welchem Begehren Heinrichs *niuwe[r] muot* folgt,¹⁰ zumal eine sexualisierende Wahrnehmung des Jungfrauenkörpers nicht erkennbar wird. Erst für die Moderne ist mit Judith Butler schließlich jene ›heteronormative Matrix‹ zu verzeichnen, die Geschlechtsidentität über die spezifische Ausrichtung des Begehrens (als »gegensätzliches Verhältnis zum anderen Geschlecht«; Butler 1991: 45) wesentlich konstituiert und stabilisiert.¹¹ Da sich der Blick moderner RezipientInnen an der Fremdheit des mittelalterlichen Textes brechen muss, sind die historischen Differenzen in den Repräsentationen von

›Geschlecht‹, wie sie bei Hartmann beobachtet werden können, zunächst genauer zu bestimmen.

Erec – Iwein – Heinrich: Blicke und Differenzierungen

Auffällige Blick-Inszenierungen finden sich noch in zwei weiteren Texten Hartmanns, seinen Artusromanen *Erec* und *Iwein*, mit jeweils ähnlicher Rollenverteilung. Im *Erec* wird der Blick des männlichen Protagonisten auf die bloße, schwanenweiße Haut Enites gelenkt, eingerahmt und damit isolierend hervorgekehrt durch ihre zerrissene Kleidung (vv. 323-341).¹² Noch stärker fokussiert ist der Blick Iweins auf die klagende Laudine. Iwein selbst ist doppelt verborgen: Durch einen magischen Ring unsichtbar geworden späht er durch ein Fensterloch und erblickt die soeben verwitwete Laudine, die sich die Haare zerrauft und die Kleider zerreißt (*Iwein*: vv. 1307-1354, 1448-1482). Insbesondere richtet sich Iweins Blick auf den bloßgelegten Frauen-Körper: *swâ ir der lîp blôzer schein / da ersach sî der her Iwein* [wo ihr Leib entblößt leuchtete / betrachtete sie Herr Iwein] (v. 1331f.).¹³ Beschrieben wird ein mit Affekten aufgeladenes Sehen, das der Berührung nahesteht.¹⁴

Enite wie auch Laudine sind im Moment des Gesehenwerdens in ihrem gesellschaftlichen Status beeinträchtigt. Enites Vater ist durch Fehde verarmt (*Erec*, vv. 400-427), Laudine hat mit ihrem (von Iwein selbst erschlagenen) Ehemann den Landesverteidiger eingebüßt und sieht sich in ihrem Status als Landesherrin gefährdet (vgl. *Iwein*, vv. 1890ff.). Die durch materielle Not verschlissenen bzw. klagend zerrissenen Kleider übersetzen diese akute Beschädigung in den dramatischen visuellen Kontrast zwischen Gewand und Leib und kehren mit der leuchtend weißen Haut zugleich das Substrat adlig-höfischer Qualität hervor.¹⁵ Partielle Nacktheit verweist hier also nicht auf geschlechtliche Anatomie, sondern auf gesellschaftlichen Vorrang und adlige Vorbildlichkeit, die in Enites Schönheit und Laudines bedingungsloser Treue gleichermaßen zum Ausdruck kommen, ohne damit exklusiv weiblich definiert zu sein. Auch höfische Herren haben in der zeitgenössischen Literatur leuchtend weiße Haut (vgl. Krass 2006: 275).

Gemeinsam ist allen drei Texten ferner eine Beschädigung der sozialen Identität des adligen Protagonisten, dessen Ehre und Ansehen auf dem Spiel stehen bzw. in Heinrichs Fall durch den Aussatz schon nahezu ver-

nichtet sind.¹⁶ Wenn sich Iwein mit Hilfe eines unsichtbar machenden Rings verbirgt, dann spiegelt diese Unsichtbarkeit seine prekäre Lage, da ihm das Fehlen öffentlich präsentabler Beweise für seine Leistung statt gesteigertem Ansehen nur Spott und Schande einzutragen droht (vgl. *Iwein*: vv. 1067-1071, 1522-1535, 1723-1737). Am weitreichendsten sind die sozialen und leiblichen Beschädigungen bei Heinrich, der durch seine Krankheit gesellschaftlich und familiär isoliert, seines Status und seiner sozialen Sichtbarkeit beraubt und damit letztlich allen *unmære* (*Armer Heinrich*: v. 126), d.h. verhasst oder wortwörtlich unbekannt, wird.¹⁷

Der Blick auf den Körper einer Frau, die in allen drei Fällen auch die spätere Ehefrau ist, erscheint nun jeweils als Wendepunkt auf dem Weg zur Wiederherstellung und Behebung des Defizits.¹⁸ Mit dem zusätzlichen Gewinn einer Ehefrau und dem (Wieder-)Eintritt in die Herrschaftsposition erfolgt zuletzt eine Vervollkommung der adligen Identität.¹⁹ Dem Blick des unbeobachteten Beobachters und dem darin artikulierten Begehren kommt insofern entscheidende Bedeutung für die Rekonstruktion destabilisierter Identitäten zu.

Die Blick-Inszenierungen der Texte isolieren das Begehren nun gleichsam, so dass sein Ursprung selbst sichtbar wird und darauf befragt werden kann, ob sich in dieser Konfiguration Geschlechter-Identitäten bilden oder zu erkennen geben. Allerdings ist dieses Begehren nicht leichterding als individuelles erotisches Begehren zu identifizieren, sondern wird vielmehr über eine verallgemeinerte Minne-Referenz formuliert. So erscheint Enites *lîp sô gar dem wunsche gelîch* [dem Wunsch völlig gleich] (*Erec*: v. 332); der Körper des Mädchens im *Armen Heinrich* ist *vil minneclîch* (v. 1233), d.h. zur Minne geeignet und Minne stimulierend, *wünneclîch* (Freude erregend; v. 1273) und *schoene* (v. 1241).

Solche Formulierungen sind in der höfischen Literatur geläufig: Schönheit und Attraktivität des Leibs werden mit Bezug auf ein universelles Ideal attestiert und entsprechen insgesamt den Wunschvorstellungen einer adligen Öffentlichkeit.²⁰ Darauf verweist auch die hyperbolische Beschreibung des Mädchens im *Armen Heinrich*, von der es bereits einleitend heißt, sie komme einer Herrschertochter gleich.²¹ Minne ist in diesem Zusammenhang als repräsentatives Modell höfischer Selbstdarstellung und höfischer Kultiviertheit zu verstehen: als kulturelles Deutungssystem also, das Begehren auf die Teilhabe an gesellschaftlichen Werten fokussiert, als deren Repräsentantin und Garantin die *frouwe* [die adlige Herrin] fungiert. Insofern bringt der wunsch-gleiche, *minne*-werte Leib ein komplexes adliges

Selbstdeutungsmuster zur Anschauung, nicht etwa das anatomisch-geschlechtlich fixierte Objekt eines sexuellen Begehrens.

Weder im *Erec* noch im *Armen Heinrich* löst ein solcher Anblick daher unmittelbar ein erotisches Verlangen nach der erblickten Person aus. Die zitierten Beschreibungen implizieren vielmehr ein subjektloses Begehren als zwangsläufigen, objektiven Effekt der beobachteten, (quasi-)adligen Schönheit. Die scheinbare Passivität des betrachteten Leibs wird durch sein bezwingendes Strahlen zudem ansatzweise aufgehoben. Sofortige Wirkung hat der Anblick Laudines bei Iwein, der damit in die vorgezeichnete Position des begehrenden Subjekts eintritt: Laudines *hâr und lîch* (Haar und Körper) sind *sô gar dem wunsche gelîch, / daz im [Iwein] ir minne / verkêrten die sinne* [entsprachen dem Wunsch so vollständig, / dass ihm die Minne zu ihr / alle Sinne verkehrte] (*Iwein*: vv. 1333-1336).²²

Freilich richtet sich Iweins Wunsch allein auf das fortgesetzte Sehen Laudines (*Iwein*: v. 1736, vgl. v. 2254) – die ihm nunmehr als Engel, nicht als Frau erscheint (v. 1690) – statt etwa in eine Fantasie erotischer Inbesitznahme zu münden. Erec tauscht nach schon erfolgtem Ehebeschluss erste Minneblicke mit Enite. Erst als die neu eingekleidete Enite bei der Hochzeitsfeier am Artushof *als ein engel* (*Erec*: v. 1843) erstrahlt, generiert die öffentliche Steigerung gesellschaftlichen Ansehens aber ein Begehren, das sich in raubvogelartigen, hungrigen Blicken des Paares artikuliert und erotisch aufgeladen wird (vv. 1845-1886, 1873-1875). Der unbeobachtete Anblick hat seinen Bezugsrahmen und Fluchtpunkt also im Ansehen und Gesehenwerden von der höfischen Öffentlichkeit, die adlige Identität und Herrschaftsstatus beglaubigt (vgl. im *Iwein*: vv. 2653-2701).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Begehren und Geschlechterverhältnisse, wie sie diese Blicke manifestieren, in einen herrschaftspolitischen Kontext eingebunden bleiben, in dem weibliche Schönheit und männliche Kampftüchtigkeit als ständisch definierte Qualitäten ideal miteinander korrespondieren. Den verzeichneten Defiziten der Protagonistenpaare ist indes eine Differenz eingeschrieben, die von besonderem Interesse sein muss. Während die adligen Männer aufgrund des Verlusts von Ansehen in ihrer Repräsentationsfähigkeit beschädigt sind, vergegenwärtigen die Inszenierungen von Enite und Laudine mit dem Kontrast von Gewand und Leib die Ambivalenz von Beschädigung und Wiederherstellung. Ihnen eignen insofern Repräsentationspotenzen höherer Komplexität. Die Geschlechterdifferenz konzentriert sich dabei auf die weibliche Repräsentanz einer idealtypischen Gesellschaftsordnung, die sich in der Konzeption der

höfischen Minne verdichtet. Die Repräsentationsverhältnisse durchlaufen ein Stadium der Asymmetrie, das beim höfischen Fest jedoch überwunden wird. Vorgeführt wird dann eine ideale Paarbildung mit gemeinschaftlicher Repräsentation von Herrschaft und Vorbildlichkeit.

Der entblößten, weiß schimmernden Haut kommt in diesem Zusammenhang doppelte Bedeutung zu. Zum einen hat der *minneclîche lîp* Anteil an prestigeträchtigen, kulturellen Ordnungen, zum anderen stellt das Leuchten der Haut eine unzerstörbare adlige Substanz gegen momentane Defizite aus. An diesem Punkt wird deutlich, weshalb sich das Verlangen des in seinem Status beeinträchtigten, adligen Herrn auf genau diesen *lîp* richten muss: Er spiegelt ihm das eigene, vervollkommnete und in seinem Adel erglänzende Selbst entgegen.²³ Noch bedeutsamer ist jedoch die grundlegende Kondition des Begehrens, die im Gestus der Entblößung ebenfalls freigelegt wird: Nicht Differenz oder ein ›gegensätzliches Verhältnis zum anderen Geschlecht‹, sondern die Vereinigung mit dem Gleichen motiviert das Begehren.

Anstelle einer oppositionell codierten Geschlechtersymmetrie ist hier also eine Konstruktion ständischer Identität im Zeichen der Gleichheit zu beschreiben, zu der die Geschlechterdifferenz als Asymmetrie in den Macht- und Gewaltbeziehungen hinzutritt. Wenn sich Begehren auf die leiblich-adlige Qualität als das Gleiche, nicht auf die Frau als das anatomisch Andere richtet, fällt eine wesentliche Komponente der von Butler beschriebenen ›heterosexuellen Matrix‹ aus.

Subjekt-De-Konstruktionen im *Armen Heinrich*

Ist die adlige Handlungslogik der Artusromane *Erec* und *Iwein* damit knapp skizziert, so zeichnet sich bereits ab, dass für den *Armen Heinrich* andere Deutungsmuster zu veranschlagen sind. Schon die Standesdifferenz zwischen dem aussätzigen Herrn und dem jungfräulichen Bauernmädchen legt eine anders gelagerte Konstellation von Blick und Geschlechtsidentitäten nahe. Im Folgenden wird daher zu zeigen sein, wie dieser Text unter Vereinnahmung religiöser Diskurse ›Geschlecht‹ als identitätskonstitutiven Faktor tendenziell verselbständigt und damit an einer neuen Geschlechterrepräsentation arbeitet. Zu beobachten ist, kurz gefasst, die Ablösung des

oben umrissenen Paradigmas adliger Gleichheit, an dessen Stelle nunmehr die Differenz männlich/weiblich rückt.

Zwei Komponenten sind für diesen Umbesetzungsprozess entscheidend: Erstens, die den Stand transzendierende Konstruktion zweier Subjekte, die einander symmetrisch zugeordnet werden; zweitens, eine gegensätzliche Relation dieser Subjekte, die der Text durch eine Aufgipfelung von Oppositionen erzeugt und mit dem Geschlechterverhältnis identifiziert. Beide Momente – Oppositions- und Symmetriebildung – greifen ineinander und werden in einer komplexen Dynamik von Machtbeziehungen miteinander verschränkt.

Prinzipiell lassen sich im Text konkurrierende Machtstrukturen ausmachen: Gemäß weltlichen Herrschaftshierarchien hat der *herre* Heinrich Macht über die Bauernfamilie so wie die bäuerlichen Eltern ihrerseits Gewalt über die unmündige Tochter haben. Diese feudalen und familiären Hierarchien werden allerdings durch transzendente Autorität temporär außer Kraft gesetzt. Gott selbst bewirkt mit Heinrichs Aussatz eine Verkehrung von Herrschaft in ›Armut‹,²⁴ und das Mädchen setzt sich mit Hilfe einer stringent religiösen Argumentation gegen die Verfügungsgewalt der Eltern durch. Während adlig-weltliche Deutungsmuster nun eine eklatante hierarchische Differenz zwischen dem selbständig handlungsfähigen, adligen Herrn und dem abhängigen Bauernmädchen voraussetzen, hebt der religiöse Diskurs diese Asymmetrie – nicht aber die Differenz – auf und macht das Bauernmädchen zum über sich selbst verfügenden, aktiven Subjekt, dem Heinrich über lange Zeit ohnmächtig und passiv (bestenfalls reaktiv) begegnet.²⁵

Mit der Unreinheit seiner den Herrenkörper zersetzenden Krankheit kontrastiert ferner die häufig beschworene Reinheit und Integrität des jungfräulichen Leibs. Profane und sakrale Bestimmungen kollaborieren also insofern, als sie die genannten Differenzen zur Opposition radikalieren. Zugleich stellt der religiöse Diskurs eine Symmetrie zweier Subjekte her, denn nur der Rekurs auf ein sakrales Deutungssystem legitimiert die Selbstermächtigung des Mädchens.²⁶ Gegen den Willen aller weltlichen Instanzen – der Eltern, Heinrichs und des Arztes – bestimmt sie sich zum Opfer für Heinrichs Heilung und zur Braut Christi, indem sie die Stimme transzendenter Autorität usurpiert (der Heilige Geist spricht aus ihr, so glauben die Eltern; vgl. *Armer Heinrich*: v. 863f.). Wenn sie Christus als ihren bäuerlichen Bräutigam imaginiert (v. 775) verkehrt die geistliche Deutungsordnung zudem weltliche Machtverhältnisse.

Die Kontrolle über die Ereignisse sowie ihre Autorität²⁷ werden dem Mädchen im Verlauf der Opferungsprozedur allerdings wieder entzogen. Sie ist nicht länger Subjekt der Sterbe-Handlung, sondern erscheint in Heinrichs Blick den Aktivitäten des Arztes nackt und reglos unterworfen. Das Medium ihrer Selbstbehauptung – ihre überaus eloquente und rhetorisch bezwingende Rede – ist im Moment des alles entscheidenden Blicks ebenso stillgestellt wie ihr Körper. Als Heinrich die Opferung unterbindet, beklagt das Mädchen ihren Verlust (*Armer Heinrich*: v. 1296: *nû bin ich alrêst tôt* [jetzt bin ich wahrhaft tot]) und bezichtigt Heinrich anschließend der Feigheit (vv. 1310-1333), doch ihre Argumente bleiben nunmehr ohne Wirkung.²⁸

Dem beschädigten, in seiner Selbstverfügung beeinträchtigten männlichen Subjekt wird also vorübergehend ein selbstbestimmtes weibliches Subjekt zugeordnet, das sich im entscheidenden Moment allerdings männlicher Kontrolle zu unterwerfen hat. Als Begründung für diesen Umschlag bietet der Text nur Heinrichs schon beschriebenen Blick an sowie dessen Wunsch, ihren Tod *nicht* zu sehen (*Armer Heinrich*: v. 1256: *ich enwil des Kindes tôt niht sehen* [ich will den Tod des Kindes nicht sehen]). Das Mädchen verstummt am Ende, fügt sich ins Leben und die Ehe mit Heinrich, ohne dass ihr Einstellungswandel noch Erwähnung findet. Heinrich gewinnt aufgrund eines weiteren – diesmal heilenden – göttlichen Eingriffs seinen Herrenstatus zurück und erlangt damit »Autonomie [...] über seinen Körper und über ihren« (Müller 1995: 285). So ist zuletzt auch die übliche Asymmetrie der Macht im Geschlechterverhältnis restituiert.

Die Symmetrie oppositioneller Differenzen *produziert* jedoch erst den Blick als Spiegelungsmoment, in dem sich das männliche Subjekt neu definiert. Diese Konfiguration ist deutlich von den Blick-Inszenierungen im *Erec* und *Iwein* unterschieden, denn dort erblicken die Protagonisten ihre ideale Partnerin im Sinne eines kollektiven Wunschbildes und einer Ergänzung ihrer adligen Identität.²⁹ Im *Armen Heinrich* wird das Bauernmädchen dagegen erst zur adäquaten Partnerin aufgebaut. Das männliche Subjekt konstituiert sich dann im definitiven Zugriff auf ein weibliches Subjekt, dessen Selbstreferenz – der Wille des Mädchens zur Opferung – damit jedoch ausgeschaltet wird.

Freilich bleibt dieser Konstruktionsprozess nicht ohne Effekte. Die folgende Hochzeit Heinrichs mit dem Bauernmädchen vollzieht sich im Zeichen einer standesabstrakten Gleichrangigkeit: *nû ist sî frî, als ich dâ bin* [nun ist sie so frei, wie ich es bin] (*Armer Heinrich*: v. 1497). Mit diesen

Worten reklamiert Heinrich ›Freiheit‹ – adliges Privileg und Fundament des herrschaftlichen Subjektstatus – für die Bauerntochter³⁰ und suggeriert zugleich eine fortgesetzte Symmetrie, die nun allerdings wesentlich von der Kategorie des Geschlechts, nicht der des Standes gestützt wird. Beiderseitige ›Freiheit‹ geht daher nicht im Paradigma der adligen Gleichheit auf, das für *Erec* und *Iwein* zu verzeichnen war.

Diese Privilegierung von Geschlecht als identitätsstiftender Kategorie bedarf neben der Konstruktion eines zweiten Subjekts aber noch eines weiteren Elements, das als semantische Fixierung auf das Geschlechterverhältnis beschrieben werden kann. Diese Fixierung richtet sich primär auf den Körper der Jungfrau und ihr heilkräftiges Blut. Im *Armen Heinrich* wird das weitverbreitete Motiv einer Aussatzheilung durch das Blut unschuldiger Kinder³¹ geschlechtsspezifisch umgedeutet: mit der Zusatzbedingung nämlich, dass das heilende Blut nur von einer weiblichen Person gespendet werden kann, die zugleich Jungfrau, aber eben auch schon ehefähig – *manbære* (v. 225, 447) – ist.

Im Rahmen der spezifischen Opferungsbedingungen gewinnt diese Ehefähigkeit paradoxe Bedeutung. Einerseits wird Bezug genommen auf die freie Willensentscheidung der Jungfrau, die dem unmündigen *kint* nicht zusteht, mithin auf ihre Subjekt-Werdung, die sich andererseits jedoch in der bewußten Selbstzerstörung vollendet: entweder in der Ehe, die ihrer Jungfräulichkeit ein Ende setzt, oder eben im Selbst-Opfer. Das Kriterium der Ehe-Fähigkeit wird im Text dazu durchgängig evoziert, wenn Heinrich das Mädchen mit *gemahel* [Gemahlin, Braut] anspricht.³²

Mit dieser Parallelführung von Ehe- und Opfer-Bereitschaft ist die Voraussetzung dafür geschaffen, Opfer-Ritual und Entjungferung wechselseitig zu substituieren.³³ Entsprechend ist die ›Reinheit‹ des Mädchenkörpers in dem Moment, da er disponibel (ehefähig) wird, zugleich Gegenstand der Bewahrung vor Kontamination³⁴ und Voraussetzung der körperlichen Versehrung (vgl. Bronfen 1994: 136f.). Die abgelehnte Verletzung der integren Jungfräulichkeit wird zuletzt durch eine gewollte ersetzt, die in dieser Denkfigur Reinheit für einen Transfer auf Heinrichs Körper verfügbar macht und sie dem Mädchen zugleich erhält.

Für die Konstruktion der Geschlechterdifferenz ist zudem die Asymmetrie der Verkörperung signifikant. Der Handlungsverlauf scheint geradezu eine *Entkörperung* Heinrichs in Szene zu setzen, dessen aussätziger Leib sich am Wendepunkt der Ereignisse ganz auf den Blick reduziert, während die nackte Jungfrau nur noch schweigender, *minneclīcher* Körper ist. Diese

Einkörperung von Weiblichkeit vollzieht sich über die Doppelbewegung einer Einkleidung mit kostbaren adligen Gewändern und der erneuten Entkleidung für das Opfer (vgl. *Armer Heinrich*: vv. 1020-1027, 1187-1196). Mit der Figur des Arztes wird der männliche Blick auf den jungfräulichen Leib verdoppelt und zugleich die Allgewalt eines männlichen Protagonisten über die Schönheit und Integrität dieses nackten Körpers inszeniert.

Allerdings konstituiert sich das männliche Subjekt nun in der prekären Balance von vermeintlicher Allmacht und drohender Auslöschung, während es zu einer visuellen Repräsentation des bloßgelegten anderen Geschlechts im Text nicht kommt. Gerät die Verkopplung von ›Weiblichkeit‹ und ›Repräsentation‹ hier also an ihren konstitutiven »Punkt der Unmöglichkeit«, der die Grenze des Repräsentationssystems markiert (Bronfen 1995: 431f.)?

In den Repräsentationsverhältnissen kommt es durch Heinrichs definitiven Zugriff zur Fixierung konkurrierender Sinnzuschreibungen. Dies beginnt schon mit der adligen Einkleidung des Mädchens durch Heinrich, der ihre auratische Jungfräulichkeit damit in gesellschaftlichen Rang übersetzt und zugleich darüber verfügt, was seine Begleiterin repräsentieren soll. Er schafft insofern auch die Konditionen für eine ständische Umdeutung ihrer ›Schönheit‹ bei der Entkleidung. Dem nackten Körper wird eine neue Bedeutung zugefügt, die – wie bei Enite und Laudine – wiederum auf adelsmäßige Qualität verweisen kann. Heinrich beteiligt sich demnach aktiv an der Konstitution eines Blick-Objekts, das als Spiegel seiner selbst wirken kann.

Indem er die Opferung abbricht, greift Heinrich in die Konkurrenz des religiösen mit dem feudaladligen Machtdiskurs ein und schreibt den Status des Mädchens auf den eines Objekts fest. Das eigensinnige, religiös legitimierte Subjekt kann nunmehr in die adlige und familiäre Hierarchie reintegriert werden. Heinrichs Eingriff erfolgt zwar im Gestus der Unterwerfung unter den göttlichen Willen, erweist sich im weltlichen Bereich jedoch als Herrschaftsgeste. Der *niuwe muot* des männlichen Subjekts stellt sich insofern als komplexe Bewusstwerdung dar, als er die Erkenntnis eigener Schwäche mit selbstbestimmtem Handeln verbindet. Mit der bald darauf folgenden, gnadenhaften Heilung Heinrichs bestätigt die transzendente Autorität genau diese Subjektformation.³⁵ Im nächsten Schritt wird mit der Eheschließung – im Zeichen der von Heinrich definierten, beiderseitigen ›Freiheit‹ – die Standesdifferenz zugunsten der Geschlechterdifferenz verabschiedet.

Wenn zuvor umkämpfte Bedeutungssetzungen zuletzt von einem sich selbst reflektierenden männlichen Subjekt stillgestellt werden, so gerät der Text allerdings auch an die Grenzen seiner Repräsentationsmöglichkeiten. Der Leib der opferbereiten Jungfrau bleibt nicht zufällig (oder etwa aus Schamhaftigkeit) ein blinder Fleck im Text. Vielmehr zeigt der Vergleich mit den Artusromanen *Erec* und *Iwein*, dass standesunabhängige weibliche ›Schönheit‹ vorerst nur über den Blick des adlig-männlichen Subjekts inszeniert werden kann und darin aufgeht. Das Verschwinden dieses auratischen Körpers korrespondiert mit der Marginalisierung der Braut in der folgenden Handlung, über die zwar noch von Heinrich und seinen Beratern gesprochen wird, die jedoch selbst nicht mehr zu Wort kommt.³⁶

Erscheinen und Verschwinden, Sehen und Unsichtbarkeit³⁷ generieren erst in ihrer unauflöselichen Verflechtung auch eine verallgemeinerte Vorstellung weiblicher Geschlechtsidentität, die im zeitgenössischen Kontext keineswegs vorausgesetzt werden kann. Anders als *Erec* und *Iwein* legt *Der Arme Heinrich* daher einen aufwändigen Konstruktionsprozess offen. Die Einkleidung des Mädchens weist darauf hin, dass ein repräsentativer Leib zuerst durch Kleidung hergestellt werden muss, die dann wiederum weggeschält wird, um den Körper sichtbar zu machen. Anstelle eines quasi-natürlichen Erscheinens des Herrschaftskörpers wird nun die ständisch undefinierte körperliche Schönheit des Mädchens als Ausweis ihrer Qualität in Szene gesetzt: evoziert durch die besonderen Konditionen und Wirkungen des doppelten männlichen Blicks. Dieser Blick tritt an die Stelle textueller Vergegenwärtigung und körperlicher Materialität und markiert zugleich die Grenze des historischen Repräsentationssystems.

Anmerkungen

- 1 Zur mittelalterlichen Repräsentationspraxis vgl. einführend Ragotzky/Wenzel (1990), Wenzel (2005).
- 2 Gumbrecht (2004) führt anhand elementarer Konstituenten die analytische Unterscheidung von ›Präsenz-‹ und ›Bedeutungskultur‹ ein, wobei vorausgesetzt wird, dass sich stets Elemente beider Paradigmen in je historisch differenten Konstellationen miteinander verbinden. Mit Gumbrecht (2004: 15) gehe ich davon aus, dass »›präsenzkulturelle‹ Elemente und Strukturen im Mittelalter [...] eine sichtbarere Rolle spielten als zu irgendeinem Zeitpunkt der Neuzeit«. Zu ›Präsenz‹ und ›Gegenwärtigkeit‹ vgl. auch Czerwinski (1993: 269ff.).
- 3 Vgl. einführend Wenzel (1995), Starkey/Wenzel (2005).

- 4 Die Distanzverbindung des Blicks wird vielfach zum Träger eines gebändigten und selbstreflexiven Begehrens, das gesellschaftliche Ideale in ästhetischer Stilisierung aufleuchten lässt. Folgerichtig behauptet daher Andreas Capellanus in seiner theoretischen Schrift *De Amore* (I.v.6), dass Blinde zu *amor* und Begehren gar nicht fähig seien.
- 5 Im hier vorgesehenen Rahmen kann ich meine Interpretation nur in thesenhafter Zuspitzung auf die Geschlechterrepräsentation vorstellen. In Vorbereitung ist jedoch eine Studie, die das Zusammenspiel historisch-literarischer Deutungsmuster und deren unterschiedliche Nuancierung in den hier behandelten Texten in der gebotenen Ausführlichkeit behandeln wird.
- 6 Vgl. auch von Braun (1994: 83): »In dieser Weise könnte man sagen, daß die Differenz zwischen dem Sehen und Gesehen-Werden die Geschlechterdifferenz usurpiert hat. Männlichkeit wird durch Sehen, Weiblichkeit durch Betrachtetwerden definiert.«
- 7 Vgl. de Lauretis (1984: 37): »representation of woman as image (spectacle, object to be looked at, vision of beauty – and the concurrent representation of the female body as the locus of sexuality, site of visual pleasure, or lure of the gaze)«. Elisabeth Bronfen (1995: 410) beschreibt die Position der Frau daher als »Objekt und Fundament der Repräsentation [...]. Der Wert der Frau im Netz der kulturellen Repräsentationen besteht darin, gleichsam Telos und Ursprung des männlichen Begehrens und des männlichen Drängens nach Repräsentation zu sein, gleichsam Objekt und Zeichen seiner Kultur und seiner Kreativität.«
- 8 Vgl. explizit von Braun (1994: 83): »Das Subjekt setzt sein eigenes ›Du‹ (oder Nicht-ich, wie es bei Fichte heißt) durch den Blick, der nicht erwidert werden kann.« – Zur Abgrenzung des vormodernen vom modernen Subjektbegriff vgl. einfürend Pannenberg 1979; zur Konstitution des Subjekts in der mittelalterlichen Literatur vgl. Grubmüller (1986); Klinger (1999).
- 9 Vgl. zur Jungfräulichkeit grundlegend Brown (1991), Bloch (1991: 93ff.); zur Blutmagie Müller (1995: 278ff., 282f.) mit weiteren Angaben.
- 10 In der Forschung zum *Armen Heinrich* ist diese Frage über lange Zeit mit Bezug auf religiös definierte Werte beantwortet worden, so dass sich Heinrichs veränderte Haltung als Abkehr von Eigensucht und Hinwendung zu Mitleid und Nächstenliebe bzw. altruistischem Denken darstellt (vgl. z.B. Freytag (1987), Blamires (1988)). Zwar sind dem weit gefassten Begriff der *niuwe[n] güete* (v. 1240) religiöse Konnotationen keinesfalls abzuspochen, doch die fehlende (ständische oder theologische) Präzisierung spricht für eine gezielt gesetzte Uneindeutigkeit. In Hartmanns *Iwein*-Prolog dominiert dagegen ein ständischer, vom höfischen Ideal des Artusrittertums getragener Begriff der *güete* (vv. 1ff.).
- 11 Vgl. weiter Butler (1991: 45): »Die Geschlechtsidentität kann nur dann für eine Einheit der Erfahrung bzw. eine Einheit von anatomischem Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren stehen, wenn der Begriff ›Geschlecht‹ so verstanden wird, daß er in bestimmtem Sinne sowohl die Geschlechtsidentität [...] wie auch das Begehren [...] notwendig macht. Damit bedarf die innere Kohärenz oder Einheit jeder Geschlechtsidentität [...] eines festen und zugleich gegensätzlich strukturierten, heterosexuellen Systems.«
- 12 Vgl. dagegen die von Hartmann adaptierte Vorlage Chrétiens de Troyes, *Erec et Enide*, vv. 401-441: Die panegyrische Beschreibung von Enides Schönheit löst sich schnell vom knapp erwähnten Kontrast zwischen schäbiger Bekleidung (die zudem nur an den

Ellbogen löchrig ist) und schönem Körper. Während die beschriebene Blick-Konstellation bei Hartmann nur außerhalb der höfischen Öffentlichkeit begegnet, wiederholt sich im französischen Text die Inszenierung Enides in zerrissenen Gewändern am Artushof, wobei Erec auf Enides löchrige Kleidung hinweist (*Erec et Enide*: vv. 1511-1561).

- 13 Diese Betonung der Entblößung hat in Chrétiens *Yvain* keine Entsprechung: Den ersten Auftritt der klagenden Laudine beschreibt dieser Text ohne jeden Bezug auf Yvains Blick oder seine Reaktion (vv. 1145-1165); erst im Nachhinein artikuliert Yvain ein Bedürfnis, die Dame zu beobachten und schaut dann durch das Fenster (vv. 1269-1304). Es fehlt jeder Verweis auf nackte Haut, die Blick-Aktivität wird kaum hervorgehoben. – Zur komplexen Semantik von *lip*, womit vorrangig der belebte und selbständig erlebende Körper gemeint ist, vgl. Krause 1991.
- 14 Iwein berührt Laudine imaginär: Er möchte ihr die Hände festhalten und ihr *kumber* schmerzt ihn derart, dass er die Schläge, mit denen sich die Klagende selbst traktiert, lieber am eigenen Leib spüren will (*Iwein*: vv. 1340-1347; vgl. vv. 1479-1482). Diese Nähe ließe sich mit Bezug auf die zeitgenössische Sehstrahlen-Theorie noch weit konkreter als materielle Berührung und tatsächliche Übertragung der Affekte von einem Körper auf den anderen beschreiben (vgl. Lindberg 1987: 164-174).
- 15 Im *Erec* wird diese Kontrastwirkung durch den Vergleich mit einer Lilie unter Dornen (v. 337f.) – dem biblischen Hohelied entlehnt (2.2: *sicut lilium inter spinas*), im zeitgenössischen Kontext topisches Bild für Maria – auratisch gesteigert.
- 16 Iwein hat zwar erfolgreich die Brunnen-Âventiure bestanden und seinen Gegner erschlagen, gerät dann aber in lebensbedrohliche Gefangenschaft, der er sich nur vorübergehend durch einen unsichtbar machenden Ring entziehen kann. Erec muss nach dem öffentlichen Geißelschlag eines Zwergs seine Ehre vor dem Artushof wiederherstellen; während des Übergriffs war er selbst seiner Waffen entblößt (*Iwein*: v. 103: *blôz als ein wîp*). Vgl. zu Erec und Enite sowie den Konfigurationen von Gender und Nacktheit in der höfischen Literatur demnächst Winst (2008).
- 17 Vgl. *Armer Heinrich*: vv. 120-163. Dieser Absturz in die völlige Zersetzung seiner Identität wird nur durch die Aufnahme bei einer Freibauernfamilie (v. 269: *frîer bûman*) aufgehalten.
- 18 Allerdings ist in diesem Prozess der Wiederherstellung eine Verschiebung zu beobachten, denn den drei Protagonisten hatte es ja nicht an einer Ehefrau gemangelt. Der ursprüngliche Schaden wird nicht unmittelbar (durch Âventiure oder Heilung) behoben, sondern in einen Handlungsgang überführt, der mit dem zusätzlichen Gewinn einer Ehefrau und dem (Wieder-)Eintritt in eine Herrschaftsposition endet.
- 19 *Erec*: Das Geißelschlag-Problem wird überführt in die Paar-Âventiure des Sperberkampfes und mündet nach der triumphalen Rückkehr an den Artushof in die Eheschließung mit Enite und die Übernahme der Herrschaft im eigenen Land; *Iwein*: Über den Âventiure-Sieg und den damit verbundenen Ehrerwerb hinaus kommt es mit dem Gewinn von Land und Landesherrin auch zur Herrschaftsübernahme an einem vom Artushof unabhängigen Territorialhof; *Der Arme Heinrich*: An die Stelle einer materiellen Heilung mit Hilfe des Bluts tritt die metaphysische Heilung durch Gott, worauf der Wiedererwerb aller verlorenen Güter und des sozialen Status, nebst Zugewinn einer Ehefrau, folgt.

- 20 ›Schönheit‹ ist daher prinzipiell als soziale, nicht als ästhetische Qualität aufzufassen. Vgl. auch Enites Auftritt vor dem Artushof (*Erec*: vv. 1700-1707).
- 21 *Armer Heinrich*: vv. 311-314: *sî was ouch sô genæme, / daz sî wol gezæme / ze kinde dem rîche / an ir wætlîche* [sie war auch so überaus ansehnlich, dass sie zum Kind des Reichs [d.h. des Kaisers] getaugt hätte, in ihrer herrlichen Art].
- 22 Im späteren Gespräch mit Laudine wird die so unerwartet eingetretene Minne auf ihren Ursprung befragt, woraufhin Iwein in umgekehrter Reihung *schoene, ougen, herze* und *lîp* benennt (vgl. *Iwein*: vv. 2341-2355).
- 23 Vgl. auch Chrétiens Formulierung (*Erec et Enide*, v. 440f.: *Que diroie de sa biauté? / Ce fu cele por verité / qui fu fete por esgarder / qu'an se poïst an li mirer / ausi com an un mireor* [Was soll ich von ihrer Schönheit sagen? Sie [Enide] war wahrhaftig so beschaffen, dass sie dazu gemacht war, betrachtet zu werden; dass man sich in ihr betrachten konnte wie in einem Spiegel]). – Krass (2006: 274-77) weist auf die wenig differenzierten Körperbeschreibungen in der Literatur des 12.-13. Jhs. hin, wobei auch die zeitgenössische höfische Mode Geschlechtsunterschiede nur gering akzentuiert. Schultz (1997) hat wiederum gezeigt, dass geschlechtliche Differenzierung der Körper vorrangig über die Bekleidung erfolgt. Diese Befunde sprechen insgesamt dafür, dass sich im Aufleuchten nackter Haut jenseits angemessener Bekleidung sozialständische, nicht geschlechtliche Qualitäten zeigen.
- 24 Der mittelhochdeutsche Begriff *arm* umgreift neben der Besitzlosigkeit (und den daraus folgenden Konsequenzen, wie hier den Machtverlust) allgemeine Bedürftigkeit sowie Elend.
- 25 Heinrichs Ohnmacht kommt in Bezug auf sein eigenes Schicksal zum Tragen, denn er verfügt nicht über die Modalitäten und Mittel zu seiner eigenen Heilung: Weder kann er ein Opfer erzwingen, noch kann er sich letztlich dem Beschluss des Mädchens widersetzen, eben dieses Opfer zu erbringen.
- 26 Zuvor ist das Mädchen allein über ihre Zugehörigkeit zum familiären und sozialen Kollektiv, d.h. in abgeleiteter Identität definiert.
- 27 Ihr gewolltes Opfer als »eine ästhetisch inszenierte Todesdarbietung« kann »ein Moment von Kontrolle und Macht bedeuten, vorausgesetzt, die Selbst-Auflösung der Frau wäre ebenfalls ein Akt der Selbst-Konstruktion«. Denkbar ist auch, dass »eine Frau [...] den Tod bewußt wählt, um ein Zeichen zu setzen: als eine Art des Schreibens mit ihrem Körper, als Materialisierung des Zeichens, wobei die schiere materielle Faktizität des Sterbens und des toten Körpers diesem Akt der Selbst-Textualisierung so etwas wie Gewißheit, Autorität und Realität verleiht.« (Bronfen 1994: 208).
- 28 Vgl. Müller (1995: 285): die Argumente des Mädchens für ihre Opferung bleiben dieselben, nur werden sie jetzt nicht mehr gehört. Ihr gewolltes Sterben hat sich so von der selbstbestimmten Handlung zur passiven Auslieferung verschoben: Willensfreiheit als Selbstreferenz sowie Herstellung eines bewussten Verhältnisses zu sich selbst sind sowohl Voraussetzung des Begehrens (der Blick-Distanz) als auch ihrer Konstruktion als Objekt.
- 29 Entsprechend sind auch die jeweiligen Defizite nicht kontrastiv, sondern komplementär konzipiert, denn wie *Erec* und *Iwein* sind auch *Enite* und *Laudine* in ihren ständigen Repräsentationsmöglichkeiten beschädigt. Diese Defizite der Frauen ergeben sich ihrerseits in Abhängigkeit von männlichen Identitäten, nämlich über den verarmten Vater bzw. den erschlagenen Ehemann.

- 30 Bereits Beyerle (1948) hat darauf hingewiesen, dass die implizierte Gleichsetzung des ›edelfreien‹ und des freibäuerlichen bzw. ›rodungsfreien‹ Status nicht dem zeitgenössischen Rechtsbewusstsein entspricht, Heinrichs Ausspruch daher bei einem adligen Publikum Anstoß erregen muss. Im Anschluss an Beyerle plädiert Borck (1979) dafür, den umgedeuteten Begriff der ›Freiheit‹ im Sinne des Tugendadels aufzufassen. Freitag (1987) veranschlagt dagegen vor allem geistliches Rechtsdenken, das jedem Geschöpf Gottes grundsätzliche Freiheit zuspricht. Unabhängig von der Frage, ob vorrangig ein theologischer oder ein höfisch-ritterlicher Deutungshorizont anzusetzen ist, ist jedoch die Signifikanz der Kategorie ›Geschlecht‹ für die Neukonzeption von ›Freiheit‹, die in den genannten Deutungen keine Berücksichtigung findet.
- 31 Das Motiv begegnet z.B. in der Silvesterlegende sowie in den zahlreichen Fassungen des ›Amicus und Amelius‹-Stoffs, wobei dem Blut von Kindern (gleich welchen Geschlechts oder Alters) allgemein Heilkraft zugeschrieben wird; vgl. zur Motivtradition Blamires 1988: 187ff.
- 32 Vgl. dazu Smits (1984: 446-449); Blamires (1988: 195) merkt an, dass Heinrichs Geschenke (*spiegel, hârbant, gürtel, vingerlîn*; v. 336, 338) auch als Zeichen für eine Eheschließungsabsicht zu deuten sind.
- 33 Margetts (1988) geht zudem davon aus, dass überschüssige Details (unter anderem die aufwändige Beschreibung des Messerschärfens: vgl. *Armer Heinrich*: vv. 1215-1222; Margetts 1988: 202) den Opferungsvorgang mit sexuellen Konnotationen versehen. Obschon eine sexualisierende Lektüre dieser Elemente kaum als zwingend betrachtet werden kann, ist von einer im Text angelegten Mehrdeutigkeit auszugehen, die erotische Imagination zumindest ermöglicht und damit die Fixierung des Opfers auf das Geschlechterverhältnis stützt.
- 34 Nämlich durch jungfräuliches Eingehen in den Himmel (vgl. vv. 681-705).
- 35 Die Logik des göttlichen Eingreifens erklärt der Text als Prüfung sowohl Heinrichs als auch des Mädchens, die nun beide aus ihrem Leiden erlöst werden (*Armer Heinrich*: vv. 1360-1370). Während diese Kommentierung die beschriebene Symmetrie der Subjekte aufrecht erhält, zeigt sich auf Handlungsebene eine klare Asymmetrie in den Machtverhältnissen. Vgl. auch Müller (1995: 286f.).
- 36 Der letzte Erzählabschnitt, der in die Eheschließung mündet, gibt keinerlei Aufschluss über Wunsch und Willen des Mädchens, er präsentiert sie ausschließlich als Objekt von Heinrichs freundlichem Blick (*Armer Heinrich*: v. 1490f.).
- 37 Zur Signifikanz des Unsichtbaren oder Nicht-Sehbaren im *Armen Heinrich* vgl. auch Snow (1972: 114).

Literatur

- Berger, John (1972): *Ways of Seeing*. London.
- Beyerle, Franz (1948): »Der Arme Heinrich Hartmanns von Aue als Zeugnis mittelalterlichen Ständerechts.« In: Beyerle, Franz/Bader, Karl S. (Hg.): *Kunst und Recht. Festgabe für Hans Fehr*. Karlsruhe, S. 27-46.

- Blamires, David (1988): »Fairytale Analogues to *Der Arme Heinrich*.« In: McFarland, Timothy/Ranawake, Silvia (Hg.): Hartmann von Aue. Changing Perspectives. London Hartmann Symposium 1985. Göppingen, S. 187-198.
- Bloch, R. Howard (1991): Medieval Misogyny and the Invention of Western Romantic Love. Chicago/London.
- Borck, Karl Heinz (1979): »*Nu ist si vrî als ich dâ bin*. Bemerkungen zu Hartmanns Armen Heinrich, v. 1497.« In: Huschenbett, Dietrich et al. (Hg.): Medium aevum deutsch. Beiträge zur deutschen Literatur des hohen und späten Mittelalters. Festschrift für Kurt Ruh zum 65. Geburtstag. Tübingen, S. 37-50.
- von Braun, Christina (1994): »Ceci n'est pas une femme.« In: *Lettre*, 25, S. 80-84.
- Bronfen, Elisabeth (1994): Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München.
- Bronfen, Elisabeth (1995): »Weiblichkeit und Repräsentation. Aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse.« In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart, S. 408-445.
- Brown, Peter (1991): Die Keuschheit der Engel. Sexuelle Entsagung, Askese und Körperlichkeit am Anfang des Christentums. München/Wien.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Katharina Menke. Frankfurt/Main.
- Chrétien de Troyes (1987): *Erec et Enide. Erec und Enide*. Altfranzösisch/Deutsch. Übersetzt und hrsg. von Albert Gier. Stuttgart.
- Chrétien de Troyes (1983): *Yvain*. Übersetzt und eingeleitet von Ilse Nolting-Hauff. München.
- Czerwinski, Peter (1993): Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten, Formen von Regeneration und Genealogie im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung. München.
- Freytag, Hartmut (1987): »Ständisches, Theologisches, Poetologisches. Zu Hartmanns Konzeption des *Armen Heinrich*.« In: *Euphorion*, 81, S. 240-261.
- Grubmüller, Klaus (1986): »Ich als Rolle. ›Subjektivität‹ als höfische Kategorie im Minnesang?« In: Kaiser, Gert/Müller, Jan-Dirk (Hg.): Höfische Literatur – Hofgesellschaft – Höfische Lebensformen um 1200. Düsseldorf, S. 387-406.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): »Präsenz-Spuren. Über Gebärden in der Mythographie und die Zeitresistenz des Mythos.« In: Friedrich, Udo/Quast, Bruno (Hg.): Präsenz des Mythos. Konfigurationen einer Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin/New York, S. 1-15.
- Hartmann von Aue (1985): *Der Arme Heinrich*. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung. Auf der Grundlage der Textedition von Helmut de Boor durchgesehen, neu übertragen, mit Anmerkungen und mit einem Nachwort versehen von Hermann Henne. Frankfurt/Main.
- Hartmann von Aue (1972): *Erec*. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung von Thomas Cramer. Frankfurt/Main.
- Hartmann von Aue (1968): *Iwein*. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Hrsg. v. G. F. Benecke und K. Lachmann. Neu bearbeitet von Ludwig Wolff. Berlin.
- Klinger, Judith (1999): »Möglichkeiten und Strategien der Subjekt-Reflexion im höfischen Roman: Tristan und Lancelot.« In: Müller, Jan-Dirk/Wenzel, Horst (Hg.): Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent. Stuttgart/Leipzig. S. 127-148.

- Krass, Andreas (2006): *Geschriebene Kleider. Höfische Identität als literarisches Spiel*. Tübingen/Basel.
- Krause, Burkhard (1991): »*Lîp, mîn lîp* und *ich*. Zur *conditio corporea* mittelalterlicher Subjektivität.« In: Fritsch-Rössler, Waltraud (Hg.): *Uf der mâze pfat*. Festschrift für Werner Hoffmann zum 60. Geburtstag. Göppingen, S. 373-396.
- de Lauretis, Teresa (1984): *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema*. Bloomington.
- Lindberg, David (1987): *Licht und Auge im Mittelalter. Auge und Licht im Mittelalter: die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler*. Frankfurt/Main.
- Margetts, John (1985): »Observations on the Representation of Female Attractiveness in the Works of Hartmann von Aue with Special Reference to *Der Arme Heinrich*.« In: McFarland, Timothy/Ranawake, Silvia (Hg.): *Hartmann von Aue. Changing Perspectives*. London Hartmann Symposium 1985. Göppingen, S. 199-209.
- Müller, Maria E. (1995): *Jungfräulichkeit in den Versehen des 12. und 13. Jahrhunderts*. München.
- Mulvey, Laura (1989a): »Visual Pleasure and Narrative Cinema.« In: Dies.: *Visual and Other Pleasures*. London, S. 14-26.
- Mulvey, Laura (1989b): »Afterthoughts on »Visual Pleasure and Narrative Cinema« inspired by King Vidor's *Duel in the Sun* (1946).« In: Dies.: *Visual and Other Pleasures*. London, S. 29-38.
- Pannenberg, Wolfhart (1979): »Person und Subjekt.« In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.): *Identität*. München, S. 407-422.
- Ragotzky, Hedda/Wenzel, Horst (Hg.) (1990): *Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen*. Tübingen.
- Schultz, James A. (1997): »Bodies That Don't Matter. Heterosexuality before Heterosexuality in Gottfried's *Tristan*.« In: Lochrie, Karma et al. (Hg.): *Constructing Medieval Sexuality*. Minneapolis/London, S. 91-110.
- Smits, Kathryn (1984): »Bemerkungen zu den Motiven der Diesseitsflucht und Ehe-Flucht im »Armen Heinrich« Hartmanns von Aue.« In: Besch, Werner et al. (Hg.): Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen, S. 433-449.
- Snow, Ann (1972): »Heinrich and Mark, two medieval voyeurs.« In: *Euphorion*, 66, S. 113-127.
- Starkey, Kathryn/Wenzel, Horst, Hg. (2005): *Visual Culture and the German Middle Ages*. New York.
- Wenzel, Horst (1995): *Hören und Sehen – Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München.
- Wenzel, Horst (2005): *Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter*. Darmstadt.
- Winst, Silke (2008): »Körper und Identität. Geschlechtsspezifische Codierungen von Nacktheit im höfischen Roman um 1200.« Erscheint in: Biebenecker, Stefan (Hg.): »Und sie erkannten, dass sie nackt waren.« *Nacktheit im Mittelalter*. Tagungsband der interdisziplinären Nachwuchstagung des ZEMAs, 3. und 4. November 2006.

Annabelle Hornung

tougen schouwen.

Repräsentation von Geschlecht in der Gralsliteratur

tougen schouwen bedeutet übersetzt so viel wie ›Geheimnis schauen‹. Das Geheimnis, das nicht – oder nur zum Teil – repräsentiert wird oder werden kann, ist für eine Analyse der Repräsentation von Geschlechterverhältnissen und -identitäten in der Gralsliteratur unabdingbar.¹ In dieser besonderen Gattung, ob nun in einer mittelalterlichen oder modernen Version, muss man sich, wenn man sich mit dem Thema Repräsentation beschäftigt, auch in besonderem Maße mit dem Nicht-Repräsentierbaren auseinandersetzen, dem Geheimnis, dem scheinbar Verborgenen. So ist der Untersuchung der Repräsentation zugleich die der ›Nicht-Repräsentation‹ an die Seite gestellt. Das Verhältnis der beiden zueinander im Bezug auf Geschlechtszuschreibungen und -identitäten in der Gralsliteratur soll Thema der folgenden Analyse sein.² Vorab soll jedoch der Frage nachgegangen werden, ob der in die Krise geratene Begriff der Repräsentation aktuell überhaupt noch für die mediävistische Geschlechter- und Queerforschung nutzbar gemacht werden kann.

Warum Repräsentation?

Der Begriff Repräsentation wird in den neueren Forschungen der Kultur- und Literaturwissenschaft nur selten verwendet. Er gilt nicht erst seit der *crise de la représentation*³ als veraltet und für die Kategorie des Geschlechts seit Judith Butlers Überlegungen zur kulturellen Konstruiertheit von Geschlechtsidentitäten nicht mehr als anwendbar (Butler 1991). Statt seiner wird der Begriff der Performativität verwendet, weil diesem nicht wie der Repräsentation »die Leugnung seiner Produktivität zu eigen ist« (Engel 2002: 129). Hinge man der Vorstellung an, dass Repräsentation in

einer Bild-Abbild-Analogie ›Wirklichkeit‹ abbilde, würde das im Fall von Geschlechterzuschreibungen bedeuten, dass man dem heteronormativen Binarismus von männlich-weiblich verhaftet bliebe.⁴ Aus diesem Grund soll sich in der Auffassung dieses Aufsatzes der Begriff Repräsentation weg von seiner früheren Statik hin zu einer neuen Dynamik bewegen.⁵ Die Annahme einer vorgängigen Wirklichkeit oder auktorialen Intention wird verneint und Repräsentation von Geschlecht(sidentität) wird als »Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion« verstanden (Engel 2002: 127). Dadurch werden Uneindeutigkeiten und Widersprüche in einer binären Geschlechterdichotomie einsehbar und lassen sich produktiv für Veränderungen, für Intervention nutzbar machen (vgl. Engel 2002: 16).

Wichtig für die Ausrichtung der Literatur auf das Imaginäre und Symbolische ist bei der Arbeit mit dem Repräsentationsbegriff zudem, dass Bildlichkeit und Erkennen im Repräsentationsvorgang eingeschlossen sind. Dies hat auch Astrid Deuber-Mankowsky hervorgehoben: »Als Vergegenwärtigung ist Repräsentation unlösbar involviert in den Prozeß des Sichtbarmachens und damit die Erkenntnis in den Prozeß der Repräsentation« (Deuber-Mankowsky 1998: 25). Somit eröffnen sich für den Repräsentationsbegriff als Instrument der Literaturwissenschaft folgende Fragen: Was zeigt der Text? Was macht er sichtbar? Was hält er mit Hilfe welcher Prozesse verborgen? Die Verwendung der Worte ›zeigen‹, ›sehen‹, ›sichtbar machen‹ in den vorhergehenden Sätzen macht deutlich, dass der Anspruch des Erkennens vor allem im Bereich des Sichtbaren und des Sehens liegt. Damit ist jedoch untrennbar ein zweiter Aspekt der Repräsentation verbunden: Neben den Erkenntnissen, die man gewinnen kann, bleibt immer noch ein Rest (im Verborgenen), eine Leerstelle. Etwas, das aus dem Repräsentations- und somit Erkenntnisprozess herausfällt, das sich nicht ganz oder nur als Spur erfassen lässt; etwas, das nicht repräsentiert werden kann, weil es an die Grenzen des Repräsentierbaren stößt. Diese Dynamiken möchte ich in meinem Aufsatz unter dem Begriff der ›Nicht-Repräsentation‹ zusammenfassen.⁶

Für das Mittelalter spielt der Begriff der Repräsentation im höfischen Kontext, schon bevor er sich als Synonym für Stellvertretung verfestigte, eine enorme Rolle. Er trug neben dem, was repräsentiert wurde, auch immer schon dasjenige, was nicht repräsentiert werden konnte, in sich und war »schillernd« (Deuber-Mankowsky 1998: 32, FN 20). Dies zeigt, dass dem Begriff Repräsentation schon im Mittelalter eine interessante Dynamik inne wohnt, da er semantisch noch offener war. Für mittelalterliche, viel-

leicht mehr als für moderne Texte, gilt zudem, dass Repräsentation von Geschlecht im Bereich des Sichtbaren stattfindet und mit Schauen und Angechautwerden korreliert. So ist das Verhältnis von Repräsentation zu Sehen und Erkennen ein ungemein wichtiges: Geschlechtsspezifische Blickstrukturen und das Sehen von Geschlecht(sidentität) sowie Repräsentation von Geschlecht spielen eine große Rolle. Der dabei stattfindende Erkenntnisprozess zeichnet sich durch eine Hierarchie von Anblicken und Angeblickt-Werden aus: »[D]er Mann ist der Blickende [...], die Frau die Blicklose« (Bennewitz 1996: 12). Neben festen Einschreibungen und Definitionen bergen mittelalterliche Texte aber gerade beim Thema Geschlecht, Geschlechterzuschreibungen und Begehren eine Möglichkeit der ›Intervention‹: Eine dynamische Lesart von Geschlecht bietet der Gralsroman, der im Gegensatz zur oben zitierten Analyse des höfischen Romans, bei der der Mann der aktiv Blickende und die Frau die passiv Angeblickte ist, die Blickregie der Geschlechter anders verhandelt. Im *Parzival* beispielsweise, dem mittelhochdeutschen Gralsroman von Wolfram von Eschenbach, sind es oft Frauen, die aktiv (an)blicken. Die Mutter des Gralshelden Parzival oder die heidnische Königin Belakane mustern den Ritter Gahmuret, der erst der Ehemann der einen und dann der anderen werden wird, aktiv mit ihren Blicken. Belakane reagiert bei seinem Anblick mit sofortigen Liebesgefühlen: *dô si gesach den Anschevîn. / der was sô minnecliche gevar, / daz er entslôz ir herze gar* [als sie den Anschevîn (Gahmuret) erblickte. Man musste ihn lieben, wenn man ihn sah] (*Parzival*: vv. 23, 24-26). Auch Herzeloyde fällt es nicht schwer, sich über ihren Blick sowohl körperlich als auch seelisch zu Gahmuret hingezogen zu fühlen: *er geviel ir wol, dô sin ersach* [Er gefiel ihr gut, als sie ihn nun sah] (v. 83, 11).

Diese unterschiedlichen Prozesse, die in mittelalterlicher Literatur im Bereich der Blickhierarchie ablaufen, zeigen, dass man das Verhältnis Geschlecht, Macht und Repräsentation im Feld des Sichtbaren nicht eindimensional denken darf. Auch in diesen Texten gerät die Repräsentation von Geschlecht immer wieder an ihre Grenzen und die ›Nicht-Repräsentation‹ greift: Geschlecht als feste Kategorie beginnt zu wanken, Leerstellen klaffen und Brüche werden sichtbar. Dies ist insbesondere bei den Gralstexten der Fall: Im Bereich des Grals funktionieren Geschlechtsidentitäten und Begehrensstrukturen nicht deckungsgleich und werden nicht eindeutig verhandelt.

Repräsentation von Geschlecht im zeitgenössischen Gralstext

Dan Browns *Sakrileg* ist eine moderne Version der Gralsgeschichte mit allen notwendigen Charakteristika der mittelalterlichen Gralliteratur: einen Gral, dessen Geheimnis es zu ergründen gilt, eine Gralssuche, die aus einer Aneinanderreihung von Abenteuern besteht, und einer Gralsgesellschaft bzw. einem »königliche(m) Geblüt« (Brown 2004: 343). Jede Version der Gralsgeschichte, ob modern oder aus dem Mittelalter, differiert jedoch darin, wie sie das Geheimnis des Grals deutet und welche Rolle die Repräsentation von Geschlecht in seiner Sphäre spielt. Bei Dan Brown ist der »Heilige Gral« wie sich bei der Lektüre herausstellt, eine »Frau« (2004: 332). Diese Deutung rührt nicht nur daher, dass der Gral in seiner Lesart als Kelch des Abendmahls⁷ der Form des weiblichen Unterleibs gleiche (2004: 327), sondern der repräsentierte Schoß sei ein ganz bestimmter: derjenige von Maria Magdalena. Browns Roman »beweist« die Behauptung, dass Maria Magdalena(s Schoß) der Gral sei, anhand einer Bildinterpretation des berühmten *Letzten Abendmahls* von Leonardo da Vinci. Auf der darauf abgebildeten Szene des letzten Mahls von Jesus und seinen Jüngern finde man den Schlüssel zu diesem Geheimnis, denn nicht Johannes sei es, der den Platz neben Jesu einnehme, sondern eine Frau. Der Lieblingsjünger an der Seite seines Herrn sei durch dessen Geliebte, Maria Magdalena, ersetzt worden. Die beiden seien zudem Stammeltern des Geblüts Christi, der »Gralsdynastie« (vgl. Brown 2004: 342ff.).

Die Deutung, dass der Gral gleichbedeutend mit dem weiblichen Körper sei, ist nicht neu.⁸ Es soll hier auch nicht darum gehen heraus zu finden, was der Gral »ist«, vielmehr darum, was er »repräsentiert« und was er uns erlaubt in seiner Umgebung zu sehen. So ist die Lesart des *secco* von da Vinci, mit der »bewiesen« wird, dass Jesus Frau und Familie gehabt habe, auf den ersten Blick progressiv. Zumal zu diesem Geheimnis noch die spannende Art der Tradierung hinzukommt. Nur einem kleinen, exklusiven Kreis (zumeist männlicher) Eingeweihter wurde das Wissen vom Gral über Jahrtausende im Verborgenen weiter gegeben, was die geheimnisvolle Aura dieses Wissens unterstreicht. Ein zweiter Blick auf diese vermeintlich fortschrittliche Lesart des Gemäldes zeigt jedoch, dass das *Sakrileg* versucht, Heteronormativität und Geschlechterdichotomie zu festigen:⁹ Das Paar Maria Magdalena und Jesus findet sein modernes Pendant in dem Gralssucherpaar Sophie Neveu und Robert Langdon. Zudem wird das göttlich Weibliche, der Gral, von Männern zwar angebetet, begründet aber ana-

log zur katholischen Kirche eine Genealogie männlicher Machthaber, die für den Schutz und die Weitergabe des Gralsgeheimnisses sorgen (Brown 2004: 9, 441).

Trotz allem wird deutlich, dass auch im zeitgenössischen Gralsroman *Sakrileg* in der Sphäre des Grals¹⁰ die Repräsentation von Geschlecht uneindeutig und problematisch ist. Auch hier herrscht das Gefühl vor, dass nicht alles gesehen wird, was repräsentiert scheint, sondern Leerstellen aufgemacht werden, an denen die Erkenntnis versagt und etwas nicht repräsentiert werden kann. Diesen Geheimnissen muss auch nachgegangen werden, entsprechend dem Aufruf: »Unkenntnis blendet und lässt uns in die Irre gehen. Oh, Ihr Sterblichen, öffnet die Augen« (Brown 2004: 323).

Repräsentation von Geschlecht im mittelalterlichen Gralstext

Bei den beiden mittelhochdeutschen Gralstexten, die auf die Frage nach dem Verhältnis von Repräsentation, ›Nicht-Repräsentation‹, Begehren und Geschlecht hin analysiert werden sollen, handelt es sich zum einen um Wolframs von Eschenbach *Parzival* und zum anderen um Heinrichs von dem Türlin *Diu Crône*. Diese Texte wurden ausgewählt, weil beide jeweils ihre unterschiedliche Version der Gralsgeschichte erzählen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der Gralssucher, der am Ende das Geheimnis um den Gral lüftet, ist jeweils eine andere Figur: Im *Parzival* handelt es sich bei dem Gralssucher um den titelgebenden Parzival und in *Diu Crône* um Gawein. Es soll jedoch nicht der Fokus des Aufsatzes sein, im Einzelnen die Unterschiede der beiden Versionen der Gralsgeschichte heraus zu arbeiten. Vielmehr geht es um die folgenden Leitfragen: Geraten auch in diesen vor-modernen Texten Geschlechtergrenzen und -zuschreibungen in der Sphäre des Grals ins Wanken? Kann man auch in diesen beiden Fällen behaupten, dass – ähnlich wie bei der Analyse des *Sakrilegs* – rund um den Gral das Thema Geschlecht ins ›Hauptaugenmerk‹ rückt?

Das *tougen* Geschlecht im *Parzival*

Da sich in der Lektüre des *Parzival* ein sehr dichtes Handlungsgeflecht eröffnet, seien nur drei Aspekte beispielhaft heraus gegriffen, an denen sich zeigen lässt, dass Repräsentation von Geschlecht(sidentitäten) nicht eindeutig funktioniert bzw. ein Rest davon nicht-repräsentierbar bleibt. Der erste Aspekt ist die auf der Gralssuche geforderte Keuschheit, d.h. dem Begehren während ersterer zu entsagen. Obwohl Parzival, noch bevor er sich auf die Gralssuche begibt, heiratet, verweigert er sich auf der Gralssuche jeglichem Begehren und lebt während ihrer ganzen Dauer asketisch. Es wird betont, dass der Gralssucher in dieser Zeit furchtbar leide und sein einziges Glück darin bestehe, den Gral zu finden: *mîn hohstiu nôt ist umben grâl/ dâ nâch umb mîn selbes wîp* [Die größte Not macht mir der Grâl, und auch meine Frau fehlt mir sehr] (*Parzival*: vv. 467, 26f.).¹¹ In dieser Äußerung des Gralssuchers kann man zum einen den Zwangsaspekt der Suche ablesen, der ihm nur das eine Ziel vor Augen lässt, und zum anderen liegt darin eine klare Hierarchie zwischen seinem Begehren nach dem Gral und demjenigen nach seiner Frau. Der Zwangsaspekt und die Hierarchie des Begehrens machen deutlich, dass Parzival während der Gralssuche ausschließlich für sein Begehren nach dem Gral lebt. Keusch sein und enthaltsam leben bedeutet im Mittelalter aber zugleich die Verneinung und den Verlust der männlichen Geschlechtsidentität. In allen anderen höfischen Romanen generiert der Ritter seine Identität als solcher und als Mann über eine heroische sexuelle Begehrensökonomie.¹² Dem Held winkt darin nach bestandnem Abenteuer die Dame als Preis. Als bester aller Ritter ist er auch der beste aller Liebhaber (McCracken 2001: 123).

Gralssromane dagegen bilden eine andere Art von Subjektposition und zugleich ein anderes Verhältnis von Tat und Belohnung aus. In ihnen winkt nach dem erfolgreichen Bestehen der Gralssuche und der Erlösung des Gralskönigs nicht der Körper der Dame, sondern ein spirituelles Ziel: »a privileged access to God« (2001: 123). Die keusche und enthaltsame Lebensweise der Gralsritter ist die Vorbedingung, um überhaupt die Gralssuche zu bestehen, dadurch wird jedoch das Verhältnis von Ritterlichkeit, Begehren und Geschlechtsidentität neu definiert. Nur weil sich der keusche Parzival von der normativen Begehrensökonomie des höfischen Rittertums zurückzieht, kann er sich eine Identität als Gralsritter schaffen. Da im mittelalterlichen Roman über die Begehrensökonomie Geschlechtsidentität geschaffen wird, bedeutet dieser Rückzug zugleich, dass Parzivals Ge-

schlechtsidentität nicht mehr eindeutig männlich codiert ist (vgl. McCracken 2001: 132). Erst nachdem Parzival die Gralssuche zu einem guten Ende geführt und seine Aufgabe, den kranken Gralskönig zu erlösen, bestanden hat, sichert er sich eine maskuline Position in der heroischen Erzählstruktur. Er entspricht der heteronormativen Begehrensstruktur und nimmt die Rolle als neuer Gralskönig an. Auf Anweisung des Grals wird seine Frau die Gralskönigin (*Parzival*: vv. 781, 16f.). Bis das aber geschieht, hat auch Parzival alle Eigenschaften eines, wie es McCracken nennt, »queer hero« bzw. »queer subject« (McCracken 2001: 135, 139):¹³ Er begehrt außerhalb der heteronormativen Begehrensstrukturen, wie sie in anderen höfischen Romanen zu finden sind. Statt der konventionellen Art des Begehrens, begehrt er über die körperliche Ebene hinaus, einzig und allein ein *dinc* [Ding] (*Parzival*: v. 235, 23), nämlich den Gral.

Als zweites Beispiel dafür, dass Repräsentation von Geschlecht in der Gralssphäre im *Parzival* nicht funktioniert, kann der amtierende und verwundete Gralskönig Anfortas fungieren. Er muss durch Parzival von seinem Leiden erlöst werden. Die Verwundung im *heidruose* [Hoden] (v. 479, 12) des Anfortas¹⁴ rühre zwar von der vergifteten Spitze des Speers eines Gegners her, sei aber eigentlich eine Strafe des Grals gewesen. Denn wer die Anweisungen des Grals missachtet und eine Frau begehrt, die ihm der Gral nicht zugestanden hat, der muss als Folge der Missachtung Kummer, Seufzen und *herzeleit* [Schmerzen] ertragen (vgl. dazu vv. 478, 13-16).

Die Schrift auf der Oberfläche des Grals nennt dem Gralskönig den Namen seiner Königin. Dies ist ein Beispiel dafür, dass es im *Parzival* der Gral ist, der alles lenkt und leitet. Im Fall von Anfortas erschien der Name der Frau, die er beehrte, nicht auf dem Gral, weshalb er dem Gral zuwider, falsch beehrt hat. Seine Strafe dafür ist, dass er entmannt wird und große Schmerzen zu leiden hat. Noch nicht einmal der Tod kann Erlösung bringen: Der Gral hält Anfortas am Leben, nur Parzival kann ihn retten und von seinen Schmerzen erlösen (vv. 483, 20ff.). Kastration ist im Mittelalter direkt verbunden mit dem Verlust von Macht (McCracken 2001: 137), Männlichkeit jedoch definiert sich über Potenz: »Potency came to be not only the way in which a male defined himself, but how he was defined by society« (Bullough 1994: 41). So zeigt die Wunde des Anfortas den Verlust seiner Männlichkeit und in dieser erzwungenen Abwendung von seiner Geschlechtsidentität auch diejenige vom heteronormativen Begehren (McCracken 2001: 137). Bei diesem Beispiel kann man die Spur der »Nicht-Repräsentation« von Geschlecht und Begehren noch weiter verfolgen. Die

Wunde des Anfortas ist der Grund für seine nicht klar definierbare Geschlechtsidentität,¹⁵ denn seine Entmannung effeminiert ihn. Das zeigt sich in besonderem Maße darin, wie seine Wunde charakterisiert wird. Sie zeichnet sich in ihrer Beschreibung dadurch aus, dass sie aus dem mittelalterlichen Medizindiskurs entlehnte weibliche Attribute besitzt (*Parzival*: vv. 490, 1-491, 18): Sie ist nach innen gestülpt, wie ein Loch, kalt und feucht (vgl. besonders: *durch sîner sûren wunden gruft* [denn faulig geht es von der Höhle seiner Wunde] [v. 491,8]).¹⁶ »The Fisher King [Anfortas] is cast as queer, genitally transgendered« (Klosowska 2005: 44). Über viele Verse wird bis ins kleinste Detail beschrieben, wie die Männer der Gralsgesellschaft versuchen, ihrem König Linderung zu verschaffen. Es werden Zweig, Steine und Kräuter o.ä. an der Wunde gerieben oder hinein gesteckt, wirkliche Linderung jedoch verschafft nur eine Lanze, die in sie gebohrt wird. Alle Heilmittel, die angewendet werden, sind als Gegenstück zur Wunde maskulin konnotiert: »In Wolfram the wound is feminine, and masculine elements are applied to cure it, producing the ultimate paradox: the effeminate man is cured by contact with the masculine element, or (if one were willing to read [...] (it) as a sexual metaphor), by having sex with a man.« (Klosowska 2005: 27) Das bedeutet, dass auf Anfortas noch viel mehr zutrifft, was McCracken für die enthaltsamen Gralssucher schon festgestellt hat. Sein Begehren liegt außerhalb der heteronormativen Begehrensstruktur, er ist auch ein queeres Subjekt (McCracken 2001: 139).

Den entmannten Anfortas zum einen und den enthaltsamen Parzival zum anderen verbindet, dass bei beiden Begehrensstruktur und Geschlechtsidentität nicht deckungsgleich funktioniert. Beide sind Mitglieder der Gralsfamilie und wichtige Subjekte der Gralsgesellschaft. Wenn bei diesen beiden die Repräsentation von Geschlecht(sidentität) nicht eindeutig ist, könnte dies auf geschlechtsspezifisch uneindeutige Strukturen der Gralssphäre allgemein hinweisen. Diese weist eigentümliche Brüche und Leerstellen bzw. eine ›Nicht-Repräsentation‹ bezüglich Geschlecht und Begehren auf. In ihr zählt einzig das Begehren nach dem Gral. Die Gralsuche, die auch Teil der Gralssphäre ist, ist ein nur für Männer gemachtes und somit homosoziales Unternehmen (McCracken 2001: 126). Die Gralsgesellschaft,¹⁷ die der Mittelpunkt der Sphäre des Grals ist, verneint sexuelle Fortpflanzung, denn nicht nur der König und die Königin werden per Schrift zum Gral berufen, sondern alle Mitglieder der Gralsgesellschaft (*Parzival*: v. 495, 1-12). Somit ist in ihr auf den ersten Blick zwar Enthaltensamkeit statt Begehren, zumindest in sexueller Hinsicht, gefordert. Bei ge-

nauerer Betrachtung schürt die Gralssphäre jedoch wiederum ein Begehren, nämlich dasjenige nach dem Gral.

Allein diese kurz umrissenen Betrachtungen zeigen, dass Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren in der Sphäre des Grals nicht deckungsgleich funktionieren. Geschlecht fungiert somit wie der Gral als *tougen* und bricht dadurch Heteronormativität auf, eröffnet im Weiteren die Möglichkeit von der Sphäre des Grals als einer »eigentümlich queere(n) Ordnung« (Michaelis 2007: 38) zu sprechen und die Gralsromane queer zu lesen.

Das *tougen* Gral in der *Crône*

In *Diu Crône* ist nicht Parzival der Gralssucher sondern Gawein.¹⁸ Somit ist »Heinrich [...] der einzige, der den Anti-Parzival Gawein zur Integrationsfigur macht« (Buschinger 1981: 53), denn diese beiden Ritter könnten nicht unterschiedlicher sein. Gawein ist der perfekte höfische Ritter, Parzival dagegen entwickelt sich erst während seiner Suche zu einem Gralsritter und bleibt dieser Identität bis zur Gralserlösung treu. Bezüglich der Repräsentation von Geschlecht ist es der Gralsritter, der sich dem heteronormativen Begehren entzieht und somit die sexuelle Begehrensökonomie und seine männliche Geschlechtsidentität ins Wanken bringt. Der höfische Ritter dagegen, dessen ideale Personifikation Gawein ist,¹⁹ illustriert den Zusammenhang zwischen Begehren und Ritterlichkeit sowie den Zusammenhang zwischen Schlachtfeld und Schlafzimmer wie kein anderer (vgl. McCracken 2001: 125). Nun wäre die Frage zu stellen, ob sich Geschlechtszuschreibungen und Begehrensstrukturen ändern, wenn dieser ideale höfische Ritter zum Gralssucher wird.

In der *Crône* gilt Gawein zu Beginn als Schwerenöter, weil er eine »wilde Ehe« mit der Dame Florî pflegt (*Crône*: v. 1295) und zugleich wird er Frauen gegenüber als anmaßend charakterisiert (vv. 1999-2002). Nach einigen bestandenen Abenteuern heiratet auch Gawein (vv. 8467ff.), ab dem Moment jedoch, als er sich *urloup* [freie Zeit] (v. 25950) vom Artushof nimmt, um auf Gralssuche zu gehen, ist auch von seiner Ehefrau keine Rede mehr. Dies ist wohl die einzige Gemeinsamkeit zwischen ihm und Parzival, denn ansonsten wird in diesem Gralsroman größter Wert darauf gelegt zu betonen, wie verschieden die beiden sind. Parzival fungiert als Negativfolie für Gawein, und seine größte Schuld ist sein Versagen vor dem Gral,

nach dem er nicht gefragt hat (v. 29489). Die Gralsepisode im zweiten Teil der *Crône* ist nämlich Ziel und gleichzeitig Höhepunkt aller heroischen Taten: *unde wizze daz vür wâr, / swaz du âventiure hâst gesehen, / daz si von dem grâle sint geschehen* [Und wisse, die Abenteuer, die Du gesehen hast, sind wegen des Grals geschehen] (vv. 29549-29551).²⁰ Da Parzival versagt hat, ist es nun an Gawein diese erfolgreich zu bestehen.

Auch in *Diu Crône* kann man die Gralssuche als homosoziales Unternehmen deuten, Gawein macht sich mit vier anderen Rittern der Tafelrunde auf den Weg, den Gral zu suchen (vv. 25935ff.). Wie im *Parzival* wird auch in diesem Gralsroman auf den Kummer und die Leiden hingewiesen, die der Gralssucher zu erdulden hat.²¹ Die vier Gralssucher werden getrennt und so ist es Gawein alleine, welcher der Gralsträgerin Manbur begegnet, bevor er auf die Gralsburg gelangt. Diese gibt sich zwar nicht als Teil der Gralsprozession zu erkennen, erteilt ihm aber Instruktionen, wie er sich vor dem Gral zu verhalten habe (vgl. vv. 28466-28508): Gawein dürfe auf der Gralsburg nicht trinken, um nicht einzuschlafen und wenn er sie dort wieder sehe, solle er nach dem Gral fragen (v. 28484). Als er auf der Gralsburg Manbur wieder erkennt, hält sich Gawein an ihre Anweisungen, stellt die entscheidende Frage (vv. 29433-37) und befreit mit ihr die Gralsgesellschaft. Im Weiteren möchte er wissen, was der Gral denn nun wirklich sei. Dieser sei, so antwortet ihm der *altherre*, der Herr der Gralsburg, ein *tougen* von Gott (v. 29465; 29583) und alles was er ›gesehen‹ habe, sei der Gral gewesen (v. 29550f.). Mehr würde er nicht erfahren: *Von dem grâl wirt dir niht mê geseit, / Wan als du hâst gesehen* [Von dem Gral wird dir nicht mehr gesagt, als das, was Du schon gesehen hast] (vv. 29476ff., Hervorhebung A.H.). Nur über die Gralsgesellschaft erfährt Gawein mehr: alle ihre männlichen Mitglieder sind verflucht. Sie sind tot, obwohl sie lebendig scheinen (v. 29533f.). Die Frauen, die in der Gralsgesellschaft leben, dagegen sind lebendig: *Wan diese vrouwen sint niht tôt* (v. 29540). Gawein heißt es, habe nun die Männer zum Tod hin erlöst. Nach dieser dürftigen Erklärung verschwindet der Gralsherr vor den Augen des Helden und mit ihm der Gral: *Dirre altherre sô verswant / vor sînen ougen und dem grâl* (vv. 29606f.).

Zusammenfassend lassen sich für die Sphäre des Grals in der *Crône* folgende Punkte festmachen: Der Gralssucher wird, obwohl er auch großes Leid auf der Gralssuche erleiden muss, nicht vom Begehren nach dem Gral vorangetrieben und eine alternative Gesellschaft, wie die Gralsgesellschaft im *Parzival*, wird als nicht erstrebenswert angesehen. Sie löst sich am Ende

in Nichts auf und ist schon von Beginn an ein »(Un)Totenreich« (Meyer 1994: 122). Der Held führt die Frauen, die er von der männlichen, schein-toten Gralsgesellschaft befreit hat, zurück ins Artusreich. So ist auch das Gralsabenteuer nur ein Abenteuer von vielen in der Artuswelt. Daraus ergeben sich nun folgende Fragen: Was ist der Gral in der Version von Heinrich von dem Türlin? Fördert er wie im Fall *Parzival* eine queere Lesart? In der Sekundärliteratur herrscht keine Einigkeit über die Deutung des Grals,²² wichtig scheint jedoch zu sein, dass auch in diesem Gralstext das Feld des Sehens im Bezug auf den Gral ein bedeutsames ist, obwohl sich der Gral am Ende dem Sichtbaren wieder entzieht: Gawein wird nur darauf hingewiesen, was er alles schon gesehen habe, sei aufgrund des Grals geschehen (vv. 29476f.). Das Gralswunder ist zwar von Natur aus ein Geheimnis – *wesen tougen* (v. 29465) –, in dessen Inneres man nicht dringen kann, aber man kann dessen Äußeres sehen (*wan swaz man mit den ougen / daz an ersehen künde*, vv. 29597-602). Wobei auch hier unklar ist, wie das Äußere das Grals aussieht: Ist es nun die *tobliere* [Schüssel, Teller] (v. 29367), der *kefsen* [Reliquienbehälter] (vv. 29385f.), oder der Speer, der mit dem aus ihm hervorquillenden Blut den *altherre* speist (vv. 29418-21)? Alle drei Dinge sind Bestandteile der Gralsprozession. Oder ist der Gral tatsächlich die Summe aller Dinge der Gralsphäre und somit alles, was Gawein auf der Gralsburg und dem Weg dahin gesehen hat?

Diese Fragen lassen sich ebenso wenig eindeutig beantworten, wie die nach dem Wesen des *tougen* Gral. Wichtig ist meines Erachtens nur, dass der Gral am Ende verschwindet und sein Geheimnis mitnimmt. Dies ist eine moderne Deutung des Grals: Eben weil er sich auflöst, endet die Suche nach ihm und es gibt im Gegensatz zum *Parzival* keinen alternativen Gegenentwurf zur Artusgesellschaft mehr. Man könnte somit den Eindruck gewinnen, dass die Repräsentation von Geschlechtsidentitäten in der *Crône* im Vergleich zum *Parzival* eindeutig und ohne Leerstellen, ohne »Nicht-Repräsentation« funktioniert. Die Kategorie Geschlecht wird hier in der Sphäre des Grals eindeutig und binär verhandelt. In der Gralsgesellschaft sind alle Männer tot, die Frauen dagegen lebendig. Bei der Gralsprozession sind die Gegenstände sowie Rituale entweder weiblich oder männlich entsprechend genitalen Codes konnotiert und dadurch sexuell aufgeladen: die Männer bzw. die Junker tragen die Speere, die Jungfrauen dagegen die Schalen bzw. *kefse*, ebenfalls Behältnisse. Am Ende wird der Speer auf die Schale gelegt, damit sie das Blut auffangen kann, das aus ihm tropft (vv. 29413-20). Gerade bei der Prozession überlagern sich religiöse und sexu-

elle Codes, wenn zum Beispiel der untote *altherre* wie ein Vampir das lebenserhaltende Blut aus dem Speer trinkt (v. 29421). Der Gral selbst wird jedoch durch dieses lebenserhaltende Ritual, das untrennbar zu ihm gehört, und seiner speisenden Funktion weiblich codiert: *daz gotes tougen*, der Gral erscheint, um den Gralskönig, die männlichen sowie weiblichen Mitglieder zu laben (vv. 29543-48). Auch die Gralssuche – scheinbar ein homosoziales Unternehmen – wird von Frauen dominiert. Ständig treten weibliche Figuren Gawein helfend zur Seite, Manburs Instruktionen sind nur ein Beispiel von vielen. Am Ende widmet Heinrich von dem Türlin die Krone aller erzählten Abenteuer, was zum einen die Gralserlösung oder zum anderen sein ganzes Buch sein könnte, sogar den Frauen: *Mit dirre krône gekrœnet sît / Ir vrouwen, die nâch werde lebent!* [Mit dieser Krone seid gekrönt, Ihr Frauen, die danach leben werdet!] (vv. 29989f.). Somit unterstützt die *Crône*, obwohl sie wichtige Strategien der ›Nicht-Repräsentation‹, des *tougen*, in sich trägt, am Ende doch die normative Dichotomie der Geschlechter.

Das Ende der queeren Gralsgesellschaft

Es scheint fast so, als würde Heinrich in seiner *Crône* versuchen, die queere Gralsgesellschaft, die Wolfram im *Parzival* angelegt hat, wieder in heteronormative Bahnen zu lenken. Die Gralsprozession entspricht der klassisch dichotomischen Geschlechterordnung, da die Männer die (männlich konnotierten) Lanzen und die Frauen die (weiblich konnotierten) Schalen tragen. Aus der homosozialen Gralssuche wird eine Kette von Abenteuern, in denen Frauen dem Helden helfen. Der untote Gralskönig ist nicht mehr das *queer subject*, das Anfortas war. Die Gralsgesellschaft verliert ihre Brisanz, indem alle ihre männlichen Mitglieder sterben und die weiblichen in die Artusgesellschaft mit ihren normativen Begehrensstrukturen eingliedert werden. Der Gral selbst ist, weil er auch bei Heinrich das Objekt des Begehrens der männlichen Sucher darstellt, folgerichtig weiblich codiert.

Die Idee, den Gral im Geheimen zu lassen, als *tougen*, das nie ganz erfasst werden kann, weil sich in ihm verschiedene Lesarten überschneiden, ist nicht nur vormodern, sondern entspricht auch (post)modernen Epistemen.²³ Die Nicht-Repräsentierbarkeit des Grals ist der Aspekt, wodurch die

Crône für eine queere Lektüre fruchtbar gemacht werden kann. Dennoch muss festgestellt werden, dass der *Parzival* an Leerstellen und Brüchen hinsichtlich der Repräsentation von Geschlecht in der Gralsosphäre reicher ist. Doch auch dieser Roman kehrt am Ende, als Parzival Gralskönig wird, zu einer heteronormativen Ordnung zurück, formt aus dem *tougen*, das das Thema Geschlecht umgibt, wieder Eindeutigkeiten und verneint somit sein queeres Potential. Auch die *Crône* verschließt dieses wieder, indem sie im Gegensatz zum geheimen Wesen des Grals, dem *tougen*, Geschlecht in dessen Umgebung eindeutig binär verhandelt. Weil das Buch somit dichotomen Geschlechtsidentitäten verhaftet bleibt, kann man es beinahe als Wegbereiter für die Lesart des Grals deuten, die das *Sakrileg* achthundert Jahre später so berühmt machen wird.

Anmerkungen

- 1 Horst Wenzel überschreibt in seinem Buch über höfische Repräsentation im Mittelalter das Kapitel, in dem er sich mit der Repräsentation von Geschlecht in der Literatur auseinandersetzt, auch mit »Geheimnis und Gender« (2005: 245ff.).
- 2 An dieser Stelle möchte ich mich bei Dr. Isabelle Stauffer und Fabienne Imlinger bedanken, die mit ihren Anregungen die Entstehung dieses Textes begleitet haben.
- 3 Die Krise der Repräsentation (*crise de la représentation*) lässt sich seit dem Beginn des Poststrukturalismus festmachen. Dazu den Überblick über die Entwicklung und Anwendung des Begriffs bei Dagmar von Hoff (2005) »Performanz/Repräsentation«.
- 4 Judith Butler (1991) kritisiert in *Das Unbehagen der Geschlechter*, die Einheit von *sex*, *gender* und Begehren, da diese Kategorien nicht immer in einem heteronormativen Sinne deckungsgleich bzw. voneinander abhängig sind.
- 5 Man kann sich auf verschiedenste Arbeiten beziehen, bei denen die problematische Statik der Repräsentation und die damit einhergehende Konstruiertheit von Geschlecht analysiert wird: Hierzu Stuart Hall (1997), Engel über die Theorien von de Lauretis/Silverman (2002: 149-160).
- 6 Auf Leerstellen und Platz für Phantasie und Illusion in der Repräsentation verweist auch Deuber-Mankowsky (1998). Siehe auch Engels Überlegungen zur »VerUneindeutigung« von Geschlecht (Engel 2002: u.a. 14).
- 7 Vgl. zu dieser Lesart zum Beispiel *Le roman du Saint-Graal* von Robert de Boron.
- 8 Dazu John B. Marino (2004), dessen Buch *The Grail Legend in Grail Literature* einem Überblick über verschiedene Lesarten des Grals bietet, in denen die Gleichsetzung des Grals mit dem weiblichen Körper eine große Rolle spielt.
- 9 Das *Letzte Abendmahl* bietet in seiner klassischen Lesart, Johannes neben Jesus – und eben nicht in der des *Sakrilegs* – viel mehr Raum, den Spuren des Begehrens, der Lie-

- be und/oder Freundschaft zwischen den beiden nachzuspüren. Andreas Kraß (2007) bietet ein *queer reading* dieser Beziehung.
- 10 Unter der Sphäre des Grals verstehe ich den Bereich, in dem der Gral wirkt: die Gralsuche, die Gralsburg, die Gralsfamilie, die Gralsdynastie bzw. die Gralsgesellschaft.
 - 11 Weitere Beispiele hierfür wären: *ine müeze alrêrst den grâl gesehn, / diu wîle sî kurz oder lanc* [Ich will von keinem Glück mehr wissen, ehe ich nicht den Grâl gesehen habe, mag das lange dauern oder kurz] (*Parzival*: vv. 329, 26f.) oder *dâ hân ich freude vil verlorn. / der grâl mir sorgen gît genuoc* [Da habe ich viel Glück verloren, der Grâl macht mir großen Kummer] (*Parzival*: vv. 441, 4f.).
 - 12 Peggy McCracken analysiert diese »sexual and heroic economy« an Beispielen aus den altfranzösischen Gralstexten (McCracken 2001: 125). Diese Prozesse kann man jedoch auch auf die mittelhochdeutschen Romane übertragen.
 - 13 *Queer* meint hier keine Identitätskategorie sondern eine Analysekategorie, d.h. an diesem und anderen »queer subject(s)« fallen die Begehrensstrukturen aus dem heteronormativen Raster, weswegen ihnen nachgespürt werden soll. Diesen Hinweis verdanke ich den Diskussionen des *Queer Studies* Oberseminars, das am 10./11. Februar 2008 unter Leitung von Prof. Dr. Andreas Kraß an der Johann Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt stattfand.
 - 14 Die Geschichte des Anfortas und seiner Verwundung ist Teil der Unterweisung, die der Gralssucher Parzival beim Klausner Trevrizent, seinem Onkel, erhält. Hierzu *Parzival* (vv. 478, 1-491, 30).
 - 15 Vgl. McCracken (2001: 138): Der Kastrierte/Entmannte ist weder vollkommen männlich (»fully male«) aber auch nicht weiblich (»fully female«).
 - 16 Vgl. Klosowska 2005: 27, 51, 64.
 - 17 Die Gralsgesellschaft ist nicht synonym zu setzen mit der Gralsfamilie, deren Mitglieder Parzival, Herzeloide, Sigune, Anfortas und Trevrizent sind.
 - 18 Man geht davon aus, dass die *Crône* nach dem *Parzival* entstanden ist, bzw. Heinrich den *Parzival* zumindest bis Buch VI kannte. Dazu Stein (2000: 109ff.).
 - 19 Gawein fungiert schon in den altfranzösischen Vorläufern der Gralsroman als das Idealbild des höfischen Ritters. Hierzu McCracken (2001: 124f.).
 - 20 Besonders hervor zu heben an dieser Stelle ist, dass durch diese Aussage auch die so genannten Wunderketten in die Sphäre des Grals einzuordnen sind. Diese zeichnen sich durch ihre (alb)traumartigen, sexuell konnotierten Bilder aus: Gawein begegnet z.B. einer nackten Jungfrau, die einen gefesselten Riesen gegen angreifende Vögel zu schützen versucht oder einem grünen dreigehörnten Tier, auf dem eine alte Frau reitet, die an einem Strick einen nackten Mohren führt und ihn peitscht. Dazu Wyss (1981).
 - 21 Vgl. hierzu u.a.: er erleidet *grôzen kumber* (*Crône*: v. 28368), er erholt sich *des kumbers, den er hâte gedolt* (*Crône*: vv. 28995f.).
 - 22 Um die wichtigsten Kommentare und Deutungen kurz zu skizzieren: Das Gralsreich ist ein Todesreich, der Gral ist der Tod (vgl. hierzu Meyer 1994: 123 und Wyss 1981: 289); »Heinrichs Gral ist das höchste aller Abenteuer, das Gawein zu bestehen habe und das sei die Bedeutung dieser Episode, aber ohne religiös-mythische Bedeutung« (Cormeau 1977: 226f.); Die Gralserlösung sei ein »Abenteuer wie viele andere«, ihr fehle »jede mythische, gar religiöse Symbolik« (Buschinger 1981: 27); Ebenbauer (1977: 40) nennt *Diu Crône* sogar einen »Antigralroman«.

- 23 Die Deutung des Grals als *Geheimnis* kann man an Jacques Derridas (2000) Überlegungen zur *Spur* anlehnen: Zeichen entstehen nicht aus einer Identität zwischen Signifikat und Signifikant, sondern allein aufgrund der Differenz zu anderen Zeichen. Da man immer andere Signifikanten benötigt, um den Sinn eines Zeichens anzugeben, ist der Verstehende der Bedeutung stets nur auf der *Spur*.

Literatur

- Bennewitz, Ingrid (1996): »Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von ›Weiblichkeit‹ in der deutschen Literatur des Mittelalters.« In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): »Aufführung« und »Schrift« in Mittelalter und Früher Neuzeit. Stuttgart et al., S. 222-238.
- Bollough, Vern L. (1994): »On Being a male in the Middle Ages.« In: Lees, Clare A. (Hg.): *Medieval Masculinities*. Minneapolis, S. 31-46.
- Brown, Dan (2004): *Sakrileg*. Bergisch Gladbach.
- Buschinger, Danielle (1981): »Burg Salfe und Gral. Zwei Erlösungstaten Gaweins in der *Crône* Heinrichs von dem Türlin.« In: Krämer, Peter (Hg.): *Mittelalterliche Literatur in Kärnten*. Wien, S. 1-32.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Katharina Menke. Frankfurt/Main.
- Cormeau, Christoph (1977): »Wigalois« und »Diu Crône«. München.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (1998): »Geschlecht und Repräsentation. Oder, wie das Bild zum Denken kommt.« In: *Die Philosophin* 18, S. 24-42.
- Derrida, Jacques (2000) [1976]: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main.
- Ebenbauer, Alfred (1977): »Fortuna und Artushof.« In: Ders. et al. (Hg.): *Österreichische Literatur zur Zeit der Babenberger*. Wien, S. 25-49.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit*. Frankfurt/Main.
- Hall, Stuart (1997): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. London.
- Heinrich von dem Türlin (1982): *Diu Crône*. Hrsg. von Gottlob Heinrich Scholl. Stuttgart.
- Hoff, Dagmar von (2005): »Performanz/Repräsentation.« In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln et al., S. 162-179.
- Klosowska, Anna (2005): *Queer Love in the Middle Ages*. New York.
- Kraß, Andreas (2007): »Der Lieblingsjünger und die Folgen.« In: Bauer, Robin et al. (Hg.): *Unbeschreiblich männlich – Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg, S. 43-59.
- Marino, John B. (2004): *The Grail Legend in Grail Literature*. Cambridge.
- McCracken, Peggy (2001): »Chaste Subjects: Gender, Heroism, and Desire in the Grail Quest.« In: Burger, Glenn/Kruger, Steven (Hg.): *Queering the Middle Ages*. Minneapolis, S. 123-142.
- Meyer, Matthias (1994): *Die Verfügbarkeit der Fiktion. Interpretationen und poetologische Untersuchungen zum Artusroman und zur aventiurehaften Dietrichepik des 13. Jahrhunderts*. Heidelberg.

- Michaelis, Beatrice (2007): »Das Schweigen Parzivals – oder: alles eine Frage der Erlösung.« In: Glawion, Sven et al. (Hg.): Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie. Bielefeld, S. 29-40.
- Robert de Boron (1981): *Le roman du Saint-Graal*, übersetzt und eingeleitet von Monica Schöler-Beinhauer. München.
- Schmid, Elisabeth (1986): *Familiengeschichten und Heilsmythologie. Die Verwandtschaftsstrukturen in den französischen und deutschen Gralromanen des 12. und 13. Jahrhunderts*. Tübingen.
- Stein, Peter (2000): *Integration – Variation – Destruktion: Die »Crône« Heinrichs von dem Türlin innerhalb der Gattungsgeschichte des deutschen Artusromans*. Bern et al.
- Wenzel, Horst (2005): *Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter*. Darmstadt.
- Wolfram von Eschenbach (2003): *Parzival*. Nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Berlin/New York.
- Wyss, Ulrich (1981): »Die Wunderketten in der Crône.« In: Krämer, Peter (Hg.): *Mittelalterliche Literatur in Kärnten*. Wien, S. 269-292.

Susanne Scharf

»I need all the illnesses that come.« Krankheit und *gender* in Elizabeth Stoddards *The Morgesons*

Zur Repräsentation von Frauen in der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts stellt Abba Goold Woolson 1873 fest:

The familiar heroines of our books, particularly if described by masculine pens, are petite and fragile, with lily fingers and taper waists. ... A sweet-tempered dyspeptic, a little too spiritual for this world and a little too material for the next, and who, therefore, seems always hovering between the two, is the accepted type of female loveliness. (zit. n. Herndl 1993: 110)

Dem Thema »Invalidism as a Pursuit« widmet Woolson in ihrem Buch *Woman in American Society* sogar ein eigenes Kapitel. Kränkliche Frauen bevölkerten im 19. Jahrhundert nicht nur amerikanische Romane, sondern Zeitgenossen zufolge die USA auch in der Realität. So erklärt z.B. 1855 Catherine Beecher, die sich für die Verbesserung der Gesundheit von Frauen einsetzte, dass Krankheiten unter Frauen rapide zunähmen: »ere long, there will be no healthy women in the country« (zit. n. Herndl 1993: 20). Frauen im 19. Jahrhundert waren nicht unbedingt kränker als ihre Vorfahrinnen im 18. Jahrhundert, aber sie beschrieben sich selbst häufig als krankheitsanfällig oder sogar permanent krank und wurden von anderen so wahrgenommen (vgl. Douglas Wood 1973: 27). Krankheit wurde als in der Natur der Frau liegend gesehen (Herndl 1993: 21). Dieser Diskurs spiegelte sich in der Literatur nicht nur wider, sondern wurde von ihr mitproduziert.

Auch in Elizabeth Stoddards Roman *The Morgesons* (1862) spielen Krankheiten eine zentrale Rolle. Der Roman schildert die Entwicklung und den Reifeprozess der Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romans, Cassandra Morgeson, von einem unbändigen, neugierigen Mädchen über eine sich ihrer Sexualität bewusst werdenden jungen zu einer reifen und desillusionierten verheirateten Frau.¹ Es fällt auf, dass die Protagonistin zwar mit einer robusten Gesundheit ausgestattet ist, in entscheidenden Momenten jedoch mit Krankheiten zu kämpfen hat. Ihre Schwester Veronica scheint dagegen ihrer physischen Konstitution nach ein Prototyp der kränk-

lichen Frau des 19. Jahrhunderts zu sein. In diesem Aufsatz befaße ich mich mit der Rolle, die Krankheiten in der Repräsentation von *gender* in *The Morgesons* spielen und wie Stoddard anhand von Krankheiten mögliche Ausformungen der Geschlechterrolle im Weiblichkeitsdiskurs der Zeit darstellt und kritisch begutachtet.²

Krankheit ist in *The Morgesons* vor allem für eine Figur konstitutiv: Veronica. Sie ist ein Teil ihrer Persönlichkeit. Wer Veronica zum ersten Mal begegnet, bemerkt zunächst ihren labilen Gesundheitszustand (238). Von Kindheit an wird Veronica als zart und blass und von Krankheit heimgesucht beschrieben (13). Es wird nie ganz klar, woran Veronica eigentlich leidet. Zum einen liegt sie mit lang andauernden, nicht näher benannten oder diagnostizierten Erkrankungen für Wochen danieder: »Delicacy of constitution the doctor called her disorder. She had no strength, no appetite, and looked more elfish than ever.« (26) Krankheit überfällt sie geradezu und fesselt sie oft wochenlang an ihr Zimmer (59).

Veronica überlebt jedoch trotz ihres kritischen Gesundheitszustandes eine Infektionskrankheit wie die Masern, die durchaus zum Tode führen können, wie der Roman am Fall eines Freundes von Cassandra zeigt (56). Krankheit ist eher eine allgemeine Verfassung Veronicas als eine akute Gefährdung. Allerdings ist sie die schwierigste Patientin unter den drei Geschwistern und kaum zu bändigen. »When her room was darkened she got out of bed, tore down the quilt that was fastened to the window, and broke three panes of glass before she could be captured and taken back.« (56) Dieser Temperamentsausbruch ähnelt den heftigen Anfällen, die ihr, neben den langen Phasen der Schwäche, besonders im Winter zusetzen. Dabei ist sie kaum zu beruhigen und fällt wiederholt in Ohnmacht, wie Cassandra schildert:

Veronica could not speak, but she shook her head at me to go away. Her will seemed to be concentrated against losing consciousness; it slipped from her occasionally, and she made a rotary motion with her arms, which I attempted to stop, but her features contracted so terribly, I let her alone.

»Mustn't touch her,« said Temperance, whose efforts to relieve her were confined to replacing the coverings of the bed, and drawing her nightgown over her bosom, which she often threw off again. Her breath scarcely stirred her breast. I thought more than once she did not breathe at all. (146-7)

Den Schilderungen der Attacken nach zu urteilen, zeigt Veronica hier Symptome von Hysterie, einer neuen Krankheit ohne erkennbare organische Ursache, wie sie bei einer Vielzahl von Frauen im 19. Jahrhundert diagnostiziert und zum Inbegriff des »cult of female invalidism« wurde (Eh-

renreich und English 1973: 43). Ein typischer Anfall wird von einem damaligen Arzt wie folgt geschildert:

The patient ... loses the ordinary expression of countenance, which is replaced by a vacant stare; becomes agitated; falls if before standing; throws her limbs about convulsively; twists the body into all kinds of violent contortions; beats her chest; sometimes tears her hair; and attempts to bite herself and others; and, though a delicate woman, evinces a muscular strength which often requires four or five persons to restrain her effectually. (zit. nach Ehrenreich/English 1973: 43-44)

Auch Ohnmachtsanfälle gehörten zum charakteristischen Bild der Hysterie. Die Ähnlichkeit der historischen Beschreibung eines Anfalls mit der Darstellung von Veronicas Krankheit lässt annehmen, dass Stoddard Fälle von Hysterie als Vorbild für die Ausgestaltung von Veronicas Leiden nahm. In den Momenten solcher Attacken fällt auf, dass Veronica hier nicht dem Bild der »sweet-tempered dyspeptic« entspricht, wie sie Woolson konstatiert (zit. n. Herndl 1993: 110). In Veronicas Anfällen bricht eine andere Seite ihres sonst so ruhigen Wesens aus ihr hervor: Eine unzümbare Wildheit, die man ihr als Kind auch äußerlich anmerkt, wie in einer Beschreibung deutlich wird: »Her long, silky brown hair, which was as straight as an Indian's [...] and which she tore out when angry, usually covered her face, and her wild eyes looked wilder still peeping through it.« (13) In zunehmendem Maße scheint diese wilde Seite ihres Wesens aber nur noch in ihrem Klavierspiel, auf das ich noch näher eingehen werde, und in ihren Krankheitsattacken zum Vorschein zu kommen. Letztere haben auch eine sexuelle Komponente, ist doch davon die Rede, dass zur Sorge der Dienstin Temperance für die Kranke auch gehört, dass sie Veronica das Nachthemd wieder über die Brust zieht, welches sie sich immer wieder vom Leib reißt. Die Anfälle stellen für Veronica somit eine Art Ventil dar, durch das sich Spannungen entladen können, die sonst keinen Raum in ihrem Wesen und ihrer Umgebung finden oder finden dürfen.

Das Bild von Veronicas Anfällen gleicht Carroll Smith-Rosenbergs Interpretation von Hysterie (1972), die Ehrenreich und English (1973) aufgreifen: »[T]he hysterical fit, for many women, must have been the only acceptable outburst – of rage, of despair, or simply *energy* – possible.« (45) Sie konstatieren: »In the epidemic of hysteria, women were both accepting their inherent ›sickness‹ and finding a way to rebel against an intolerable social role.« (46)

In den langen Phasen von Krankheit, in denen Veronica, wenn nicht ans Bett, so doch an einen extra gefertigten Sessel gebunden ist, scheint diese Wildheit gezähmt zu werden. Übrig bleibt davon nur ihr Eigenwille, mit

dem sie eine besondere Pflege und Behandlung für sich fordert und ihre Mutter, Aunt Mercy und Temperance dazu bringt, sich intensiv um sie zu kümmern. Krankheit scheint somit auch ihr Mittel zu sein, die Aufmerksamkeit für sich einzufordern, die ihr sonst verwehrt bleibt, da die Mutter Cassandra anscheinend mehr liebt (13).

Krankheiten erfüllen für die Konstruktion von Veronicas Persönlichkeit eine ambivalente Funktion: Sie bringen Veronica einem viktorianischen Ideal von Weiblichkeit näher, indem sie durch ihr Leiden ans Haus gebunden wird, sie die häusliche Sphäre (*domestic sphere*) nicht verlassen kann. Monatelang kann sie sich nur in ihrem Zimmer aufhalten, und im Gegensatz zu ihrer Schwester verreist sie nur kurz und in die nähere Umgebung. Das hat zur Folge, dass sie im Unterschied zu ihrer Schwester, die drei größere Reisen unternimmt, zwei davon zum Zweck des Schulbesuchs, nur in ihrem Heimatort Surrey zur Schule geht. Aber auch ihren dortigen Schulbesuchen wird keine weitere Beachtung geschenkt, sie scheinen weder für ihre Charakterisierung noch für die Bildung ihrer Persönlichkeit wichtig zu sein. Vielmehr liegt in der Krankheit ihre eigentliche Bildung, wie in einer Schilderung Veronicas durch Cassandra deutlich wird:

Verry was educated by sickness; her mind fed and grew on pain, and at last mastered it. The darkness in her nature broke; by slow degrees she gained health, though never much strength. Upon each recovery a change was visible; a spiritual dawn had risen in her soul; moral activity blending with her ideality made her life beautiful, even in the humblest sense. (59)

Ihre Erziehung zur Frau findet nicht in einer »genteel« »young lady's school« statt, wie sie Cassandra in Barmouth besuchen muss (27), sondern durch die Krankheiten, die sie durchleidet, die zum Teil parallel zu Cassandras Schulbesuchen verlaufen. Als Cassandras zweiter auswärtiger Schulbesuch in Rosville ansteht, und Veronica von ihrer Schwester gefragt wird, was sie während des Jahres machen wird, antwortet sie: »»Forget you, for one thing.« ›I hope you wont [sic] be ill again, Verry.« ›I shall be,« she answered with a shudder; ›I need all the illnesses that come.«« (67) Krankheit scheint für sie so notwendig zu sein, wie die schulische Bildung für Cassandra als unerlässlich in ihrer Persönlichkeitsbildung erachtet wird. Die Bildung, die Cassandra an der Akademie in Rosville erfährt, umfasst neben Schulfächern wie Geschichte auch Singen und Klavierspielen, welches sie zu Hause in Surrey nach anfänglichen Versuchen abgelehnt hatte, weil ihre Schwester sie mit einer natürlichen Begabung darin überflügelt. In der ungezügelten Art, in der Veronica Klavier spielt, bekommt es eine erotische Konnotation (62). In Veronica scheint von Beginn an eine Empfindung für

Sexualität – ihrer eigenen und der von anderen – angelegt zu sein, hier symbolisiert durch ihre musikalische Begabung (s. auch 141).

Aber was Cassandra als Teil einer kultivierenden Erziehung gelernt hat, die ihr letztlich zu einem Ehemann verhilft, ist bei Veronica ein spontanes, angeregtes Spiel, das keinen konventionellen Regeln folgt und zu ambivalenten Reaktionen führt. So schildert Cassandra, wie ihre Schwester nach der Hochzeit mit Ben Somers Klavier spielt:

I heard Veronica playing, and stopped to listen. It was not a pæan nor a lament that she played, but a fluctuating, vibratory air, expressive of mutation. [...] she had been playing for herself a farewell, which freed me from my bond to her. Mr. Somers came along the hall [...].

»My dear,« he said with apprehension, »your sister is a genius, I think.«

»In music – yes.«

»What a deplorable thing for a woman!«

»A woman of genius is but a heavenly lunatic, or an anomaly sphered between the sexes; do you agree?«

He laughed, and pushed his spectacles up on his forehead.

»My dear, I am astonished that Ben's choice fell as it did –« (242)

Hier wird deutlich, dass Veronicas Begabung von ihrem Schwiegervater nicht geschätzt wird. Übertragen auf die sexuelle Symbolik des Klavierspiels legt dies nahe, dass er Leidenschaft in Frauen für schändlich hält – weil es sich für eine anständige Frau nicht ziemt und es ihrem Ansehen schaden könnte. Cassandras Feststellung bezüglich des weiblichen Genies liefert zudem eine überspitzte Zusammenfassung, wie eine Frau wie Veronica in dieser Gesellschaft gesehen wird: einerseits als reines Wesen, wie in dem Begriff *heavenly* deutlich wird (s.o.),³ andererseits aber in ihrem eigentümlichen, oft abweisenden bis hin zu rasenden Verhalten, wie es im Klavierspiel und in ihren Anfällen zum Ausdruck kommt, auch als Wahnsinnige. Sowohl ihre Reinheit, als auch ihr unberechenbares Verhalten, verknüpft mit einem herausragenden Talent, positionieren sie zwischen den bestehenden Rollen, die dem weiblichen bzw. dem männlichen Geschlecht gesellschaftlich zugewiesen werden. Das heißt, Veronicas Verhalten steht noch nicht im Einklang mit einer für sie qua ihres biologischen Geschlechts zur Verfügung stehenden Rolle. In dieser Szene wird aber gleichzeitig ihr Wandel beschrieben: Sie vollzieht in ihrem Spiel selbst den Wandel, Cassandra bezeichnet ihr Spiel als »expressive of mutation«. Nach ihrer Hochzeit ist Veronica angehalten, sich in die ihr gesellschaftlich zugewiesene Rolle als Ehefrau und zukünftige Mutter zu begeben. Im Klang des Wortes *mutation* schwingt auch das Adjektiv *mute* mit, was andeutet, dass sie ihr Klavierspiel in Zukunft dämpfen, im übertragenen Sinne ihre Leidenschaft

ten noch mehr zügeln müssen wird, wenn sie als gute Ehefrau dem gesellschaftlich formulierten Ideal der wahren Weiblichkeit entsprechen will. Diesem Stereotyp nach zeichnet sich *a true woman* durch die vier Kardinaltugenden Frömmigkeit, Reinheit, Ergebenheit und Häuslichkeit aus (Welter 1966: 152).

Veronicas und Bens Ehe ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil beide durch ihre jeweilige Krankheit nicht den ihnen gesellschaftlich zugewiesenen Rollen gemäß funktionieren können. Ben leidet an Alkoholum, der allerdings nicht als Krankheit benannt wird.⁴ Vielmehr wird er als schlechte Gewohnheit bezeichnet, so z.B. von Cassandra als »fault« (159) und von Desmond, seinem Bruder, der ebenfalls an Trunksucht leidet, aber davon loskommt, als »cursed habits« (250).⁵ Ben verehrt Veronica aufgrund ihres reinen Wesens (160), aber auch durch sie wird er kein besserer Mensch, sie kann ihm nicht helfen, sein Trinkverhalten zu ändern. Ihr fehlt nicht nur das nötige Wissen um seine Familiengeschichte (248), sie scheint auch in ihrem Wesen so der Realität entrückt zu sein, dass sie ernsthafte Schwierigkeiten nicht wahrnehmen, geschweige denn sie angehen kann. Es wird zudem zum Problem, dass sie in ihrer Persönlichkeit nie eine Entwicklung durchgemacht hat (150).

Dass sich Veronica einer Entwicklung verweigert, spiegelt sich auch in ihrem Essverhalten wider, dass anorektisch anmutet. Durch den Roman hindurch hat sie keinen Appetit, verweigert das Essen oder nimmt nur asketische Mengen oder schlichte Nahrung zu sich. So muss Temperance schon die Neunjährige zum Essen ermuntern: »She [Temperance] remained in the room to comment on our appetites, and encourage Veronica, who was never hungry, to eat.« (13) Und während der Arzt Cassandra als »[a]dipose beauty« bezeichnet (84), beschreibt Cassandra die sechszehnjährige Veronica als »[t]all and slender, she stooped slightly, as if she were not strong enough to stand upright.« (130)

Einerseits könnte Veronicas fehlender Hunger schlicht als ein sekundäres Symptom ihrer eigentlichen Krankheit gesehen werden. So wurde die *anorexia nervosa*, als sie in den 1870er Jahren von Ärzten in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten entdeckt wurde, zunächst als Äußerung von Hysterie gesehen (Brumberg 1994: 10, 76). Charles Laségue nannte das Phänomen 1873 sogar *anorexie hystérique* und Sir William W. Gull 1874 *apepsia hysterica* (Nasser 1997: 18). Stoddard bringt durch ihre Darstellung Veronicas Appetitlosigkeit mit ihren Anfällen in Verbindung. Beispielsweise stellt Temperance fest, dass Veronica den ganzen Tag

nichts gegessen hat (146), kurz darauf erleidet Veronica eine Attacke. An anderer Stelle bemüht sich Temperance, Veronicas Appetit aufrecht zu erhalten, um einen Anfall zu verhindern (237).⁶

Andererseits könnte Veronicas fehlender Appetit auch als Weigerung verstanden werden, das körperliche Aussehen einer Frau annehmen zu wollen. Wie Studien zur *anorexia nervosa* zeigen, führt Unterernährung über längere Zeit dazu, dass sich der Körper in der Pubertät nicht richtig entwickeln kann und sich Merkmale des weiblichen Körpers nur langsam ausbilden können. Caskey schreibt diesbezüglich zur Bedeutung des Körperfettes: »[Fat] means femininity in the purely physiological sense, in that it is an inevitable accompaniment of sexual development and maturation and that it contours the female body in characteristic patterns which differentiate it from a male body.« (Caskey 1986: 178) Der Körper der Anorektikerin bleibt dagegen kindlich (Bruch 1982: 81ff., 90ff.). So, wie Veronica in den Phasen, in denen sie ans Zimmer gefesselt ist, ihr ungezügelter Temperament, d.h. ihre sexuelle Natur, zu bezwingen versucht, scheint sie auch die körperliche Entwicklung zu einer Frau, der man Sexualität als Teil ihres Wesens ansehen kann, verhindern zu wollen.

Veronicas Zurückhaltung beim Essen wird zum Teil als eine ganz bewusste Entscheidung ihrerseits dargestellt und erhält dadurch noch einen zusätzlichen Aspekt, der wiederum auf ihr inneres Wesen zielt. In einer Szene mit der zwölfjährigen Veronica wird deutlich, dass sie an den Mahlzeiten der Familie nicht wie alle anderen teilnimmt: »As we began our meal, Veronica came in from the kitchen, with a plate of toasted crackers. [...] she had concluded to live entirely on toast [...]. She carefully prepared her toast with milk and butter, and ate it in silence.« (51) Sie hofft, dass freiwilliges Hungern, bzw. der Verzicht auf üppige Mahlzeiten einen positiven Einfluss auf ihren Charakter haben wird. Eine Diät mit Toast scheint allerdings noch nicht auszureichen: »»Mother,« she [Veronica] said, »eating toast does not make me better-tempered; I feel evil still. You know,« turning to me, »that my temper is worse than ever; it is like a tiger's.« (52) Ihre Versuche in dieser Hinsicht scheinen einem religiös motivierten Fasten ähnlich zu sein. Solches war unter Frauen besonders im Mittelalter üblich, verschwand danach als Phänomen nie vollständig und war besonders in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch das vermehrte Auftreten sogenannter *fasting girls* in England und den Vereinigten Staaten wieder im öffentlichen Bewusstsein (Brumberg 1994: 46, 65). Durch Askese sollte eine spirituelle Reinheit erlangt werden. Veronicas freiwilliges Hun-

gern unterstützt also auch ihre Selbstdisziplinierung, der sie sich bereits in ihren langen Leidensphasen unterwirft.

Stoddard macht durch die Darstellung Veronicas deutlich, dass ihre Selbstdisziplinierung durch Krankheit und Hungern zur Ausbildung einer tugendhaften Persönlichkeit führen. Veronica ist ein Musterbild der Frömmigkeit und Reinheit, was sich zunehmend auch in ihrer äußeren Erscheinung ausdrückt: Cassandra beschreibt ihr Aussehen z.B. »as fair as a lily, as serene as the lake on which it floats« (229), ihr Gesicht erinnert sie an Marmor »in its whiteness and repose« (239), sie ist ihrem Mann ergeben und das Heim ist von jeher ihre Sphäre, wie ihr Vater bemerkt (60). Dennoch bleibt sie dabei in ihrer körperlichen und praktischen Entwicklung zurück. Letztlich kann sie Ben, der sie in ihrem reinen Wesen verehrt, nicht helfen, weil sie ihm zwar ein Vorbild sein kann, aber weder den moralischen Eifer, noch die Kraft hat, ihn zu bessern. »They [...] kept house like children«, heißt es über die beiden (248). Beide haben keine signifikante Entwicklung durchgemacht, sondern sich ihrer jeweiligen Krankheit als Schicksal ergeben. Ben, unfähig sich moralisch zu bessern, verfällt dem Alkoholismus seiner Familie, Veronica unterwirft sich der Krankheit als zähmender Macht. Aber eine Familie, die auf solchen Grund gebaut ist, ist zum Scheitern verdammt. Ben stirbt im Delirium, und das Kind, das Veronica am Ende geboren hat, scheint sich nicht gesund zu entwickeln. Es scheint von Geburt an eine Art Extrembild eines Endpunktes von Veronicas Entwicklung darzustellen: »It smiles continually, but never cries, never moves, except when it is moved.« (252) Ein immerzu freundlich lächelndes Wesen, aber unfähig, sich selbst zu bewegen, geschweige denn etwas in die Hand zu nehmen – Stoddards Bild des viktorianischen Ideals von Weiblichkeit, des ›Engels im Haus‹, fällt nicht allzu positiv aus.

Vom Charakter her beide mit Eigensinn und einem starken Willen ausgestattet, sind Cassandra und Veronica äußerlich als gegensätzliche Figuren angelegt, was besonders durch ihre körperliche Verfassung zum Ausdruck gebracht wird. Cassandra bringt es auf den Punkt: »The difference in our physical constitutions would have separated us, if there had been no other cause.« (59) Für die Darstellung von Cassandras Gesundheit dient Veronica sozusagen als Negativfolie. Vor ihrem Hintergrund fällt Cassandras Vitalität umso mehr auf. So kontrastiert Cassandra als Ich-Erzählerin eine ausführliche Schilderung Veronicas schwächerer Konstitution mit ihrem eigenen Wohlbefinden: »As for me, I was as much an animal as ever –

robust in health – inattentive, and seeking excitement and exhilaration.« (27) Auch als Cassandra auf dem Weg nach Rosville ist, um dort die Akademie zu besuchen, und Veronica sie bis nach Boston begleitet, stellt die Erzählerin den Kontrast heraus. Auf die Aussage Veronicas, sie bräuchte alle Krankheiten, die da kämen, erwidert Cassandra: »As for me, I said, biting my bread and butter, I feel well to my fingers' ends; they tingle with strength. I am elated with health.« Allerdings endet diese Bekundung ihres Wohlbefindens mit einem bösen Vorzeichen: »I had not spoken the last word before I became conscious of a streak of pain which cut me like a knife and vanished; my surprise at it was so evident that she asked me what ailed me. I said, ›Nothing.« (67) Cassandra ist also mit einer robusten Konstitution und einem Vertrauen in ihre eigene Lebenskraft ausgestattet, aber untergründig scheint eine Bedrohung zu lauern. Dass sich Cassandra in der Nacht darauf von Temperance in einer schmerzhaften Prozedur Ohrlöcher stechen lässt, könnte als ein Beginn ihres Gezeichnetseins durch die sich anbahnende, ebenso schmerzhaft Liebeserfahrung gedeutet werden. Ihre Beziehung zu Charles wird zu immerwährenden Narben führen.⁷

Während ihrer Kindheit zeichnet sich Cassandra also durch ihre robuste Gesundheit aus, eine Krankheit wie die Masern muss sie zwar auch durchmachen, aber sie hat damit nicht besonders zu kämpfen. Umso mehr überrascht es, als sie zum ersten Mal ausführlicher von einer Erkrankung ihrerseits berichtet: »I declared it was nothing, when I found I was too ill to rise the next morning. At the end of three days, as I still felt a disinclination to get up, Alice sent for her physician. I told him I was sleepy and felt dull pains.« (84) Cassandras Erkrankung scheint eine Reaktion auf Charles' Verhalten zu sein. Er will die Macht über sie behalten und kann es nicht ertragen, wenn sie Andeutungen erotischer Art gegenüber jemand anderem macht (84). Für sie ist die Demonstration seines Verfügens über ihren Willen eine Kränkung gewesen, es hat sie buchstäblich krank gemacht. Die Diagnose des Arztes ist typisch für seine Zeit:

»Nothing serious,« he said; »but, like many women, you will continue to do something to keep in continual pain. If Nature does not endow your constitution with suffering, you will make up the loss by some fatal trifling, which will bring it. I dare say, now, that after this, you never will be quite well.«

»I will take care of my health.«

He looked into my face attentively.

»You wont [sic] – you can't. Did you ever notice your temperament?« (84)

Diese Diagnose spiegelt den in der Mitte des 19. Jahrhunderts herrschenden medizinischen und gesellschaftlichen Diskurs über Frauen und Krankheiten wieder, wie Herndl ihn ausmacht:

The medical/social system, the ideology of illness, would have placed the blame for illness [...] in nature, in the woman's own behaviour, and in the training she received from her mother. [...] We can easily see women's illnesses as the result of the world of men; if the antebellum physician saw blame outside the »obvious design of nature«, it was with the women themselves. (Herndl 1993: 40)

Auch mit der Prophezeiung, sie werde von nun an nie wieder richtig gesund sein, ist der Arzt, Dr. White, ein Sprachrohr des zeitgenössischen Diskurses.⁸ Seine Diagnose ist zugleich ein Schicksalsspruch. Er spricht Cassandra das Vermögen ab, etwas dagegen tun zu können. Ihr Temperament würde sie daran hindern, womit er ihren sexuellen Hunger meinen könnte, wie durch den Verlauf des Gesprächs angedeutet wird. Er hält sie in ihrer Entwicklung für etwas zurückgeblieben, weil sie in diesen Dingen eine gewisse Naivität an den Tag legt. Sein Rat, keinen Kaffee zu trinken, zeigt seine Überzeugung, dass Stimulantia ihr nicht gut tun würden, und auch seine Mahnung, die Nacht zu meiden, trägt eine erotische Konnotation.

Obwohl Cassandra Dr. White aufgrund seiner Fragen seltsam findet, scheint seine Diagnose sie zu beeinflussen. Nach dieser Krankheit hat sie den Glauben in ihre Stärke zunächst verloren (85). Der Arzt hat anscheinend Recht. Nachdem sie einmal abends Kaffee trinkt, hat sie eine unruhige Nacht und wird von nervösen Vorahnungen getrieben. Aber der Kaffee ist nicht die einzige Ursache. Als sie Charles' Frau Alice vorwirft, sie trotz des Verbots von Dr. White zum Kaffeetrinken zu verführen, entgegnet Charles: »Tempted! [...] Cassandra is never tempted. What she does, she does because she will.« (98) Damit gibt er Cassandra indirekt an der emotionalen Entwicklung ihrer Beziehung anteilig Schuld. Das scheint daraufhin auch Cassandra klar zu werden. Eine unruhige Nacht folgt, in der Charles in ihrem Zimmer auftaucht, wie sie am nächsten Morgen an einem Fußabdruck auf ihrem zu Boden gefallenem Taschentuch feststellt. Am nächsten Tag fröstelt es Cassandra, und sie zieht es vor, zu Hause zu bleiben, anstatt zur Schule zu gehen. Bei den Ursachen dieser und anderer leichter, aber latent lauernder Erkrankungen schwingt immer eine sexuelle Konnotation mit.

Am schwersten erkrankt Cassandra, nachdem sie und Charles mit dessen Einspanner verunglücken, da ihm das Pferd durchgeht. Charles wird dabei getötet, und auch sie entkommt nur knapp dem Tod. Auffällig ist, dass sie nicht direkt nach dem Unfall erkrankt – sie erwacht nach nicht all-

zu langer Zeit aus ihrer Bewusstlosigkeit und scheint mit einem gebrochenen Arm und Schnittwunden im Gesicht nur äußere Verletzungen davon zu tragen. Erst nachdem sie die Gewissheit hat, dass er tot ist, und sie Alice ihre Liebe zu ihm gestanden hat, wird sie todkrank. Der Verlust weckt in ihr eine Todessehnsucht. Auf den Bericht hin, dass Charles sie durch eine gewaltige Anstrengung gerettet hat und deshalb offensichtlich selbst zu Tode gekommen ist, stöhnt sie: »»Why did he thrust me out?«« (122) Sie wäre lieber mit ihm gestorben. Aber sie überlebt und findet, wenn auch sehr geschwächt, ins Leben zurück. Jedoch bleibt sie des Lebens müde: »I was indifferent to existence, and was more than once in danger of lapsing into the void I had escaped.« (123)

Bald darauf kehrt sie zu ihren Eltern nach Surrey zurück. Ihre Konstitution bleibt schwächlich, mehrmals wird betont, dass sie schwer krank gewesen sei, kaum genesen ist und immer noch krank aussieht, zudem ist sie durch ihre Narben fürs Leben gezeichnet. Sie zieht sich zurück, wobei ihr ihre Schwäche auch als Entschuldigung dafür dient. Ihre Mutter bemerkt Cassandras Veränderung und drängt Cassandra dazu, ihr alles von dem Unfall und ihrem Leben in Rosville zu erzählen, worauf Cassandra entgegnet: »»Dear mother, I never can tell you all, as you wish. It is hard enough for me to bear my thoughts, without the additional one that my feelings are understood and speculated upon. If I should tell you, the barrier between me and self-control would give way.«« (133) Veronicas Klavierspiel jedoch lässt diese Mauer einstürzen und lässt sie die Tiefe ihres Begehrens und ihrer Verzweiflung nochmals begreifen: »[H]er music was so filled with a wild lament that I again fathomed my desires and my despair.« (141) Aber sie überkommt diese Phase des Leidens, indem sie mit der Vergangenheit abschließt: »I made resolutions before I slept that night, which I kept, for I said, ›Let the dead bury its dead.«« (141) Danach wendet sie sich praktischen Dingen zu.

Eine weitere überraschende Wendung nimmt Cassandras Entwicklung nach dem Tod ihrer Mutter. Zur Pflicht gerufen, die Führung des Haushalts zu übernehmen, verspricht sie Aunt Mercy, nicht mehr krank zu werden:

»I wish you *would* see to Fanny; she is lording it over us all.«

»Yes, yes, I will do it; you may depend on me. I will reign, and serve also.«

»Oh, Cassandra, *can* you give up *yourself*?«

»I must, I suppose. [...]«

»Come in; your hair is wet, and your shawl is wringing. Now for a cold.«

»I never shall have any more colds, Aunt Merce; never mean to have anything to myself – entirely, you know.« (215)

Diese Passage zeigt noch einmal, was das Positive an einer Krankheit für eine Frau im 19. Jahrhundert sein kann: Wie es Cassandra ironisch ausdrückt, ist eine Krankheit etwas, das eine Frau ganz für sich alleine haben kann. Damit kann Krankheit auch eine Art Rückzugsraum sein, der ihr Ruhe von gesellschaftlichen Verpflichtungen verschafft – wie schon zuvor deutlich wurde, als sich Cassandra unter dem Vorwand der Ermüdung von der Familie zurückgezogen hat. Während Cassandra sich nun ihren neuen Pflichten widmet, kritisiert es denn auch niemand, dass Veronica weiterhin ihre eigenen Wege geht: »Veronica thought that her share of my plans must consist of a diligent notice of all that I did, which she gave, and then went to her own life, kept sacredly apart.« (224) Auch Cassandras Erkrankungen während ihres Aufenthaltes in Rosville lassen sich in dieser Hinsicht deuten, verschaffen sie ihr doch die Zeit und die Ruhe, um Kränkungen oder emotionale Verwirrungen zu verarbeiten.

Es bleibt festzuhalten, dass Dr. White mit seiner Diagnose Unrecht gehabt hat. Cassandra hat sich nicht in ein scheinbar typisch weibliches Schicksal gefügt. Krankheiten waren für sie in einem bestimmten Stadium ihrer Entwicklung eine Möglichkeit der Reaktion und boten ihr gleichzeitig einen notwendigen Rückzugsraum. Aber mit der Stärke ihres Willens und angetrieben durch die von ihr geforderte Pflichterfüllung konnte sie dieses Stadium überwinden. Cassandra ist nun endgültig erwachsen und muss die damit verbundenen Pflichten übernehmen, was für sie zunächst einmal Stagnation bedeutet: »I remain this year the same. No change, no growth or development! The fulfillment of duty avails me nothing.« (243) Der Tag, an dem Veronica und Ben in ihr eigenes Haus ziehen, ist ein Tag der Befreiung für sie, bedeutet aber auch Einsamkeit. Die Leere in ihr wird erst durch Desmond Somers wieder ausgefüllt, der nach einem langen Aufenthalt in Spanien zu ihr kommt, um sie zu heiraten. Ebenso wie Cassandra ihre Krankheiten überwinden musste, um zu einer verantwortungsbewussten Frau zu reifen, hat Desmond die Reise nach Spanien auf sich genommen, um seinen Alkoholismus zu besiegen. Erst in dieser Form geläutert, ist er würdig, Cassandras Ehemann zu werden.

Während Veronica ihre Krankheiten braucht und sich ihnen hingibt, da sie ein Ventil darstellen und zugleich Mittel zur Zähmung ihrer Leidenschaften sind, ihr zudem Aufmerksamkeit verschaffen und Freiräume geben, bedeuten die Krankheiten für ihre Persönlichkeit keine Weiterentwicklung zu einer unabhängigen Frau. Sie führen bei ihr letztlich zum Stillstand. Als Kind

hatte sie bereits geistige Eigenschaften einer erwachsenen Frau, als Erwachsene ist sie dagegen in ihrem Verhalten immer noch kindlich, unselbstständig und unpraktisch. Daher kann sie trotz ihrer Frömmigkeit und Reinheit die von ihr im gesellschaftlichen Diskurs geforderte Rolle als Ehefrau, die einen moralisch bessernden Einfluss auf ihren Mann haben sollte, nicht ausüben. Dagegen sind Krankheiten bei Cassandra Reaktionen auf Kränkungen und emotionale Verwirrungen, bieten ihr aber auch einen Rückzugsraum. Sie kann sich dem ihr prophezeiten, typisch weiblichen Schicksal widersetzen und gibt sich nicht einem chronischen Leiden hin. Ihre Krankheiten bedeuteten für sie Stationen der Entwicklung in einem schmerzhaften Reifeprozess. An dessen Ende steht zwar auch eine Heirat, d.h. das klassische Ende einer *domestic novel*, was bedeutet, dass Cassandra ihre Unabhängigkeit aufgeben muss (vgl. Opfermann 1996: 254). Aber diese Ehe scheint eine zwischen zwei gleichberechtigten Partnern zu sein.

Mit Veronica und Cassandra schafft Stoddard zwei vom eigensinnigen Charakter her ähnlich angelegte Figuren, aber sie lässt sie eine durch die jeweiligen Krankheiten beeinflusste unterschiedliche Entwicklung durchlaufen. Dem Modell des ›Angel in the House‹ erteilt sie letztlich eine Absage. Ihr Gegenmodell, verkörpert durch Cassandra, sieht zwar auch noch nicht allzu hoffnungsvoll aus, denn letzten Endes bleibt auch sie ans Haus gebunden, aber sie zeichnet sich doch durch eine größere Autonomie und Unabhängigkeit gegenüber einem patriarchalen Diskurs wie dem medizinischen aus. So dienen Krankheiten in diesem Roman dazu, die Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Selbstverwirklichung im 19. Jahrhundert zu verhandeln. Damit erfolgt die Repräsentation von *gender* hier als eine dynamische. Anhand von Krankheiten werden dem weiblichen Geschlecht zugeschriebene soziale Rollen und Möglichkeiten und daraus resultierende Handlungsweisen aufgezeigt. Somit liefert Stoddard einen kritischen Beitrag zum Geschlechterdiskurs ihrer Zeit.

Anmerkungen

- 1 Die Meinungen gehen dabei auseinander, ob es sich um eine positive Entwicklung im Sinne eines Bildungsromans handelt (Weir 1976) oder diese negativ zu beurteilen ist (Alaimo 1991).
- 2 Zur Verhandlung des Weiblichkeitsdiskurses bei Stoddard und zu Cassandras Emanziationsprozess s. auch Opfermann (1996: 253-254).
- 3 Der Gebrauch des Adjektives *heavenly* in Bezug auf Veronica lässt an ein Konzept von Weiblichkeit denken, welches auf die gezähmte Veronica zutrifft. In ihrer Reinheit, die in immer wiederholten Beschreibungen zum Ausdruck kommt, gleicht sie dem ›Angel in the House‹ (zu diesem Konzept s. Helsing et al. 1983: xiv).
- 4 Bereits Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Amerika Ansätze, wiederholte oder chronische Trunkenheit als Krankheit zu verstehen. Das Krankheitskonzept wurde Anfang des 19. Jahrhunderts weiter entwickelt, 1849 prägte der schwedische Arzt Magnus Huss dafür den Begriff ›Alkoholismus‹ (White 2000).
- 5 Während Stoddard die weiblichen Mitglieder der Familie von Ben und Desmond in ausgezeichneter geistiger und physischer Verfassung darstellt, zeigen die männlichen Familienmitglieder deutliche Anzeichen von Degeneration. Ihr Alkoholismus geht einher mit ihrem moralischen Verfall, so werden Desmond z.B. einige Affären nachgesagt (193).
Alkoholismus wurde im 19. Jahrhundert zunehmend mit Degeneration in Verbindung gebracht, entweder als deren Ursache oder deren Folge (Sournia 1990: 98-101). Weit verbreitet unter Mediziner*innen wie Laien war die Ansicht, dass Trunksucht die öffentliche Moral bis hin zum gesamten sozialen Gefüge gefährde (Sournia 1990: 101-103).
- 6 Auch wenn zu dem Zeitpunkt, als Stoddard ihren Roman verfasst, *anorexia nervosa* als Krankheit noch gar nicht bekannt ist, hat Stoddard Phänomene in die Beschreibung der Veronica aufgenommen, die ein gutes Jahrzehnt später erst als Symptome der Hysterie, dann als eigenständige Krankheit beschrieben werden. In ihrer Beschreibung der Krankheit scheint Stoddard dem medizinischen Diskurs voraus zu sein. Es ist aber auch zu bedenken, dass der literarische Diskurs den medizinischen mitgeprägt haben könnte oder literarische Beschreibungen die Schilderung oder das Empfinden ›realer‹ Symptome beeinflusst haben könnten. Zu Wechselwirkungen zwischen literarischen, soziokulturellen und medizinischen Diskursen siehe auch Herndl (1993).
- 7 Das Motiv des ›Von-Liebe-gezeichnet-Seins‹ taucht auch im Zusammenhang mit Cassandras Freundin Helen auf, deren Verlobter Seemann ist und zu dessen Andenken sie eine Tätowierung auf dem Arm trägt (97). Cassandra bezeichnet ihre Narben später als Tätowierung (156). Auch als Veronica in ihrem Traum vorhersieht, dass Cassandra den Nachnamen Somers tragen, also Desmond heiraten wird, hat sie nach dem Aufwachen ein Zeichen auf ihrem Arm, das das Geschehen im Traum bestätigt (239). Jennifer Putzi (2000) weist auf die positive Bedeutung der Tätowierung in *The Morgesons* hin: »In *The Morgesons*, the scarred and tattooed bodies of women like Cassandra are no longer a punishment or an indication of moral character, but are, rather, a potentially empowering image that could enable women to claim their own bodies and the experience they represent.« (172)

- 8 Dazu Herndl: »American culture and medicine made it clear [...] that she [die Frau im Allgemeinen] was in constant danger of illness and sure to experience much pain during her life.« (Herndl 1993: 38).

Eine solche Diagnose und Prophezeiung diene vor allem den Ärzten selbst, wie Herndl deutlich macht: »We can see that for two reasons regular medical men had a vested interest in maintaining the doctrine of women's innate physical inferiority. First, it was an important basis for their own increasing revenues and status; it guaranteed more patients and more reliance on the physician's »expertise«. [...] Second, it was a basis for men's – and therefore their own – claims to biological and intellectual superiority.« (Herndl 1993: 33-34).

Literatur

- Alaimo, Stacy (1991): »Elizabeth Stoddard's *The Morgesons*. A Feminist Dialogue of *Bildung* and Descent.« In: *Legacy*, 8.1, S. 29-37.
- Bruch, Hilde (1982): *Der goldene Käfig. Das Rätsel der Magersucht*. Übers. Willi Köhler. Frankfurt/Main.
- Brumberg, Joan Jacobs (1994): *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*. Übers. Karin Dufner/Katharina Förs. Frankfurt/Main.
- Caskey, Noelle (1986): »Interpreting Anorexia Nervosa.« In: Susan Rubin Suleiman (Hg.): *The Female Body in Western Culture. Contemporary Perspectives*. Cambridge, S. 175-189.
- Ehrenreich, Barbara/English, Deirdre (1973): *Complaints and Disorders. The Sexual Politics of Sickness*. London/Old Westbury.
- Helsing, Elisabeth et al. (1983): *The Woman Question. Literary Issues, 1837-1883*. Bd. 3 von *The Woman Question. Society and Literature in Britain and America, 1837-1883*. New York/London.
- Herndl, Diane Price (1993): *Invalid Women. Figuring Feminine Illness in American Fiction and Culture, 1840-1940*. Chapel Hill.
- Nasser, Mervat (1997): *Culture and Weight Consciousness*. London.
- Opfermann, Susanne (1996): *Diskurs, Geschlecht und Literatur: Amerikanische Autorinnen des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart.
- Putzi, Jennifer (2000): »»Tattooed still.« The Inscription of Female Agency in Elizabeth Stoddard's *The Morgesons*.« In: *Legacy*, 17.2, S. 165-173.
- Smith-Rosenberg, Carroll (1972): »The Hysterical Woman: Sex Roles and Role Conflict in 19th-Century America.« In: *Social Research*, 39.4, S. 652-678.
- Sournia, Jean-Charles (1990): *A History of Alcoholism*. Übers. Nick Hindley/Gareth Stanton. Oxford.
- Stoddard, Elizabeth (1997) [1862]: *The Morgesons*. Repr. Hg. Lawrence Buell/Sandra A. Zagarell. New York.
- Weir, Sybil (1976): »*The Morgesons*. A Neglected Feminist Bildungsroman.« In: *New England Quarterly*, 49.3, S. 427-439.

- Welter, Barbara (1966): »The Cult of True Womanhood. 1820-1860.« In: *American Quarterly*, 18.2 (Pt. 1), S. 151-174.
- White, William L. (2000): »Addiction as a Disease: Birth of a Concept.« In: *Counselor*, 1.1, S. 46-51, 73.
- Wood, Ann Douglas (1973): »»The Fashionable Diseases«. Women's Complaints and Their Treatments in Nineteenth-Century America.« In: *Journal of Interdisciplinary History*, 4.1, S. 25-52.

Teil 2
Repräsentation durch Übersetzung:
Transferierbarkeit oder Verschwinden

Encarnación Gutiérrez Rodríguez

Akademisches Wissen und militante Forschung. Repräsentation zwischen Krise und Transfer

Dieser Aufsatz wird sich mit der Rolle von wissenschaftlichen Wissensproduktionen beschäftigen – aber nicht nur mit der Produktion von Wissen, sondern insbesondere mit dem Transfer von Wissen. Dabei werde ich die Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung von denjenigen WissensproduzentenInnen, die in den Universitäten arbeiten, aufwerfen. Hier interessiert mich die Beziehung zwischen ForscherInnen und ForschungsteilnehmerInnen. Im Folgenden werden zwei Ebenen unterschieden: (a) die transkulturelle Begegnung zwischen den ForscherInnen und den TeilnehmerInnen im Forschungsfeld; und (b) um den Wissenstransfer, den ich mit dem Begriff des *kulturellen Übersetzens* beleuchten möchte. Auf dieser Grundlage werde ich mich der Frage der Repräsentation als Ort der Krise oder als Artikulation eines komplexen Wissenstransfers annähern.

Repräsentation zwischen Krise und Wissenstransfer

In den 1990er Jahren wurde im Rahmen postmoderner Debatten die Frage nach der Funktion von Repräsentation im ästhetischen, politischen und wissenschaftlichen Sinne aufgeworfen. Poststrukturalistische Ansätze, die die diskursive Dimension der Darstellung von Wirklichkeit untersuchen, brachten den Gedanken der Konstruktion von Wirklichkeit durch Sprache ins Spiel. Die Repräsentation von Welt wurde in diesem Rahmen nicht als eine einfache Beschreibung betrachtet, sondern als eine Behauptung, die in einer diskursiven Ordnung entsteht – als Artikulation der Diskurse einer spezifischen Zeit.

Das Feld der Repräsentationen ist das Feld intellektueller und kultureller Arbeit. Daher diskutiert Gayatri Chakravorty Spivak insbesondere die Ver-

antwortung von Intellektuellen gegenüber ihren Repräsentationen von Welt. Im Zentrum von Spivaks Text *Can the Subaltern Speak?* (1988) steht die gesellschaftliche Funktion von Intellektuellen als ›BeschreiberInnen von Welt‹ (Darstellung) und ›SprecherInnen für Welt‹ (Vertretung) (Spivak 1988). Als solche partizipieren Intellektuelle professionell an der Herstellung von Erklärungen und Beschreibungen von Welt, Menschen und Dingen. Es ist dieser Aspekt, den Spivak mit ihrem Begriffspaar der Darstellung und Vertretung zu erfassen versucht. Die Intellektuellen können durch ihre Darstellung von Welt zu einer Abbildung von Welt beitragen, die durch ihre Interessen geleitet sind. Eine ›wahrhafte Abbildung‹ von Welt wird im Rahmen eines hegemonialen Kräfteverhältnisses verhandelt und ausgehandelt und ist an einem Vertretungsanspruch gekoppelt. Dabei fallen Bewusstsein (Vertretung) und Beschreibung (Darstellung) zusammen und bilden eine Synthese (vgl. Spivak 1988: 274).

Das öffentliche Sprechen oder Nicht-Sprechen eines Intellektuellen vollzieht sich also innerhalb eines Herrschaftsraumes, der von Hierarchien durchzogen ist. Nicht jede Stimme wird in diesem Raum gleich oder überhaupt gehört. Die Annahme, dass Mitglieder aus subalternen oder minoritären Gruppen gleichermaßen Zugang zur Erklärung und Interpretation von Welt hätten wie »offizielle Intellektuelle«, würde nach Spivak (1988) bedeuten, die geopolitisch asymmetrischen Beziehungen zu verkennen.

In diesem Sinne entstehen Theorien nicht kontextunabhängig, sondern stellen selbst verzeitlichte und verräumlichte, in der differentiellen Bewegung von Sprache produzierte Erklärungen und Beschreibungen von Welt dar.

In Beziehung zur Wirkmächtigkeit des Intellektuellen als Repräsentant der Welt wirft Spivak in ihrem Text *Can the Subaltern Speak?* die Frage auf, ob die »Subalterne sprechen kann« (1988). Dieser Text, den Spivak zum ersten Mal 1983 in einer Konferenz zu *Marxism and the Interpretation of Culture* hielt, ist im Laufe der letzten zwei Jahrzehnten zu einer Quelle der Inspiration für postkoloniale und feministische TheoretikerInnen geworden. Der Text führt uns in den interpretativen Rahmen des Freitods von Bhubaneswari Bhaduri im Norden Calcuttas im Jahre 1926 ein. Spivak schreibt: »A young woman of sixteen or seventeen, Bhubaneswari Bhaduri, hanged herself in her father's modest apartment in North Calcutta in 1926. The suicide was a puzzle since, as Bhubaneswari was menstruating at the time, it was clearly not a case of illicit pregnancy.« (1988: 307) Bhubaneswari Bhaduri nahm an, dass ihr Tod als das Ergebnis einer illegitimen Lei-

denschaft interpretiert werden würde, daher erzählt uns Spivak, dass sie auf den Beginn ihrer Menstruation gewartet hatte, um die Tat zu vollziehen.¹ *Can the Subaltern Speak?* erzählt uns wie eine dekonstruktive Relektüre von *Sati*² am Beispiel von Bhubaneswari Bhaduris Tat, ein historisches, politisches und diskursives vernetztes Machtgefüge offenbart, in dem diese Tat zu einem Wissensobjekt wird und als solches zum Vehikel politischer Interessen wird. Anhand eines dekonstruktiven Lektüreverfahrens illustriert Spivak die unterschiedlichen Interpretationsstrategien in Bezug auf *Sati* diverser sozialer Gruppen wie zum Beispiel der britischen Kolonialmacht, der indischen Nationalisten, der weißen Feministinnen und der indischen Befreiungskämpfer. Auf dieser Grundlage entwickelt sie die Konzepte des Darstellens und des Vertretens in Anschluss an den Text über den 18. Brumaires von Karl Marx. Die Darstellung der Tat artikuliert eine Vertretungsposition. In diesem Prozess kommt es nicht zu einer Vermittlung der Interessen von Bhubaneswari Bhaduri, sondern von denen, die in ihrem Namen sprechen. Es kommt zu einer Fehlrepräsentation ihrer Tat. Es ist in diesem Zusammenhang, in dem Spivak von dem Verstummen der Subalternen im öffentlichen Diskurs spricht. Dieses Argument ist leider allzu oft missverstanden worden.

Zum einen ist das Konzept der Subalternen in unterschiedliche historische und geopolitische Kontexte übertragen worden, ohne dabei die Singularität des britischen kolonialen Kontextes Indiens zu berücksichtigen. Zweitens ist die Rolle des Sprechens nicht in Beziehung zum Hegemoniekonzept von Antonio Gramsci diskutiert worden. Für meine Diskussion hier ist diese Perspektive interessant, da sie das Feld des öffentlichen Sprechens und Darstellens in einem Feld politischer Aushandlungs-, Verhandlungsstrategien und Vertretungsansprüche verortet.

Denn die Aussage, die Subalterne könne nicht sprechen, ist zunächst als Affirmation verstanden worden, und nicht als Problematisierung institutionalisierter hegemonialer Positionen des Sprechens. Diese Fehllektüre hat Spivak dazu bewogen, in ihrem Buch *Towards a Critique of Post-colonial Reason* (1999) eher der folgenden rhetorischen Frage nachzugehen: Können die Hegemonialen hören? Drittens räumt Spivak aus heutiger Sicht ein, dass sie mit Bhubaneswari Bhaduri, ihrer rhetorischen Figur, eine Frau ausgewählt hat, die nicht einer subalternen Kaste in Indien angehört. Zusammenfassend kann man schließen, dass professionelle Intellektuelle sich also nicht einfach im Feld objektiven Wissens bewegen, sondern in einem Feld, in dem wir an Aushandlungsprozessen der Repräsentation gesellschaftli-

cher Interessen partizipieren. Wenn diese Beobachtung radikalisiert wird, könnte man soweit gehen und behaupten, dass die Logik wissenschaftlichen Arbeitens die Darstellung ›minoritärer‹ oder ›subalterner‹ Stimmen verunmöglicht. Es ist dieser Effekt unseres Sprechens, den Spivak in den Vordergrund rücken wollte.

Die Verunmöglichung der Darstellung dieses Sprechens durch die wissenschaftliche ›Maschinerie‹ hat in der Soziologie der 1970er Jahre, der Ethnologie und der Anthropologie zur Entwicklung neuer ethnographischer Methoden und Schreibstrategien geführt. Methoden, die selbstkritisch mit der Dominanz wissenschaftlichen Wissens umgehen und die nach Kooperationsformen mit den TeilnehmerInnen im Forschungsfeld suchen. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Forschungsprozess und der Forschungsbeziehung zwischen ForscherInnen und ForschungsteilnehmerInnen setzte bereits in den 1960er und 1970er Jahren ein. Angeführt wurde dieser Prozess durch linke, antirassistische und feministische Projekte, die sich mit *oral history*, Zeugnisliteratur und (militanter) Aktionsforschung beschäftigten, bis hin zu kollektiven feministischen Bildungs- und Wissensprojekten, die ihre Wurzeln oft in den Selbsterfahrungsgruppen hatten. Diese Projekte arbeiteten mit einem egalitären Konzept des Wissensaustausches zwischen den ForschungsteilnehmerInnen, um eine gemeinsame Mobilisierungsplattform zwischen universitärem und militantem Arbeiten zu etablieren. In diesem Zusammenhang waren Politiken der Repräsentation komplex gestaltet, hielten jedoch an der Idee des Wissenstransfers fest.

Repräsentation als Wissenstransfer

Gegenwärtig kann man ein Spannungsverhältnis zwischen der Produktion und dem Transfer von Wissen, zwischen sozialer Bewegung und der professionellen Wissenschaft feststellen, wie die Madrider Theoretikerin und Aktivistin Marta Malo im Prolog des Projektes *nociones comunes. Experiencias y ensayos entre investigación y militancia (Gemeines Wissen. Erfahrungen und Essays zwischen Forschung und Militanz)* anmerkt, das 2004 im spanischen Verlag *Traficantes de Sueños* erschienen ist. Soziale Bewegungen und Wissenschaft sind somit zwei Felder, die durch unterschiedliche wirtschaftliche und politische Logiken regiert werden, sie können sich jedoch gelegentlich durch individuelle Projekte und in einigen

wenigen Fällen durch kollektive Auseinandersetzung überschneiden. Doch abgesehen von diesen wenigen Versuchen der Zusammenarbeit bleibt die Universität ein Ort, an dem die unmittelbare politische Involviertheit ihrer Akteure kaum kritisch reflektiert wird.

Dennoch kann dieses Feld ein Ort politischer Auseinandersetzungen sein, wie Theodor W. Adorno und Spivak anmerken, ein Ort der Mündigkeit oder der Erziehung zur radikalen demokratischen Praxis. Es ist der Ort, in dem Wissensformen und Schreibstrategien ausgehandelt werden. Es ist der Ort, in dem Wissen als Ware produziert und konsumiert wird. Es ist eine Wissensfabrik, in der Transformationsprozesse nur möglich werden durch massive kollektive Aktionen wie das Beispiel der feministischen Kämpfe an den Universitäten in den 1970er und 1980er Jahren zeigt. Dieser Kampf hat zwar soziale Ungleichheit an den Universitäten nicht grundlegend abgeschafft, hat jedoch zu einem Transformationsprozess beigetragen, der nun von den neuen gesellschaftlichen Akteuren getragen wird. Um die Ausschliessungsmechanismen an den Universitäten, basierend zum Beispiel auf Klassenhintergrund und Rassismus abzuschaffen, bedarf es der Realisierung von Forderungen wie sie zum Beispiel von FeMigra (1993) und Natasha Apostolidou (1993) in Bezug auf Quotierung und einer verstärkten und konzentrierten Förderung für Angehörige mit einem Migrations-, Exil und Diasporahintergrund in der Bundesrepublik Deutschland in Wissenschaftsförderungsprogramme wie zum Beispiel Graduiertenkollegs und Universitätsstellen, formuliert worden sind (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999). Doch kommen wir zurück auf den Punkt, der uns hier interessiert, die Zusammenarbeit zwischen professioneller Wissenschaft und den sozialen Bewegungen, die auf das Ende des 19. Jahrhunderts zurückgehen.

Marta Malo (2004) erwähnt in diesem Zusammenhang die Marx'sche Studie über die französische Arbeiterschaft, die er 1881 für die *Revue Socialiste* publiziert hat. Mit der Hoffnung, der sinnleeren Phraseologie einiger Sprecher der Arbeiterbewegung zu entkommen, stellte Marx einen Fragebogen mit mehr als hundert Fragen zusammen, die er an alle Fabriken des Landes schickte. Das Ziel dieses Fragebogens war es nicht, objektive Daten über die Realität der Fabrikarbeiter zu sammeln, sondern sie eher dazu zu bewegen, über ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen nachzudenken. Diese von Marx entwickelte Methode bewährte sich, indem es ihm gelang, die Arbeiter zur Reflektion ihrer Situation zu bewegen. Auch die *Chicago School* der Soziologie engagierte sich von 1920 bis 1930 für eine Methode, die individuelle Erfahrungen von Menschen aus minoritären

Gruppen in den Vordergrund rückt. Angelehnt an William I. Thomas und Florian Znanieckis Methode der *oral history* (1918) verschob diese Perspektive das Konzept der Objektivität in der Wissenschaft, indem sie die subjektiven Beweggründe und Vorstellungswelten der ForschungsteilnehmerInnen in den Vordergrund rückte. Doch anders als im Falle von Marx, der eine kollektive Aktion mobilisieren wollte, war dieser qualitative Zugang zum Forschungsfeld an einem liberalen Modell der individuellen Handhabung mit gesellschaftlichen Konflikten interessiert. Die Soziologie Abteilung der *Chicago School* in den 1920er und 1930er Jahren war, so könnten wir heute aus der Perspektive der Governmentality Studies feststellen, ein Projekt, das mit einem Konzept der Fremdführung durch Selbstführung durch staatliche Programme eng verbunden war. Soziale Konflikte wurden so individualisiert und der Staat zog seine Interventionsmöglichkeiten auf der sozialstaatlichen Ebene zurück. Dies traf insbesondere die Nachbarschaften und die Angehörigen der afro-amerikanischen, latino und asiatischen *communities*, wie das Beispiel der ›riots‹ der afro-amerikanischen Bevölkerung in Chicago in den 1920er Jahren zeigte (Park 1939). Dennoch hat das Prinzip dieser Methode, das Gespräch mit den ForschungsteilnehmerInnen zu suchen, Eingang in unterschiedliche feministische und emanzipative Projekte gefunden. Ein Anspruch, der auch von anderen WissenschaftlerInnen formuliert wurde. So entwickelten 1956-1957 italienische Aktivisten wie Alessandro Pizzorno, Romano Alquati und Danilo Montaldi ein Konzept des gemeinsamen Forschens, in dem sie in Zusammenarbeit mit Fabrikarbeitern deren Strategien der Konfliktbewältigung mit der Fabrikführung untersuchen. Zwischen 1950 und 1960 wurden Projekte eines kollektiven Forschens im Sinne militanter Forschung in den Fabriken und den Nachbarschaften erprobt. Diese Forschungen, welche die Unterminierungs- und Organisationsstrategien der Arbeiter in den Fabriken im Fokus hatten, wurden in den Zeitschriften wie *Quaderni Rossi* (Panzieri 1994) in Italien und der Gruppe *Socialisme ou Barbarie* (1949-1967) in Frankreich veröffentlicht. Zeitgleich fanden in einigen Ländern in Lateinamerika Forschungsprojekte, die in Stadtteilen und den ländlichen Gebieten mit marginalisierten Gruppen arbeiteten, statt. Paulo Freires Konzept der Erziehung zur Freiheit und Augusto Boals Methode des Theaters der Unterdrückten prägte die Arbeitsweise einiger dieser Projekte. Auch in der feministischen Bewegung formierten sich Selbsterfahrungsgruppen als Orte des Wissenstransfers und -austausches sowie der Bewusstseinsbildung für Frauen. Projekte der Wissensvermittlung durch soziale Bewegungen

waren in den 1970er Jahren ein Ziel, das viele unterschiedliche politische Projekte durchquerte. Dies beeinflusste auch die in den 1970er Jahren aufkommende Aktionsforschung, die beispielsweise von Maria Mies (1978) im deutschen Kontext diskutiert wurde.

Die Aktionsforschung hatte das Ziel, den Elfenbeinturm der Wissenschaft zu verlassen, indem es die Forschung aus der Universität heraus in die Nachbarschaft, Schulen oder Fabriken brachte. Dieses Forschungskonzept formulierte die politische Aktion und die gemeinsame Bewusstseinsbildung des gesellschaftlichen Konflikts als Motor für eine gemeinsame Aktion, in der sich die Wissenschaft mit der sozialen Bewegung verbündet.

Die bis hierher kurz skizzierten Ansätze wurden Mitte bis Ende der 1980er Jahre stark kritisiert. Ihnen wurde eine Idealisierung der Subjekte der sozialen Bewegungen oder des Proletariats als ›neue revolutionäre Subjekte‹ und in einigen Fällen eine paternalistische Haltung gegenüber den ForschungsteilnehmerInnen vorgeworfen. Dies drückte sich oft aus in der Einebnung von widersprüchlichen Aussagen oder der Einordnung dieser in ein entwicklungsorientiertes Modell der Bewusstseinsnahme. Hinter dieser Betrachtung stand auch die marxistische Annahme des ›falschen‹ und ›wahren‹ Bewusstseins. Diese Wahrnehmung machte es unmöglich, die Ambivalenzen in den Aussagen und Verhaltensweisen der ForschungsteilnehmerInnen außerhalb eines orthodoxen Paradigmas vom ›wahren Bewusstsein‹ zu denken. Fragen nach den Begehrens- und Fühlstrukturen (*structure of feeling*), die insbesondere durch die Arbeiten der Cultural Studies in Birmingham in den 1970er Jahren aufgeworfen wurden, blieben hier ausgeblendet. Diese Kritik wurde vor allem von WissenschaftlerInnen mit einem strukturalistischen und poststrukturalistischen Hintergrund wie zum Beispiel von Stuart Hall (1996) vorgebracht. Ein weiterer Aspekt, der in der Aktionsforschung der 1970er Jahre außer Acht blieb, war die Ebene der Repräsentation selbst, d.h. in welcher diskursiven Tradition diese Beschreibungen der ForschungsteilnehmerInnen eingeschrieben waren und inwieweit die ForscherInnen selbst ihr eigenes Wissensparadigma unter die Lupe nahmen. Die gesellschaftliche Position derjenigen, die diese Forschung betrieben, blieb so im Hintergrund. Das ist der Kontext, in dem Gayatri C. Spivak ihren Text *Can the Subaltern Speak?* formuliert hat.

Spivaks Text ist ein enigmatischer Text für die Debatten, die dann Ende der 1980er und Anfang der 1990er im US-amerikanischen Feminismus durch die Arbeiten von TheoretikerInnen und AktivistInnen wie Barbara Smith, Audre Lorde, Chela Sandoval, bell hooks, Patricia Hill Collins, Glo-

ria Anzaldúa und Trinh T. Minh-ha angeführt werden. Diese TheoretikerInnen brechen mit Wissenschaftskonventionen des Schreibens und der Wissensaquirierung, indem sie an der oralen Tradition der afro-amerikanischen Kultur, der Mythengeschichte der Chicano und der mexikanischen Kultur sowie der frankophonen karibischen Theorie anknüpfen. Sie führen Schreibstile und Denktraditionen ein, die bis zu diesem Zeitpunkt im US-amerikanischen Kanon der Wissensproduktion nicht vorhanden waren. Einige von ihnen schreiben in der ersten Person Singular und produzieren auf dieser Grundlage einen komplexen zeitgeschichtlichen Text. Eine Illustration hierfür stellen die Texte von Gloria Anzaldúa (1987) dar, die ihre persönliche Geschichte am Knotenpunkt von der aztekischen, der spanischen kolonialen, der US-imperialen Geschichte und der Kultur der Grenzzone USA-Mexiko erzählt. Diese Artikulationen eröffnen einen Ausweg aus der Tradition der Repräsentation der ›Anderen‹ als den Differenten. Sie zeigen die Komplexität von Repräsentationsstrategien. Dennoch sind diese Darstellungen individuelle Artikulationen, die zwar an einem kollektiven Projekt anknüpfen, jedoch zugleich Eingang in die Curricula von *American-English* und *Area Studies Departments* in den USA gefunden haben. Diese Schreibstile haben zu einer Infragestellung der Autorisierung des Sprechens und der Autorenschaft des Sprechers geführt. Die Fragen nach Repräsentation und der Autorisierung wissenschaftlichen Schreibens sind weiterhin relevant, sie müssen jedoch heute in einem neuen politischen und gesellschaftlichen Rahmen weiterentwickelt werden.

Krise der Repräsentation

Ende der 1980er Jahre haben wir es mit einer veränderten Welt zu tun. Der ›Eiserne Vorhang‹ fällt und die Koordinaten Ost-West werden brüchig. Das proklamierte revolutionäre Subjekt der Arbeiterbewegung ist entschwunden, neue politische Subjekte tauchen in Form von neuen sozialen Bewegungen wie zum Beispiel die Frauen-, LGBT-, Black-, MigrantInnen-, Flüchtlinge- und Alterglobalisierungsbewegung auf. Neue Organisationsformen werden erprobt und globale Netzwerke und Proteste organisiert, die in Chiapas 1994, Seattle 1999 und Genua 2001 eine neue Sprache gegen die Globalisierung der Wirtschaft, die Flexibilisierung von Arbeitsbedingungen und die Prekarisierung von Arbeit finden. In diesem Zusammen-

hang taucht die Krise der Repräsentation als Hinterfragung einer Rhetorik auf, die von einer einheitlichen politischen Identität ausgeht. In der deutschen Frauenbewegung zum Beispiel, werden Anfang der 1990er Jahre die Stimmen lauter, die sich von der politischen und wissenschaftlichen Rhetorik im Namen der ›Frau‹ nicht vertreten fühlen und eine historische, gesellschaftliche und geo-politische Kontextualisierung der Identitätskategorie ›Frau‹ im Rahmen der lokalen und globalen Arbeitsteilung einfordern. Diese Auseinandersetzung finden einige Jahre später, 2002, in den feministischen Foren des Europäischen Sozialforums in Florenz Wiederhall. Beatriz Preciado (2003) schreibt in Anlehnung an dieser Entwicklung über die Vitalität sozialer Bewegung und die Schwierigkeit, diese unter einem einzigen Namen zu erfassen. Die Vitalität der neuen sozialen Bewegungen wehrt sich gegen jede Form der Fixierung von Identität. Für Preciado zeigt sich die biopolitische Brisanz des neuen globalen Protestes insbesondere im Feld der ›sexopolitique‹ – der sexuellen Politiken. In diesem politischen Feld stoßen unterschiedliche Protestbewegungen aufeinander, gehen ineinander über und auseinander; es handelt sich dabei um einen »Raum der Kreativität, in dem die feministische, transsexuelle, intersexuelle, transgender, chicana und postkoloniale Bewegungen aufeinander folgen und sich überlagern.« Die sexuellen Minorisierten werden in Preciados Theorie zu Multituden. »Das sexuelle Monster mit dem Namen Multitude wird queer.«³ (Preciado 2003: 20, Übersetzung E.G.R.) Preciado führt hier die Multitude als Feld der Allianzen ein, das sich durch das Zusammenkommen von Widerstand gegen eine Rhetorik der Vereinheitlichung und der sich identitären Korrespondenzen widersetzenden Bewegungen und Praktiken auszeichnet.

Eine Erfahrung, die auch von der Krise der Repräsentation geprägt ist, wird besonders in der Schilderung der argentinischen Kunsttheoretikerin Maristella Svampa (2004) in Argentinien deutlich. Im Dezember 2001 kommt es in Argentinien zu einer massiven Infragestellung der politischen Repräsentation. Durch die Finanzkrise, die vor allem die Mittelklasse erschüttert, kommt es zu einer massiven Verarmung und Entlassungswelle. Ein Prozess der Dekollektivisierung durch Arbeitslosigkeit setzt ein, der auch vor den wissenschaftlichen Institutionen nicht Halt macht. Das professionelle, bis dahin selbst-refentielle Feld der Wissenschaft wurde durch die Krise ebenfalls erschüttert. Fragen nach einer militanten Forschung, nach einem aktionsorientierten Forschen oder nach der Verantwortung des Intellektuellen traten erneut in den Vordergrund. Neue sozialwissenschaft-

liche Methoden, Arbeitsstile, Strategien und Schreibregister wurden erprobt und auf die gesellschaftliche Relevanz der Forschungsfrage hin diskutiert. Die Beziehung zwischen Universität und sozialen Bewegungen wurde erneut diskutiert. Die Krise der politischen Repräsentation erscheint hier unter einem neuen Anspruch, der im argentinischen Kontext zwar nicht in Relation zur postkolonialen Kritik gesetzt wird, jedoch meines Erachtens in Beziehung zu der von Spivak diskutierten Frage der Repräsentation von subalternen Subjekten steht.

Das argentinische Beispiel verweist erneut auf eine metatheoretische Ebene der Wissensproduktion hin (Svampa 2004). Es hinterfragt nicht nur Wissen an sich, sondern die Produktion und den Transfer von Wissen. Heute müssen wir erneut diese Fragen aufgreifen, um Fluchtlinien in der Territorialisierung von Wissensproduktionen auszumachen. Diese Fluchtlinien weisen auf einen Raum hin, der jenseits einer territorialisierenden Logik entsteht. Katja Diefenbach (2001) bezeichnet den Begriff »Fluchtlinien« als eine theoretische Setzung. »Es geht«, so schreibt sie, »um die Vorstellung, dass das Soziale nicht – wie es im Marxismus gedacht wird – von Widersprüchen bestimmt ist, sondern dass dem Sein als Gefüge immer etwas entgeht und es auf ein neues Kräfteverhältnis hin öffnet.« (Diefenbach 2001) Diese Fluchtlinien können in Begegnungen entstehen, im Prozess der Kommunikation, die über Irritationen und Nicht-Verstehen geprägt sind. Sie können Momente des Entfliehens aus der dominanten Logik beschreiben. Wie können wir diese Momente beschreiben, ohne sie in einer dominanten Grammatik oder Syntax einzuebnen? Hier setzt die Tätigkeit eines *kulturellen Übersetzens* ein.

Kulturelles Übersetzen und transkulturelle Begegnungen

Der Begriff der *Transkulturation* wurde vom kubanischen Theoretiker Fernando Ortiz 1940 in seinem Werk *Contrapunteo Cubano del Tabaco y el Azúcar* eingeführt. Mit diesem Konzept versucht Ortiz über einen kulturrelativierenden und kulturalisierenden Blick des Sozialen hinauszugehen. Zugleich jedoch nimmt er die Dimension der Kultur als Ort der Begegnungen unterschiedlicher Wissensformen, Traditionen und Praktiken an. Diese Begegnungen finden in einem durch Macht und Herrschaft durchzogenen Raum statt. Transkulturelle Begegnungen verweisen auf einen

durch Herrschaft und Gewalt formierten Kommunikationsprozess hin. Im Falle Kubas ereignet sich Transkulturalität in Begegnungen der afrikanischen mit der spanischen und der indigenen Bevölkerung. Mit diesem Konzept möchte Ortiz auf die Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Gruppen hinweisen, statt einen »Akkulturationsbegriff« (1940) zu verwenden, der von einer Integration der minoritären und/oder subalternen Gruppen in das dominante Kulturmodell ausgeht. Ich möchte mit diesem Konzept arbeiten, um über meine Begegnung mit den ForschungsteilnehmerInnen im Bereich der Haus- und Pflegearbeit zu reflektieren.

Wie ich an anderer Stelle deutlich gemacht habe (Gutiérrez Rodríguez 2006), verwandelt sich die Begegnung zwischen den Forschungsteilnehmerinnen und mir, die über Koordinaten der Macht bestimmt ist, in einen Kommunikationsprozess, in dem unsere gesellschaftlichen Positionen zunächst übersetzt werden müssen, um überhaupt unsere Begegnung zu ermöglichen. Am Beispiel der Begegnung von mir mit Carla, die aus Ecuador nach Berlin immigriert ist und in einem Berliner Haushalt als Hausarbeiterin arbeitet, weise ich auf die Unmöglichkeit hin, von einer gemeinsamen Identität auszugehen. Vielmehr weist die Begegnung von mir mit Carla auf eine radikale Differenz hin. Denn tiefe Trennlinien sozialer Ungleichheiten strukturieren das Feld unserer Begegnung. Zwei sich gegenüber stehende Räume treffen hier aufeinander und kreieren für eine kurze Zeit einen gemeinsamen Raum, der von uns beiden wieder verlassen wird, da unser Leben und unsere Arbeit weitergehen. Diese Räume treffen nur aufeinander, wenn uns eine politische Arbeit oder eine gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Frauen miteinander verbindet. Wie also sollen wir diese unterschiedlichen Räume ineinander/füreinander übersetzen?

Ich möchte mit meinem Raum beginnen: Die britische, vormals deutsche Universität. In den letzten acht Jahren wurde die europäische, insbesondere die deutsche Hochschule reformiert. Diese Reform vollzieht sich im Zuge der Transnationalisierung des tertiären Ausbildungssektors, wie es in der Bologna-Erklärung von 1999 verabschiedet worden ist.⁴ Bologna ist Ausdruck der Umwandlung der wohlfahrtsstaatlichen Bildungssysteme in warenförmige, auf den globalen Wettbewerb ausgerichtete Bildungsmärkte. Ein Aspekt, der insbesondere von Eva Hartmann (2002) untersucht worden ist. Hartmann stellt fest, dass das tertiäre Bildungssystem zu einer Ware im Zeitalter der Informationsgesellschaft verwandelt wurde. In Anlehnung an Manuel Castells, Jeremy Rifkin und Daniel Bell betont sie, wie die Wissensproduktion zu einem fundamentalen Bestandteil der kapitalistischen

Akkummulation geworden ist. Wissen ist eine Ware, über die international verhandelt wird. So veröffentlichte 1994 die Weltbank ein Strategiepapier, in dem sie die Relevanz des Erziehungssektors für die globale Ökonomie unterstreicht. Es empfiehlt die Einführung von Immatrikulationsgebühren und ein Bildungskreditsystem, um die öffentlichen Ausgaben im Bildungsbereich zu regulieren (Hartmann 2002). Hartmann bemerkt in diesem Strategiepapier eine Unterscheidung zwischen lokalen und globalen Richtlinien. Während der primäre und sekundäre Bildungssektor unter nationalstaatlicher Führung auf lokaler Ebene ausgehandelt wird, verstärkt sich zunehmend die Einbindung des tertiären Sektors in den globalen Bildungsmarkt. Diese Entwicklung ist für das britische und US-amerikanische Bildungssystem nicht neu, jedoch für die europäischen Universitäten, die angehalten sind, verstärkt mit internationalen Elite-Universitäten zu konkurrieren. Die Bologna-Erklärung spiegelt diese politische und ökonomische Konjunktur wieder. Ihre Durchsetzung scheitert jedoch an nationalen Grenzen, da das europäische Bildungssystem unterschiedliche historische Bildungstraditionen und Bildungsaufträge vereint. Diese auf einen Nenner zu bringen, ist kaum möglich. Der erwirtschaftete Umsatz wird so zum kleinstmöglichen gemeinsamen Nenner. Hartmann warnt vor den Auswirkungen dieser Entwicklung für die ›Entwicklungsländer‹ und der ›Entwicklungspolitik‹ (Hartmann 2002). Zugleich weist sie darauf hin, dass diese Entwicklung auf die Transformation von wohlfahrtsstaatlichen Programmen in neoliberale Gouvernamentalität ausgerichtet ist. In diesem Kontext ereignet sich meine Begegnung mit immigrierten Frauen aus Kolumbien, Ecuador und Chile, die in Berlin ›ohne Papiere‹ – ohne Aufenthaltserlaubnis – wohnen und in mittelständigen Haushalten als HausarbeiterInnen beschäftigt sind.

Carlos Raun dagegen ist über die Gewalteffekte eines Migrationsregimes und eines rassifizierten und vergeschlechtlichten Arbeitsmarktes bestimmt. Dieser ist über eine fortdauernde Feminisierung von Haus- und Pflegearbeit bestimmt, die gesellschaftlich entwertet wird (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2007).

Diese zwei unterschiedlichen Räume prägen und begleiten unser Sprechen. Welche Art der Kommunikation ist dann möglich? Warum sollte hier eine Form des transkulturellen Übersetzens einsetzen?

Transkulturelles Übersetzen und Dekolonisierung von Wissen

Die Artikulation verschiedener gesellschaftlicher Positionen, die wiederum soziale Partikularitäten reflektieren, scheint wie ein Ausgangspunkt in einem Sprechakt, der einige Vermittlung benötigt, um eine Verständigung herzustellen. Die Vermittlung oder der Versuch sich verständlich zu machen, wenn man sich diese Positionalitäten vergegenwärtigt, erfordert im Falle zweier spanisch Sprechender, wie im Fall von Carla und mir, nicht eine linguistische oder wörtliche Übersetzung, sondern eine, die den kulturellen Kontext der Sprache jeder Person anerkennt.

In diesem Kontext taucht die Frage der ›kulturellen Übersetzung‹ auf. Wie spüren wir der (Un-)Übersetzbarkeit sozialer Positionalitäten in Begegnungen nach, die auf einer angenommenen gemeinsamen Identität beruhen, ausgedrückt etwa durch eine gemeinsame Sprache oder ein gemeinsames Geschlecht? Wie lesen wir die Unterbrechung oder die Lücke, die eine soziale Trennung innerhalb einer globalen Verschränkung artikuliert? Könnte der Begriff ›kulturelle Übersetzung‹ als ein Werkzeug verwendet werden, um den ambivalenten Charakter dieser Begegnungen, die sich innerhalb der Spannung von Identität und Differenz ereignen, zu skizzieren? Indem ich diesen Fragen nachgehe, untersuche ich das Konzept der ›kulturellen Übersetzung‹ als einen Prozess, in dem ambivalente soziale und kulturelle Positionen verhandelt werden. Insofern kann durch Übersetzung Verständnis erlangt werden, während sie gleichzeitig auf die Potentialität der Nicht-Übersetzbarkeit verweist. Dieser ›double bind‹ – also einerseits die Möglichkeit von Sprechen und andererseits die Unmöglichkeit des Verstehens – ermöglicht jedoch die Bewegung in der Begegnung. Durch diese Bewegung entstehen Räume, in denen es für diejenigen zu einem Nutzen dieser Sprache kommt, die in dieser Grammatik nicht vorgesehen sind. Es handelt sich um einen Übersetzungsakt, einen Versuch das Andere zu verstehen.

In Bezug darauf lassen TheoretikerInnen, die an einem dekolonisierenden Projekt von Wissen arbeiten wie Gayatri Chakravorty Spivak, Homi Bhabha, Tejaswini Niranjana und Françoise Vérgès, Fragen der Äquivalenz und der Übersetzungstreue beiseite und konzentrieren sich auf den Prozess *der Übersetzung als solchen*. Das Projekt des kulturellen Übersetzens akzentuiert die kolonisierende Wirkung von hegemonialem Wissen und in diesem Fall, die westliche Wissenstradition. Diese Kolonisierung wird im Prozess der Institutionalisierung von kritischen Wissensperspektiven deut-

lich. Im Rahmen dieses Prozesses werden diese Perspektiven von ihrer historischen Einbettung und politischer Aussagekraft entleert. Eine solche Kanonisierung und einhergehende Einebnung geschieht momentan mit der Perspektive der Postkolonialität. Als Konzept taucht Postkolonialität als Indiz für eine neue Form der Kolonisierung von Wissen in den Texten von Spivak und Edward Said auf. In der heute stattfindenden Debatte um Postkolonialität in der Bundesrepublik, die Postkolonialität nun in alle Disziplinen einschreiben möchte, erfolgt genau das, was Spivak und Said kritisiert haben, die Kolonialisierung von Wissen mittels des Stichtworts der Postkolonialität. Die Subalterne wird mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Unterdrückungspositionen verwechselt, ohne dabei zu berücksichtigen, dass die Subalterne einen festen Ort im indischen Kastensystem hat und nicht frei von einem Ort zum anderen reisen oder übersetzt werden kann. Kulturelles Übersetzen verweist genau auf diese Grenze des Transfers im Wissensprozess. Konzepte können nicht einfach übertragen werden, ohne dabei ihre historische Semantik und regionale Differenz zu berücksichtigen. Die Subalterne kann daher nicht mit dem Namen Migrantin übersetzt werden. Das Konzept der ›Migrantin‹ ist historisch und geo-politisch anders als die Subalterne verortet. Der politische Begriff der Migrantin, den FeMigra in den 1990er Jahren als Ausdruck der rechtslosen Lage und Unterwerfung von Menschen unter einem Migrationsregime einführte, kann zudem nicht mit demjenigen der Migrantin im 19. Jahrhundert gleichgesetzt werden. Dieses Beispiel zeigt, dass Begriffe ihren politischen, historischen und semantischen Ort haben und ihre kulturelle Übersetzung nur begrenzt oder gar nicht stattfinden kann.

Kulturelles Übersetzen in diesen Kontext gestellt, bezieht sich auf die Vermittlung zwischen der Originalität eines sozialen Kampfes und deren Übersetzung in die Institution. Wie man dem Prozess der Vereinnahmung, der Relativierung und der Einebnung eines politischen Projektes begegnen soll, ist somit das Ziel eines dekolonialisierenden Projektes des kulturellen Übersetzens. In diesem Sinne möchte ich *kulturelles Übersetzen* als neue Interventionsstrategie begreifen, um von hier aus zu intervenieren und zu einer Transformation von Wissen beizutragen. Es stellt daher einen Versuch dar, an Marta Malos Fragen anzuknüpfen, die wie folgt lauten: »[W]ie mit den ideologischen Filtern brechen und den vererbten Rahmen, wie ein Wissen produzieren, das direkt vom der konkreten Analyse des Territoriums des Lebens und der Kooperation sowie der Erfahrungen des *Schlechtergehens* und des Widerstands zeugt, wie dieses Wissen zur sozialen

Transformation zum Funktionieren bringen, wie das Wissen wirksam machen, das bereits in unseren eigenen Netzen zirkuliert, wie das fördern und artikulieren durch die Praxis. Kurz, wie sollen wir unsere mentale Fähigkeiten, unser Intellekt aus den Dynamiken der Arbeit, der Produktion von Wohlstand und/oder Gouvernamentalität heraushalten, und diese mit der kollektiven Aktion (subversiv und transformativ) alliieren, um den Weg für die Begegnung mit dem kreativen Ereignis bereit zu halten.« (Malo 2004: 20, Übersetzung E.G.R.)⁵

Anmerkungen

- 1 Im Original: »she had ... waited for the onset of menstruation.« (Spivak 1988: 307)
- 2 Sati (Sanskrit, satī, wörtlich: »die Seiende«, Frau, die den richtigen, mutigen Weg wählt) ist die rituelle Selbstverbrennung von Frauen in einigen indischen Religionsgemeinschaften. Nach dem Tod des Mannes konnte es geschehen, dass seine Witwe sich bei der Verbrennung des Leichnams mit auf den Scheiterhaufen warf. Frauen, die Sati begingen, wurden in hohen Ehren gehalten und teilweise göttlich verehrt, ihre Familie gewann hohes Ansehen.
- 3 »[...] espace d'une création où se succèdent est se juxtaposent le mouvement féministes, homosexuels, transsexuels, intersexuels, transgenres, chicanas, post-coloniaux [...] Les minoritaires sexuels deviennent multitudes. Le monstre sexuel qui a pour nom multitude deviennent queer.«
- 4 Dieser Vertrag wurde in Prag (2001) und in Berlin (2003) weiterentwickelt und von 40 Ländern unterzeichnet. Als Ziel formuliert der Bologna-Vertrag die ›Harmonisierung des tertiären Ausbildungssektors‹ in Europa durch ein vergleichendes Akkreditierungssystem, ein ›Credit Point‹-System, ein Zwei-Phasen-Hochschulausbildungsmodell mit einem ›Undergraduate‹- und einem ›Postgraduate‹-Strang, einem evaluationsbegleitenden Qualitätsmanagementprogramm und einer europäischen Promotion. Das Modell will durch die Einführung einheitlicher Äquivalenzkriterien die Mobilität von Studierenden und Lehrenden innerhalb der EU fördern. In diesem Prozess werden europäische Universitäten nach dem englischen Modell in Dienstleistungszentren umgewandelt. Ein demokratisch paritätisches Mitbestimmungsrecht an Universitäten, das in den 1970er Jahren in der Bundesrepublik von der StudentInnenbewegung ansatzweise erkämpft worden war, ist hier nicht angedacht. Dies wurde vor allem beim Treffen in Prag thematisiert und vergeblich eingefordert.
- 5 »[C]omo romper con los filtros ideológicos y los marcos heredados, como producir conocimiento que beba directamente del análisis concreto del territorio de vida y cooperación y de las experiencias de malestar y rebeldía, como poner a funcionar este conocimiento para la transformación social como hacer operativos los saberes que ya circulan por las propias redes, como potenciarlo y articularlo con la práctica .. en definitiva, como sustrair nuestras capacidades mentales, nuestro intelecto, de las dinámicas de trabajo, de producción de beneficio y/o gobernabilidad y aliarlas con la acción colectiva

(subversiva y transformadora), encaminandola al encuentro con el acontecimiento creativo».

Literatur

- Anzaldúa, Gloria (1987): *La Frontera – Borderlands*. San Francisco: Aunt Lute.
- Apostolidou, Natascha (1994): »Quotierung für Migrantinnen.« In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.): *Gender Killer*. Amsterdam/Berlin, S. 65-68.
- Diefenbach, Katja (2003): »Die Politisierung des Lebens«, Projekt: ExArgentina, http://www.exargentina.org/_txt/krise_kdiefenbach_lapolvida_de.html, (04.03.2008).
- FeMigra (Feministische Migrantinnen) (1994): »Wir, die Seiltänzerinnen.« In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.): *Gender Killer*. Amsterdam/Berlin, S. 34-64.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): »Akrobatik in der Marginalität.« In: Gelbin, Cathy/Konuk, Kader et al. (Hg.): *Marginale Brüche*. Taunusstein/Main, S. 207-223.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2006): »Positionalität übersetzen. Über postkoloniale Verschränkungen und transversales Verstehen.« <http://eipcp.net/transversal/0606/gutierrez-rodriquez.de>, (15.04.2008).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2007): »The ›hidden side‹ of the new economy – On transnational migration, domestic work and unprecedented intimacy.« In: *Frontiers: Journal of Women Studies*, Nr. 28 (3), S. 60-83.
- Hall, Stuart/Morley, David et al. (1996): *Stuart Hall: Critical Dialogues in Cultural Studies*. London.
- Hartmann, Eva (2003): »The Transnationalization of tertiary education in a global civil society.« In: Kreutzner, Gabriele/Schelhowe, Heidi (Hg.): *Agents of Change: Virtuality, Gender and the Challenge to the Traditional University*. Opladen, S. 25-42.
- Malo, Marta (2004): *Nociones comunes. Experiencias y ensayos entre investigación y militancia*. Madrid.
- Maristella, Svampa (2003): »Algunas Preguntas de carácter topológico«, Projekt: ExArgentina, <http://www.exargentina.org/antiores-buenosaires3-06.html>, (04.03.2008).
- Mies, Maria (1978): *Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel Gewalt gegen Frauen. Beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 11/84, S. 7-23.
- Ortiz, Fernando (2002) [1940]: *Contrapunteo Cubano del Tabaco y el Azúcar*. Madrid.
- Panzieri, Raniero (1994): *Spontaneità e organizzazione. Gli anni dei ›Quaderni Rossic‹ Scritti scetti*. BFS Edizioni.
- Park, Robert Ezra (1939): *Race relations and the Race Problem; a Definition and an Analysis* with Edgar Tristram Thompson, Durham, NC: Duke University Press.
- Preciado, Beatriz (2003): »Multitudes queer: notes pour une politique des ›anormaux‹.« In: *Multitude*, 12, S. 17-25.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): »Can the Subaltern Speak?« In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago, S. 271-316.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999): *Towards a Critique of Postcolonial Reason*. New York.
- Thomas, William I./Znaniiecki, Florian (1996) [1918]: *The Polish Peasant in Europe and America*. University of Illinois Press.

Michaela Bank

Übersetzung als Spiel. Migrantinnen als Übersetzerinnen der amerikanischen Frauenrechtsbewegung im 19. Jahrhundert

Einleitung

Die anglo-amerikanische Frauenrechtlerin Paulina Wright Davis appellierte in einem Brief an die deutsch-amerikanische Reformerin Mathilde Franziska Anneke: »I hope you will come officially as a delegate if your society are [sic] not afraid of the Union. If they are, come yourself as the *representative woman of two countries* as you are, and help us.«¹ (Davis, Brief an Anneke, Providence, 19. Juli ohne Jahr, MFA Papers, Box 5/7, Hervorhebungen M. B.) Diese Forderung, als Vermittlerin zwischen den ethnischen und politischen Bevölkerungsgruppen zu agieren – im Speziellen zwischen der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung und der deutsch-amerikanischen Bevölkerung – und als »woman of two countries« bei öffentlichen Versammlungen der Reformbewegung aufzutreten, basierte auf der Annahme, dass eine hybride Subjektposition, die Anneke hier repräsentierte, dieses Vermittlungspotenzial inhärent enthielt.

Der Begriff der Übersetzung soll für die Analyse des Vermittlungspotenzials fruchtbar gemacht werden, indem Übersetzung als eine Strategie kultureller Verständigung begriffen wird. Das zugrunde gelegte Verständnis von Übersetzung geht damit über ein rein linguistisches hinaus, da Übersetzung als ein Aushandlungsprozess zwischen kulturellen, politischen und sozialen Differenzen gedeutet wird. Differenzen, die als dominante Repräsentationen und Stereotypen von Kulturgemeinschaften existieren, können durch Übersetzungsprozesse in Bewegung gebracht, aufgebrochen und neu ausgehandelt werden. Übersetzung birgt somit das Potenzial zur Intervention in existierende Vorstellungen und eröffnet die Möglichkeit für einen Zugewinn an Verständnis.²

Der vorliegende Beitrag untersucht die Möglichkeiten und Grenzen von Übersetzung als einer Strategie kultureller Verständigung an einem historischen Beispiel. Die Ambivalenzen der hybriden Subjektposition, in der die Übersetzung stattfand, werden als beschleunigende und gleichzeitig bremsende Faktoren für die Übersetzungsarbeit gelesen. Denn einerseits bereicherte eine Mehrfachzugehörigkeit, wie sie von ›women of two countries‹ vertreten wurde, den Verständigungsprozess durch die Möglichkeit der Differenzierung und Dekonstruktion, aber andererseits erschwerte sie ihn auch aufgrund der Gleichzeitigkeit verschiedener opponierender Appelle zur Solidarität und Erwartungen an die Übersetzerin und ihre Leistung.

Nach einer kurzen Einführung in das historische Fallbeispiel, werde ich die theoretischen Zusammenhänge von Hybridität, Übersetzung und Machtverhältnissen, die für diesen Fall relevant sind, aufzeigen. Anschließend schlage ich dann eine entsprechende Lesart der Übersetzung im historischen Fallbeispiel vor.

»The Ignorant German«

Am 27. November 1869 sprach Elisabeth Cady Stanton, eine der Führungspersönlichkeiten der Frauenrechtsbewegung in Amerika, in La Crosse, Wisconsin über die Notwendigkeit, das Frauenwahlrecht in den USA einzuführen. La Crosse war eine mittelgroße Stadt am Ufer des Mississippi, in der zu dieser Zeit 42% der Bevölkerung nicht in Amerika geboren waren und unter diesen MigrantInnen ein Drittel aus den deutschsprachigen Gebieten Europas kamen.³ Vor einem solchen, ethnisch gemischten Publikum trat Stanton auf.

In ihrer Rede formulierte Stanton ein konkretes nativistisches Urteil, das unter den deutsch-amerikanischen Männern und Frauen im Publikum Unverständnis und Opposition auslöste. Und zwar sprach Stanton davon, dass es unrecht wäre, dass diese ›ignorant foreigners‹ das Wahlrecht erhielten, obwohl sie nur kurze Zeit in Amerika lebten, während in Amerika geborenen Frauen dieses Recht nicht zugestanden wurde. Schließlich seien diese ›foreigners‹ gar nicht in der Lage, die politische Macht, die ihnen in Form des Wahlrechts erteilt worden sei, zum Zwecke des Allgemeinwohls einzusetzen, bedenke man, wie sie ihre Frauen unterjochten und damit Amerikas freiheitlichen Idealen widersprachen.⁴ Stanton artikuliert ihren Unmut

über die Tatsache, dass Migranten wahlberechtigt waren, wie folgt: »We might not like the legislation of the ignorant German, accustomed to drive his wife and cow side by side before the plough.« (Stanton zit. in *Revolution* 1869: 290) Dieses Bild geschlechtlicher Arbeitsteilung unter Deutschen veranlasste die anwesenden Deutsch-AmerikanerInnen, nachzufragen, wo Stanton so etwas gesehen hätte. Daraufhin berief sich diese unter anderem auf Mathilde Franziska Annekes Berichte, die dieses Bild bestätigt hätten.

Am Tag nach dem Vortrag richtete ein deutsch-amerikanischer Zuhörer, ein gewisser Herr Tillmann, einen Brief an Anneke, in dem er von diesem Geschehen am Vortragsabend berichtete und eine eindeutige Stellungnahme von Anneke zu diesem Vorwurf gegen die Deutschen einforderte. Er formulierte:

Am Schluß des Vortrags ersuchte Herr Ge. A. Metzger die Dame [i.e. Stanton] ihm zu sagen: in welchem Theile von Deutschland, und zu welcher Zeit sie gesehen, daß Frauen dort zum pflügen des Landes gebraucht werden, Sie erwiderte nur: [sic] sie habe es zwar nie selbst gesehen, jedoch wiederholt in verschiedenen Briefbeschreibungen gelesen, und auch Sie Madam hätten ihr versichert, dass Sie es selbst gesehen haben, daß Frauen dort zusammen mit Ochsen, vor den Pflug gespannt werden!

[...] und verließen alle deutschen, den Saal gewiß mit demselben Gefühl: wieder einmal dem Amerikaner gegenüber, eine lächerliche und verächtliche Stellung eingenommen zu haben. Es dünkt mir nun aber positiv unmöglich, daß Sie solch ein unsinniges Statement gemacht haben, und ersuche ich Sie nun freundlichst, im Namen vieler Deutschen von La Crosse, mir mit umgehender Post wissen zu lassen, ob Sie je solch eine Bemerkung gemacht haben. (Tillmann, Brief an Anneke, La Crosse, WI, 27. November 1869, MFA Papers, Box 5/4)

Anneke reagierte auf Tillmanns Aufforderung mit einem offenen Brief, der in der lokalen deutsch-amerikanischen Tagespresse, *La Crosse Nord-Stern*, am 17. Dezember 1869 veröffentlicht wurde. Diese Antwort bildet die Grundlage dieses Beitrags, da ich sie als Übersetzung von Stanton's Aussagen – und damit auch als Übersetzung dominanter Repräsentationen der amerikanischen Frauenrechtsbewegung – für die Gemeinschaft der Deutsch-AmerikanerInnen verstehe. Die Übersetzung repräsentierte einen hybriden Raum, einen Zwischenraum, der Chancen für Verständigung eröffnete, aber auch Grenzen aufgrund von Erwartungen, materiellen Zwängen und politischen, subjektiven Interessen sichtbar machte. Differenzen konnten so nicht nur aufgebrochen und vermittelt, sondern ebenso verfestigt werden. Den Ausgangspunkt für diese Übersetzung bildete ein Moment der Irritation und des Unverständnisses, das es aufzulösen galt. Erst dieser Bruch machte die bestehenden Differenzen und die Herausforderung dieser

Differenzen sichtbar. Die Arbeit an den Brüchen und Widersprüchen eröffnet einen »Raum der Transformation und der Dekonstruktion kategorialen Denkens [...], in dem Dichotomien aufgelöst werden,« und ermöglicht so »dekonstruktives Verstehen,« wie Encarnación Gutiérrez Rodríguez betont (Rodríguez 2004: 196).

Hybridität und Übersetzung im Spiel der Macht

Homi K. Bhabha (1994) hat auf das produktive Potenzial hybrider Positionen hingewiesen, indem er in diesen »Zwischenräumen« den Ort der Entstehung von Kultur ansiedelte. Dies führt zur Vorstellung von Kultur als eigentlich hybrid und ambivalent und löst die Vorstellung hermetisch abgrenzbarer und statischer Kulturen ab. Nichtsdestotrotz wird in Form von Stereotypen und Vorurteilen die Vorstellung solcher statischer Kulturen – z.B. der deutsch-amerikanischen im Gegensatz zur anglo-amerikanischen – verstetigt und sie bleiben wirkmächtig. Auch wenn ein Bewusstsein für die Konstruiertheit von Kulturen und ihren Repräsentationen existiert, darf die Wirkmächtigkeit, die diese Konstruktionen real annehmen, nicht vernachlässigt werden.

Im vorliegenden Beispiel werden kulturelle Differenzen als Differenzen von Geschlechterverhältnissen etabliert. Während die anglo-amerikanische Position mit egalitären Geschlechterverhältnissen, wie sie die Frauenrechtsbewegung anstrebte, verknüpft wurde, wurde die deutsch-amerikanische Position mittels hierarchischer, patriarchaler Geschlechterverhältnisse beschrieben. Diese Positionen zu veruneindeutigen, ihre unterschwelligsten Bedeutungen zu dekonstruieren, war die Forderung an die hybride Position, in denen sich Migrantinnen wie Anneke befanden, die sowohl an der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung partizipierte und Mitglied in der *National Woman Suffrage Association* war als auch der ethnischen und politischen Bevölkerungsgruppe der Deutsch-AmerikanerInnen angehörte.

Die Bedeutung von Hybridität liegt laut Bhabha darin begründet, dass sie transformatorischen Wert besitzt. »[Its value] lies in the rearticulation, or translation, of elements that are neither the one, nor the other, but something else besides, which contests the terms and territories of both.« (1994: 25) Er charakterisiert Hybridität als einen Raum der Übersetzung. Bhabha beschreibt diesen Prozess von Übersetzung als Verhandlung und nicht als

Negierung – »negotiation rather than negation« (1994: 25) – einer der opponierenden und antagonistischen Positionen. Als dialektischer Prozess ermöglicht Übersetzung Neuartigkeit, die binäre Gegensätze überwindet, obgleich sie die Irritation des Fremden als sichtbare und spürbare Elemente integriert und nicht vernichtet. Eine solche Übersetzung versucht nicht, sich einem identitätsstiftenden kulturellen Bedeutungskonsens anzunähern, sondern durch Überschreibungen verschiedener, auch widersprüchlicher Diskurse, »Neueinschreibungen« auszuhandeln (vgl. Bachmann-Medick 2006: 199).

Bhabhas Hybriditätsbegriff bildet die Grundlage für die Analyse des historischen Fallbeispiels. Jedoch muss dieser ergänzt und modifiziert werden, um die Vielschichtigkeit der historischen Wirklichkeit repräsentieren zu können. Als »woman of two countries« kann Anneke durchaus als ein hybrides Subjekt verstanden werden. Bhabha folgend eröffnete diese Hybridität einen produktiven Raum, der als Übersetzungsraum charakterisiert war, und in dem Übersetzung einen Prozess der Bedeutungsproduktion als fortwährende Neueinschreibung abbildete. Auch diesen Aspekt von Übersetzung und Hybridität stellte der historische Fall dar.

Während Bhabha jedoch der Produktivität von Hybridität schier keine Grenzen beimisst, müssen auch die beschränkenden Einflüsse realer politischer, ökonomischer und sozialer Verhältnisse anerkannt werden. Denn der hybride Raum war kein freier Raum, sondern angebunden an andere Räume. Das hybride Subjekt bewegte sich nicht ausschließlich in einem eigenen Raum, sondern aufgrund der Mehrfachzugehörigkeit gerade in verschiedenen Räumen zu unterschiedlichen Zeiten mit unterschiedlichen Interessen. Wie Mary Louise Pratt in ihrem Aufsatz zum Übersetzungsparadigma in der interkulturellen Forschung abschließend bemerkt:

The multilingual person is not someone who translates constantly from one language or cultural system into another, though translation is something multilingual subjects are able to do if needed. To be multilingual is above all to live in more than one language, to be one for whom translation is unnecessary. The image for multilingualism is not translation, perhaps, but [...] a multiplying of the self. (2002: 35)

Dieser Gedanke einer Vervielfältigung des Selbst ist übertragbar aus seinem linguistischen Rahmen in einen kulturhistorischen Rahmen und knüpft an die formulierte Hybriditätskritik an.

Da Übersetzung als eine Verhandlungs- und Aushandlungsstrategie von Differenzen verstanden wird, ist sie ein Werkzeug in Prozessen der Bedeutungsproduktion im Sinne einer Neueinschreibung. Diese Bedeutungsproduktion ist nicht endlos variabel, sondern wird bedingt durch soziale,

politische und ökonomische Machtverhältnisse, in die ein hybrides Subjekt eingebunden ist. Und da Machtverhältnisse in den Räumen, zwischen denen sich das hybride Subjekt bewegt, durchaus unterschiedliche Positionierungen für das hybride Subjekt ermöglichen können, ist mit Blick auf das Subjekt eine Vervielfältigung erkennbar. Übersetzung als Strategie kultureller Verständigung wird dann für diejenigen, die eine vermeintlich stabile Position besetzen – entweder Deutsch-AmerikanerIn oder Anglo-AmerikanerIn zu sein – notwendige Voraussetzung für die Kommunikation von einer Position zur anderen. Anneke jedoch konnte als »woman of two countries« mehr als eine Position einnehmen und war somit jeweils unterschiedlichen Machtverhältnissen ausgesetzt, die jeweils ein mitunter unterschiedliches Selbst bedingten.

Für die folgende Lesart der Übersetzung Annekes folgt daraus, dass die Aussagen, die sie machte, und die Bedeutungen, die sie ihnen beimaß, immer in ihren Kontextabhängigkeiten gelesen werden. Welches hybride Selbst trat in den Aussagen in Erscheinung und welche Machtverhältnisse strukturierten seine Position? Wie wurden Bedeutungen im Spiel der Übersetzung produziert und eingesetzt? Als Prozess, der Verstehen initiieren sollte, ist gleichzeitig der Blick auf die AdressatInnen der Übersetzung gerichtet, die etwas zu verstehen versuchten. Auch Stanton als Repräsentantin der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung gilt als eine Adressatin von Annekes Übersetzung bzw. eine Adressatin des deutsch-amerikanischen Unverständnisses allgemein. Wie wirkten sich Unverständnis, Kränkung und Übersetzung auf Stantons Prozess des Verstehens kultureller Unterschiede aus?

Chancen und Grenzen der Übersetzung

Die Übersetzung, die Anneke lieferte, erschien als offener Brief in der deutsch-amerikanischen Tagespresse von La Crosse. Damit verlagerte Anneke die Diskussion in einen öffentlichen Raum, machte sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich und maß ihr so entsprechendes Gewicht bei. Stantons nativistisches Vorurteil den Deutsch-AmerikanerInnen gegenüber wurde damit wieder in einem öffentlichen Raum verhandelt, den Tillmann verlassen hatte, indem er zunächst nur Anneke adressierte.

Annekes Übersetzung zeichnete sich dadurch aus, dass die Schreiberin zu allererst versuchte, Stantons drastisches Bild von einer deutschen Geschlechterordnung zu entschärfen, indem sie es als eine Metapher entlarvte:

Jener Ausspruch der Mrs. Stanton ist eine rhetorische Metapher [...]. Ob ich die nackte Wahrheit der Prämisse jenes Ausspruchs ihrem Wortlaute nach jemals zugestanden habe, weiß ich nicht, kann sich auch gleich bleiben, denn immer und überall, wo sich eine Gelegenheit geboten hat, habe ich unverblümt ausgesprochen, daß das Weib, nicht in Deutschland nur, sondern in allen Landen und zu allen Zeiten wegen Mangels seiner rechtlichen Stellung viel tiefere Entwürdigungen und Entbehrungen erfahren mußte, als es durch Aufbürdung, selbst der niedrigsten und schwersten Arbeiten erleiden könne. (*La Crosse Nord-Stern*, 17. Dezember 1869)

Während Tillmanns Reaktion auf Stantons Aussage sich primär auf die in dem Bild enthaltene Abwertung von Deutschen gestützt hatte, richtete Annekes Übersetzung den Fokus auf das Geschlechterverhältnis, das mit diesem Bild pointiert formuliert wurde. Stanton hätte keine Aussage über ethnische Verhältnisse gemacht, sondern über Geschlechterverhältnisse, die als universal interpretiert wurden, wie ihr Verweis ›in allen Landen und zu allen Zeiten‹ signalisierte. Und in diesem Sinne wäre es auch legitim, dass Stanton Frauen als Unterjochte und vor den Pflug Gespannte mit Ochsen verglich. Anneke entzernte damit die Verflechtung zweier unterschiedlicher Dimensionen, die Stantons Argumentation zugrunde lag. Denn während Stantons Argument darauf abzielte, rechtliche und soziale Geschlechterungleichheit vorzuführen, untermauerte sie dieses gleichzeitig mit einer nativistischen Begründung in Form der gebrauchten Metapher. Stanton vermischte damit Fragen von Geschlechtergerechtigkeit mit Fragen von ethnischer und kultureller Identität, die in der hybriden Position, die Anneke zwischen den ethnischen Kulturen einnahm, erst als Übersetzungsleistung dekonstruiert werden konnten. Dekonstruktion als Mittel der Übersetzung ermöglichte somit eine Intervention im Verständigungsprozess und stellte eine Möglichkeit dar, ethnische Differenzen zu überwinden.

Aufgrund der Erwartungen, die von verschiedenen Positionen an sie formuliert wurden, wurde das Interventionspotenzial von Annekes hybrider Position deutlich geschwächt. ›Women of two countries‹ galten für die anglo-amerikanische Frauenrechtsbewegung als wichtige Vermittlerinnen der Reformanliegen an eine deutsch-amerikanische Bevölkerung, zu der diese Frauen auch zählten. In gleichem Maße erwarteten Mitglieder der deutsch-amerikanischen Bevölkerung von diesen Frauen die positive Vertretung der kulturellen Interessen ihrer ethnischen Gemeinschaft gegenüber der anglo-amerikanischen Gesellschaft. Dies wurde bereits in Tillmanns Brief an

Anneke deutlich, pointiert finden wir dies aber auch an anderen Stellen, wie z.B. in der konservativen deutsch-amerikanischen *New Yorker Staats-Zeitung*, die folgendes formulierte:

Sie [i.e., die deutschen Frauen, die sich mit den Amerikanerinnen für Frauenrechte stark machten] haben keine Einwände zu erheben, wenn das Stimmrecht für die Amerikanerinnen auf Grund der Behauptung verlangt wird, daß die deutschen Barbaren stimmen dürfen, welche in der Heimath ihre Frauen vor den Pflug gespannt [...]. Ja, sie rühmen sich, daß sie dabei waren, als diese Hiebe gegen die deutsche Einwanderung geführt wurden! (*New Yorker Staats-Zeitung*, 19. Mai 1869)⁵

So machte sich Anneke in den Augen der deutsch-amerikanischen Bevölkerung hier mitschuldig an der empfundenen Verunglimpfung des Deutschtums, indem sie sich nicht deutlich genug von den Mitgliedern der Bewegung, die diese Urteile formulierten, distanzierte. Die Einforderung von Solidarität mit unterschiedlichen Positionen ließen sie sprichwörtlich zwischen den Stühlen erscheinen und sie musste abwägen, für welche Position sie Partei ergreifen wollte.

Dieses Abwägen ging nicht nur mit Debatten um die Richtigkeit politischer und gesellschaftlicher Positionen einher, sondern auch mit Fragen persönlicher Sympathien oder eigener Karriereziele. Denn die Allianz mit der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung garantierte Anneke auch eine Möglichkeit des ökonomischen Überlebens, da diese eine Einkommensquelle für sie darstellte. Sie erhielt Honorare für ihre Reden und Unterstützung bei den Aufwendungen für Reisen.⁶ Aufgrund solcher Umstände und Forderungen war Annekes hybride Position als ›woman of two countries‹ auch eine prekäre Situation.

Die Übersetzungsstrategie der Dekonstruktion und Differenzierung nutzte Anneke durchaus nicht nur zum Zweck der Versöhnung, Verständigung und Universalisierung, wie dies eingangs der Fall war, sondern auch zur Vereindeutigung ihrer Position. Denn die Mehrfachzugehörigkeit erst ermöglichte ihr, einen Vergleich zwischen den ethnischen Kulturen zu wagen und Vor- und Nachteile jeweils zu benennen. Die Kenntnis beider Kulturen »aus eigener Anschauung« (Anneke in *La Crosse Nord-Stern*, 17. Dezember 1869) und nicht nur aus Berichten anderer autorisierte ihre Sprecherinnenposition in diesem Kontext mehr als die Stantons.

Obwohl Anneke sich zunächst gegen das nativistische Bild Stantons aussprach, folgte in ihrer Übersetzung eine Affirmation der angenommenen Überlegenheit der anglo-amerikanischen gegenüber der deutschen Kultur. Sie stützte diese jedoch nicht auf Unterschiede der sozialen Praktiken oder der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, wie Stanton dies getan hatte,

sondern auf die unterschiedlichen politischen Institutionen und Systeme in Amerika und Europa. Anneke benannte Deutschland als das »Land der sozialen Missstände«, die sie auf die »Tyrannei« der Monarchien in Europa zurückführte (*La Crosse Nord-Stern*, 17. Dezember 1869). Amerika stellte sie im Gegensatz zur politischen Rückständigkeit Europas in das positive Licht politischen, demokratischen Fortschritts, der individuelle Freiheiten eröffnete. Annekes Überlegungen zum Verhältnis zwischen den nationalen Kulturen basierten folglich auf einem politischen Prinzip und nicht auf einem essentialistischen, nativistischen Urteil, wie es Stanton vorgebracht hatte.

Eine weitere Ambivalenz betraf Annekes Übersetzung des Ausdrucks »ignorant foreigners«. Anneke erklärte: »Ueberdies hat sie nur eine gewisse Klasse der Einwanderer vor Augen, die ungebildete nämlich [...]. Der gebildete Theil der Deutschen hat sich daher, wie Sie einsehen werden, gar nicht über sie zu beklagen.« (*La Crosse Nord Stern*, 17. Dezember 1869) Die Übersetzung bediente sich an dieser Stelle erneut der Strategie der Differenzierung und Analyse einer Verflechtung, der von ethnisch-kultureller Identität und Klassenbewusstsein. Hier können wir deutlich eine Strategie erkennen, die auf die Besänftigung der gekränkten deutsch-amerikanischen Männer und Frauen abzielte. Sie appellierte an deren Zugehörigkeit zu einer gebildeten sozialen Klasse und ermöglichte dadurch die Solidarität mit einer gebildeten sozialen Klasse unterschiedlicher Ethnie, wie sie sich in der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung versammelte. Anneke stellte Klassenzugehörigkeit damit als eine Position vor, in der ethnische und nationale Differenzen überwunden schienen. Deutlich trat damit ihre eigene Positionierung in dieser gebildeten Klasse hervor. Und gerade diese Klassenzugehörigkeit ermöglichte trotz ethnischer, kultureller Barrieren und dem Nativismus der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung eine Solidarität von Migrantinnen mit eben dieser Bewegung.

In Tillmanns Antwort auf Annekes Erklärungen sowie auch in Stantons Umgang mit der Situation traten die Grenzen von Übersetzung als Strategie kultureller Verständigung hervor. Tillmann hatte eine eindeutige Widerlegung von Stantons nativistischem Argument gefordert, die er jedoch nicht erhielt. Ihm ging es nicht um »negotiation«, sondern um »negation« (Bhabha 1994: 25) und damit um eine eindeutige Position. Ihm ging es darum, in der Tat, einen Bedeutungskonsens herbeizuführen und nicht etwa Differenzen ins Spiel zu bringen und miteinander zu verhandeln. Tillmann erklärte:

Ich glaube in meinem Briefe an Frau Anneke, mich sehr klar dahin ausgedrückt zu haben, daß es sich hier nur darum handele, die von Mrs. Stanton erzeugte falsche, wörtliche Auffassung, der so viel gebrauchten Redeweise zu begegnen, doch entweder hat sie meine Absicht nicht verstanden, oder wollte dieselbe nicht verstehen.

Ich bin weit entfernt, die der Frau von Natur aus gebührende Gleichberechtigung in socialer und politischer Beziehung zu opponieren, eine Gleichberechtigung, welche ihr vorenthalten wird durch den Egoismus des Mannes, oder besser gesagt, durch die letzten Reste eines barbarischen Zeitalters. (*La Crosse Nord-Stern*, 17. Dezember 1869)

Es wird deutlich, dass Tillmann Stanton gar nicht widersprochen hätte in ihrer Forderung nach Geschlechtergerechtigkeit. Gleichzeitig war er nicht in der Lage, in der Anneke in ihrer hybriden Position war, eben diese Differenzierung der verstrickten Dimensionen zu erkennen und so die nativistische Metapher scheinbar zu entschuldigen bzw. sie als reine Pointierung der Argumentation zu erkennen, wie Anneke dies tat. Zurückgeworfen auf seine vermeintlich stabile Position als Deutscher, war es ihm auch nur möglich, sich innerhalb dieser Position zu bewegen.

Wie ging Elizabeth Cady Stanton mit der Krise um, die sie provoziert hatte? Während für Tillmann die Konfrontation mit Stanton nach dem Vortrag von hoher Bedeutung war, erwähnte Stanton in ihren Berichten, die sie von dieser Vortragsreise schrieb, den Vortragsabend mit keinem Wort. Sie schilderte stattdessen die idyllische Landschaft des Mississippi-Tals in poetischer Weise und beschrieb ein Treffen mit dem Herausgeber des *La Crosse Evening Democrat*. Eine Begegnung, die Stanton in einem ihrer weiteren Reiseberichte schilderte und die sich nur wenige Tage nach dem Vortrag in La Crosse ereignete, liest sich jedoch wie eine Karikatur des Verhältnisses zwischen deutsch-amerikanischer Bevölkerung und anglo-amerikanischen Frauenrechtlerinnen so wie sie sich am Abend des Vortrags in La Crosse darstellte. Vordergründig bestätigt die folgende Passage Stantons nativistisches Vorurteil und ihre Haltung der kulturellen und sozialen Überlegenheit. Ich möchte jedoch eine Interpretation vorschlagen, die diesen Bericht in einen direkten Zusammenhang mit der Konfrontation in La Crosse stellt und die gleichsam auch als Reflexion eine weitere Übersetzung des Geschehens darstellte:

A burly son of Adam escorted me to the passenger car filled with *German immigrants*, with tin cups, babies, bags, and bundles innumerable. The ventilators were all closed, the stoves hot, and *the air was like that of the Black Hole of Calcutta*. So, after depositing my cloak and bag in an empty seat, I quietly propped both doors open with a stick of wood, shut up the stoves, and opened all the ventilators with the poker. But the celestial breeze, so grateful to me, had the most unhappy effect on the *slumbering exiles*. *Paterfamilias swore outright*; the companion of his earthly pilgrimage said, »We must be go-

ing north, and, as the heavy veil of carbonic acid gas was lifted from infant faces, and the pure oxygen filled their lungs and roused them to *new life*, they set up one simultaneous shout of joy and *gratitude*, which their parents mistook for agony. Altogether there was a general stir. As I had quietly slipped into my seat and laid my head down to sleep, I remained unobserved – the *innocent cause of the general purification and vexation*.« (Stanton 1893: 278, Hervorhebungen M.B.)

Stanton präsentierte sich in diesem Bericht als Retterin der deutschen Migrantenfamilie, besonders der Kinder, die gereinigt und zu neuem Leben erweckt wurden durch die Frischluftzufuhr, um die sich die Eltern nicht kümmerten. Der Familienvater erkannte den Sinn und Zweck frischer Luft nicht, sondern fühlte sich gestört in seiner Ruhe und reagierte schroff und roh. Die deutsche Frau und Mutter zog eine naive Erkenntnis aus dem Geschehen, die losgelöst von der Verbesserung ihrer persönlichen Situation erschien. Die Kinder nahmen die Veränderung– ›celestial breeze‹– mit Freude und dankbar wahr.

Metaphorisch ist ›celestial breeze‹ als ein frischer Wind und konkret als die Reformideen der Frauenrechtsbewegung lesbar. Diese wurden auf unterschiedliche Weise wahr- und aufgenommen: der deutsche Mann lehnte sie ab und reagierte aufgrund seiner Ungebildetheit und Faulheit mit Empörung; die deutsche Frau reagierte naiv, fügte sich aber der Veränderung beinahe gleichgültig; nur die Generation der Nachkommen dieser Eltern konnte diese Veränderungen annehmen. Stantons Rolle in dieser Erzählung ist die der überlegenen Reformerin, der unschuldige Grund für eine gesellschaftliche Veränderung, die nur aufgrund fehlender Bildung und Kultiviertheit des Gegenübers keine Würdigung und Anerkennung fand. Der Gestus ihrer Schilderung ist überheblich, da er suggeriert, dass jede Opposition an ihr abprallte, sie unbeobachtet blieb, jedoch am Ende triumphierte. Die Rednerin sprach von einer scheinbar kulturell und sozial überlegenen und deshalb mächtigen Position aus an diesem Abend, die von den anwesenden Deutschen im Publikum nicht ins Wanken gebracht werden konnte. Damit blieb sie ebenso in ihrer Position gefangen wie der Deutsche Tillmann.

Übersetzung als Spiel

Die geschilderte Verständniskrise zwischen Deutschen in Amerika, die sich lächerlich gemacht und in ihrer Lebensweise abgewertet fühlten, und der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung konnte somit nur teilweise durch Annekes Übersetzung behoben werden. Nach Homi Bhabha birgt die hybride Position Ermächtigungspotenzial, indem sie durch kulturelle Übersetzungsprozesse herrschende Repräsentationen unterminieren, zu Fall bringen oder transformieren kann. Annekes Übersetzung bestätigte dieses Potenzial: Indem sie die Verwobenheit von Geschlechtergerechtigkeit mit ethnischer, kultureller Identität sichtbar machte und dekonstruierte, ermöglichte sie eine Intervention in die vorgestellte Repräsentation sowohl von Deutschen in Amerika als auch von der anglo-amerikanischen Frauenrechtsbewegung als nativistischer Bewegung.

In meiner Lesart konnten aber auch die Grenzen von Übersetzung als einer Strategie kultureller Verständigung hervortreten. Ich habe versucht zu zeigen, dass die hybride Position nicht in einem völlig freien, neuen Raum angesiedelt, sondern komplex mit anderen Positionen verstrickt war. Dabei ist es wichtig, dass die hybride Subjektposition nicht nur zwischen gedachten binären Polen angesiedelt war, sondern auf einem Punkt, an dem sich unterschiedliche Dimensionen kreuzten und die Position sich somit immer in mehrfache Verhältnisse setzte. Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius beschreiben das Subjekt als »Knoten- und Kreuzungspunkt der Sprachen, Ordnungen, Diskurse, Systeme wie auch der Wahrnehmungen, Begehren, Emotionen, Bewusstseinsprozesse, die es durchziehen«, wenn sie zu erklären versuchen, welche Konsequenzen es hat, Identitäten nicht länger als naturgegebene, sondern als konstruierte, imaginierte zu fassen ohne dabei das Eingebettetsein dieser Konstruktion in historische und psycho-soziale Kontexte zu vernachlässigen (Bronfen/Marius 1997: 4). So wurden im historischen Beispiel durch die Anrufungen, die sowohl anglo-amerikanische Frauenrechtsbewegung als auch deutsch-amerikanische Bevölkerung an Anneke richteten, Solidaritäten mit ethnischen, geschlechtlichen und sozialen Positionen eingefordert, die einander überlagerten und als Ambivalenzen in der Übersetzung in Erscheinung traten. Tillmann beispielsweise forderte eine eindeutige Negierung ein, die Anneke nicht vornahm. Stattdessen legte sie ihre Übersetzung als Aushandlung unterschiedlicher Dimensionen, die sie vereinte, an.

So präsentieren diese Ambivalenzen die der Dekonstruktion zugrunde liegende Bewegung der ›différance‹, die als ein fortwährendes *Spiel* von Differenzen nicht in einer vorgestellten neuen Eindeutigkeit resultiert, sondern just eine weitere Position zur Disposition stellt. Derrida schreibt über die Unmöglichkeit der Vereindeutigung und das *Spiel*: »Dieses Feld ist in der Tat das eines *Spiels*, das heißt unendlicher Substitutionen in der Abgeschlossenheit (clôture) eines begrenzten Ganzen. Dieses Feld erlaubt die unendlichen Substitutionen [...]« (1972: 437). Übersetzung als Strategie funktioniert somit auf der Basis des permanenten Scheiterns von Eindeutigkeit und als *Spiel*.

Indem Vorstellungen und Stereotype immer wieder Irritationen hervorrufen und missverstanden werden, können sie erst durch Übersetzungen und Prozesse der Dekonstruktion in Bewegung gebracht werden. Aber auch wenn diese Momente der Irritation produktive Prozesse in Gang setzen und so in bestehende Bedeutungen intervenieren, werden in diesen Momenten auch Ambivalenzen hybrider Subjektpositionen deutlich. Der Vorschlag von Pratt (2002), eine Vervielfältigung des Selbst im kulturellen Kontakt anzunehmen, ergänzt den Hybriditätsbegriff, da die Ambivalenzen und Begrenzungen des produktiven Potenzials der hybriden Subjektposition so als Mehrfachzugehörigkeiten, die in Machtkontexte eingebettet sind, erkennbar werden. Eine Beurteilung des Gelingens, Scheiterns oder der Auswirkungen von Übersetzung als Strategie kultureller Verständigung kann so immer nur mit Bezug auf die Machtverhältnisse, die sie bedingen, geschehen.

Anmerkungen

- 1 Orthographie und Zeichensetzung sind in diesem und allen weiteren Zitaten unverändert.
- 2 Diesen Begriff der Übersetzung entlehne ich dem Aufsatz von Rodríguez 2004.
- 3 Informationen über die Bevölkerungsstruktur La Crosses sind der Homepage der La Crosse Library entnommen (La Crosse County History <http://www.lacrosselibrary.org/genealogy/laxhistory/Ethnicity.asp>, vom 26. Juli 2007).
- 4 Konkret sagte Stanton: »If American women find it hard to bear the oppression of their own Saxon Fathers, the best orders of manhood, what may she not be called to endure when all the lower orders of foreigners now crowding our shores legislate for her and her daughters. Think of Patrick and Sambo and Hans and Yung Tung, who do not know the difference between a monarchy and a republic, who cannot read the Declaration of

Independence or Webster's spelling book, making laws for Lucretia Mott, Ernestine L. Rose, Susan B. Anthony or Anna E. Dickinson. Think of jurors and jailors drawn from these ranks to watch and try young girls for the crime of infanticide, to decide the moral code by which the mothers of this republic shall be governed? This Manhood Suffrage is an appalling question, and it would be well for thinking women, who seem to consider it so magnanimous to hold their own claims in abeyance until all men are crowned with citizenship, to remember that the most ignorant men are ever the most hostile to the equality of women, as they have known her only in slavery and degradation.« (Stanton, Address to AERA convention, New York City, 12. Mai 1869, In: *Revolution* 3, 19 [13. Mai 1869]: 289-292, 291) Diese Rede Stantons während der Jahresversammlung der American Equal Rights Association ist identisch mit der, die sie in La Crosse hielt. Die Rede in La Crosse wurde nicht ihrem Wortlaut getreu in der Tagespresse wiedergegeben.

- 5 Dieser Artikel bezog sich auf Stantons Rede während der Versammlung der American Equal Rights Association, bei der auch Anneke anwesend war und eine Rede hielt. Die gleiche Passage, die in La Crosse für Aufregung sorgte, wurde auch an dieser Stelle in der deutsch-amerikanischen Presse in New York aufgegriffen.
- 6 Der andauernde ökonomische Druck, dem Anneke ausgesetzt war, war wiederholt Gegenstand der Briefe zwischen ihr und ihrem Ehemann Fritz, von dem sie in den Vereinigten Staaten fast immer getrennt lebte. Besonders seit der Eröffnung ihrer Schule 1865 in Milwaukee, WI, verschärfte sich der finanzielle Druck, da die Schule zum Großteil von ihr und ihrer Partnerin Cäcilie Kapp privat finanziert wurde. In einem Brief an Fritz Anneke vom 1. Dezember 1868 schreibt sie: »Wäre das Glück nur früher bei unserm nicht wegzuleugnenden Fleiße ein wenig hold gewesen, so würden wir vielleicht von wenigem Ersparten [sic] und gemächlich Erarbeitetem den kommenden Tagen entgegensehen und miteinander leben können. Das Verhängnis hat es nicht gewollt, solch bescheidenes Ideal zu realisieren. Nun muß man mit weiser Vorsicht und den letzten Resten der Kraft suchen, was noch zu retten ist, aus dem Bankrott des Lebens.« (zitiert in Wagner 1980: 271)

Literatur

- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. London.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin (1997): »Hybride Kulturen, Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte.« In: Bronfen/Marius (Hg.): *Hybride Kulturen, Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen, S. 1-31.
- Derrida, Jacques. (1972): »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen.« In: Derrida: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/Main, S. 422-442.
- La Crosse Nord-Stern* (17. Dezember 1869).

- La Crosse Library (2007): »La Crosse County History.«, <http://www.lacrosselibrary.org/genealogy/laxhistory/Ethnicity.asp>., (26. Juli 2007).
- Mathilde Franziska Anneke Papers. Wisconsin State Historical Society. Madison, WI, USA. *New Yorker Staats-Zeitung* (19. Mai 1869).
- Pratt, Mary Louise (2002): »The Traffic in Meaning: Translation, Contagion, Infiltration.« In: *Profession*, S. 25-36.
- Revolution*, 3, 19 (13. Mai 1869).
- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2004): »Transversales Übersetzen als dekonstruktive Verstehenspraxis in den Gender Studies.« In: Heldhuser, Urte et. al. (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main, S. 195-207.
- Stanton, Elizabeth Cady (1893): *Eighty Years and More. Reminiscences 1815-1897*. hg. von DuBois, Ellen Carol/Gordon, Ann D. Boston. Boston, 1993.
- Wagner, Maria (1980): *Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Frankfurt/Main.

Antje Harms

Feminismus übersetzen. Jugendbewegte Repräsentationen von Geschlecht und Gemeinschaft

In Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen Verständnis von Repräsentation als objektiver Abbildung der Wirklichkeit hat die poststrukturalistische Kritik der letzten Jahre den prozessualen und performativen Charakter von Repräsentation hervorgehoben. Das starre Repräsentationsmodell ist so zugunsten eines Begriffs von Repräsentation als »Prozess der Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion« (Engel 2002: 143) aufgegeben worden. In der Repräsentation wird demnach ihr Gegenstand nicht einfach dargestellt oder vergegenwärtigt, sondern neu hervorgebracht und damit umgestaltet (vgl. Engel 2002).

Ausgehend von einer solchen Rekonzeptualisierung des Repräsentationsbegriffs fokussiert dieser Beitrag Repräsentation als einen Übersetzungsprozess, der zwischen verschiedenen Bedeutungsebenen, unterschiedlichen Positionen, Vorgängigem und Gegenwärtigem vermittelt. Dass Übersetzung – wie auch Repräsentation – nie völlig dem Sinn des vermeintlichen Originals entsprechen kann, hat Walter Benjamin bereits 1923 in *Die Aufgabe des Übersetzers* betont (1991). In einer weniger sprachlichen als vielmehr kulturellen Dimension wird im Folgenden Übersetzung dementsprechend als transformatorische Praxis, in der Bedeutungen in Bewegung geraten und sich so verändern können, verstanden (vgl. Rodríguez 2004).

In Abgrenzung zu Ansätzen, die kulturelle Übersetzung als Austausch zwischen zwei voneinander abgrenzbaren und in sich homogenen Kulturen begreifen, betont ein nicht-dichotomes Übersetzungsmodell die Überlagerung und das Nebeneinander von Bedeutungsschichten und dekonstruiert die Vorstellung von Kultur als monolithischem Block. Damit gerät der Übersetzungscharakter von Kultur selbst in den Blick (vgl. Bachmann-Medick 2006). So beschreibt Homi Bhabha (2000) Kultur aus einer post-

kolonialen Perspektive als permanenten Aushandlungs- und Übersetzungsprozess, in dem feststehende Identitäten und vermeintliche Originale ins Wanken geraten. Sein Konzept von kultureller Übersetzung baut auf den Begriffen von *Hybridität* und *Drittem Raum* auf. In der Übersetzung zwischen zwei Polen bleibt ein unausgesprochener Rest, ein *Supplement*, das sich eindeutigen Zuschreibungen entzieht und weder dem Einen noch dem Anderen je völlig entspricht. Damit entsteht ein Dritter Raum jenseits der binären Logik von Identität und Differenz, in der sich Kulturen, Ideen oder Konzepte wechselseitig durchdringen und sich zu etwas Neuem verbinden. Für Bhabha ist der Dritte Raum auch ein Raum der Subversion, in dem hybride Positionen intelligibel werden und Machtverhältnisse neu ausgehandelt werden können (vgl. Bhabha 2000).

Im Folgenden soll geprüft werden, in welchem Maße sich die Konzepte von kultureller Übersetzung, Hybridität und Drittem Raum für eine historische Analyse von Repräsentationspolitiken in der Weimarer Republik nutzbar machen lassen. Am Beispiel der so genannten Idee der Mädchengemeinschaft untersucht der Beitrag die Diskussionen jugendbewegter Frauen um eine kollektive Identität und Repräsentationsform und versucht, diese als kulturelle Übersetzungen zwischen den Generationen und Geschlechtern zu beschreiben. Ob die Mädchengemeinschaft als Dritter Raum gelesen werden kann, der die jugendbewegten Frauen ermächtigte, ihre hybride Position im Spannungsfeld von Jugendbewegung, Frauenbewegung und konservativer Revolution sichtbar zu machen, soll abschließend diskutiert werden.

Jugendbewegung und Mädchengemeinschaft

Die Jugendbewegung entstand um 1900 als antimoderne, romantisch-revolutionäre Bewegung junger bürgerlicher Männer. Auf Wanderungen und Fahrten sollten Natur und Heimat wieder entdeckt und ein eigener jugendbewegter Lebensstil in Abgrenzung von Elternhaus, Schule und gesellschaftlichen Konventionen entwickelt werden (vgl. Laqueur 1962). Als sich junge Frauen bereits nach wenigen Jahren der Jugendbewegung anschließen begannen, löste dies heftige Kontroversen um das männliche Selbstverständnis der Bewegung aus. Gegen das Plädoyer, »den Begriff der Jugend [...] auch auf das weibliche Geschlecht auszudehnen und mithin das

Mädchenwandern in den Wandervogel aufzunehmen« (Piper 1911: 190), standen zahlreiche Versuche, die Mädchen wieder aus der Jugendbewegung auszuschließen. Während beispielsweise Hans Breuer (1911) die Jungen vor der ›Verweichlichung‹ und die Mädchen vor der ›Verbengung‹ durch das Gemischtwandern bewahren wollte und sich aus pädagogischen Erwägungen heraus für das Mädchenwandern als ›Sonderinteresse‹ einsetzte, versuchte Hans Blüher in dezidiert antifeministischer Manier, den Wandervogel als Prototyp seines Männerbundmodells gegen die »Mädcheninvasion« zu verteidigen (Blüher 1912: 124). Konfrontiert mit den unterschiedlichen Ansichten der männlichen Meinungsmacher zur ›Mädchenfrage‹ bemühten sich jugendbewegte Frauen, zu einer eigenen Wandervogelidentität zu gelangen. Dabei bezogen sie sich seit 1917 zunehmend positiv auf ihre ›weibliche Andersartigkeit‹ und gründeten organisatorisch unabhängige Mädchenbünde (vgl. Andresen 1997; Schade 1996).

Vor diesem Hintergrund entstand im *Deutschen Mädchen-Wanderbund* (DMWB) die Idee der Mädchengemeinschaft. Als völkischer Bund und gleichzeitig erster autonomer Mädchenbund der Jugendbewegung hatte sich der DMWB bereits 1914 gegründet und befasste sich intensiver als andere Mädchenbünde mit Fragen von weiblicher Identität, nationalem Engagement, Beruf und Politik (vgl. Ras 1988). 1919 hielt Elisabeth Fuhrmann, eine der führenden Persönlichkeiten im Bund, einen Vortrag, in dem sie das Ideal einer »Mädchen-Gemeinschaft« propagierte, in der junge Frauen ohne äußere Beeinflussung und unter Ausschluss von Männern zu einer spezifisch weiblich-jugendbewegten Identität finden sollten (Fuhrmann 1919: 10). Dieses Konzept stieß im DMWB auf große Zustimmung und wurde im Lauf der Zeit immer weiter ausdifferenziert. Sie unterstützte das Bedürfnis der jungen Frauen nach Selbstbestimmung und gab der Suche nach Entwürfen ›neuer Weiblichkeit‹ enormen Auftrieb. Darüber hinaus führte sie zu einer inhaltlichen Annäherung an die bürgerliche Frauenbewegung, gleichzeitig aber auch zu Auseinandersetzungen mit befreundeten Jungenbünden. Im Kontext der Jugendbewegung, die die Aufgabe von Frauen hauptsächlich über Ehe und Mutterschaft definierte, war die Idee der Mädchengemeinschaft demnach höchst kontrovers (vgl. Ras 1988).

Die Mädchengemeinschaftsidee ähnelte in mancherlei Hinsicht der Konzeption von weiblicher Kultur und Gemeinschaft in der bürgerlichen Frauenbewegung: In beiden Entwürfen basierte das Frauenkollektiv auf persönlichen Bindungen, Freundschaften, Führerinnenkult und bestimmten Ritualen. Besondere Bedeutung wurde der weiblichen Gemeinschaft für die

Entfaltung einer positiven weiblichen Geschlechtsidentität zugemessen (vgl. Göttert 2000). Exemplarisch dafür standen die Überlegungen einer der wichtigsten Protagonistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland zu einer weiblichen ›Sonderart‹, die zusammen mit anderen Frauen in Verbundenheit und Solidarität hervorgebracht werden sollte. So beschrieb Helene Lange das Zusammengehörigkeitsgefühl im Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein (ADLV) 1890 folgendermaßen:

Es handelte sich uns vor allem darum, das Bewußtsein der eigenen Kraft, der Sonderart, der Produktivität weiblicher sozialer Empfindung ausreifen zu lassen. Ihr eigenstes Gefühl sollten die Frauen geben, ihre eigene Sprache sprechen lernen. (Lange 1927: 191f.)

In ähnlicher Weise definierte Elisabeth Fuhrmann vom DMWB den Kern des Mädchenbundes im »Wiederfinden des Weibes zu sich durch die Liebe zueinander«:

Aus unserer gleichen Art hervor, aus dem Sehnen und Schauen unserer Frauenseele wollen wir unsere Bundesgemeinschaft bilden. [...] Unser Wesen wollen wir hier tauschen, bauen und finden für unseres Seins Erfüllung. (Fuhrmann 1919: 10)

Ab 1920, als sich der DMWB explizit mit der bürgerlichen Frauenbewegung zu beschäftigen begann, wurden die Gemeinsamkeiten zwischen frauenbewegter und mädchenbewegter Konzeption weiblicher Gemeinschaftsformen noch deutlicher. Frauenbewegte Schlagworte von ›geistiger Mütterlichkeit‹ und ›weiblicher Kulturmission‹ fanden zunehmend Eingang in die Idee der Mädchengemeinschaft (vgl. Harms 2007).

Zwischen Jugendbewegung und Frauenbewegung: Mädchengemeinschaft als Übersetzung

Geht man davon aus, dass Kultur in sich inhomogen und selbst Ausdruck permanenter Übersetzung ist, lassen sich Übersetzungsprozesse nicht nur zwischen verschiedenen Sprachen oder Kulturen ausmachen, sondern auch zwischen verschiedenen sozialen Zugehörigkeiten, Lebensformen und Diskursen *innerhalb* einer Gesellschaft (vgl. Bachmann-Medick 2006). In diesem Sinne soll das Konzept der Mädchengemeinschaft im Folgenden als kulturelle Übersetzung feministischer Ideen in den jugendbewegten Kontext gelesen werden: Denkmuster der bürgerlichen Frauenbewegung wurden in der Mädchengemeinschaftsidee nicht einfach rezipiert und übernommen, sondern in die eigene jugendbewegte Sprache und Vorstellungswelt

übersetzt. Die Übersetzung schien dabei verschiedene Funktionen erfüllt zu haben. Zum einen konnte sich der DMWB mit der Mädchengemeinschafts-idee von der Frauenbewegung abheben. Als »junge Generation« wollten jugendbewegte Frauen »anders bauen« (Eichelberg-Fuhrmann 1926a: 2) und ihre eigenen Erfahrungen machen. Außerdem konnte durch die Transformation feministischer Ideen der Vorwurf des »frauenrechtlerischen Einschlags« (Die Geusen 1920), der sowohl in den eigenen Reihen als auch bei befreundeten Jungenbünden geäußert wurde, entkräftet werden. Zum anderen mag die Übersetzung der Abgrenzung gegenüber der als männlich konnotierten Jugendbewegung, in der die Mädchen »sich in Ton und Gebärde den Jungens vollkommen anpaßten« (Falke 1925: 4) und damit der Selbstvergewisserung als autonomer Mädchenbund gedient haben.

In beiden Fällen kann die Übersetzung als Prozess der Selbstermächtigung verstanden werden (vgl. Bachmann-Medick 2006: 271f.). In dieser Lesart verbanden sich in der Übersetzung frauenbewegte und jugendbewegte Ideen zum Konzept der Mädchengemeinschaft und brachten so etwas Neues hervor. Damit entstand eine kollektive Identität und Repräsentationsform jugendbewegter Frauen, die einerseits ihren Zielen und Interessen entsprach und andererseits auch gegenüber der Jugendbewegung vermittelbar zu sein schien.

Bevor auf den Erfolg bzw. Misserfolg dieser Repräsentationsstrategie eingegangen wird, sollen zunächst die konkreten Übersetzungsmomente, in denen sich feministische Positionen in einen jugendbewegten Kontext einschrieben, skizziert werden. Dabei interessieren vor allem die Vermittlungsinstanzen der Übersetzung. Gibt es einen gemeinsamen Nenner, ein kulturell verfügbares Wissen oder einen hegemonialen Diskurs, auf den sich die Übersetzung stützen kann?

Im Entwurf der Mädchengemeinschaft fallen zunächst deren Bezüge auf Leitbilder und Schlüsselbegriffe der Jugendbewegung auf. So war die Referenz auf die jugendbewegten Ideale von jugendlicher Selbstbestimmung und Eigenverantwortung eine wichtige Argumentationsfigur für die Autonomie des Mädchenbundes, die der DMWB gegenüber Bünden wie den *Fahrenden Gesellen* oder den *Geusen* zu verteidigen suchte. Indem die jugendbewegten Frauen im DMWB postulierten, dass »[a]uch wir *als Mädels* [...] *aus eigener Kraft*, innerer Verantwortung und Wahrhaftigkeit unser Leben gestalten [wollen]« (Braune 1922: 39f., Hervorhebungen A.H.), referierten sie fast wörtlich auf die so genannte Meißnerformel, an der sich die gesamte Jugendbewegung quer durch alle Strömungen orientierte.¹

Auch die frauenbewegte Forderung im DMWB nach der »freie[n] Entfaltung [der Frau] in ihrer Art« (Fuhrmann 1920: 109) wurde über den Rückgriff auf jugendbewegte Grundsätze legitimiert und entsprechend übersetzt:

Und nicht nur weil wir meinen, auf uns selber stehen zu können und uns selbst unsere eigenen Gesetze geben zu müssen, wollen wir die Absonderung, sondern zunächst um abseits jeglicher äußeren Beeinflussung auf das hören zu können, das leben zu können, was »von selber aus uns heraus will«. (Anonym 1924: 7)

Neben der Bezugnahme auf jugendbewegte Leitbilder beruhte die Übersetzung feministischer Ideen in den jugendbewegten Kontext auf der – im zeitgenössischen Kontext dominanten – Vorstellung einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Geschlechter. So wurde gerade der geschlechtsspezifische Zusammenschluss als Garantie dafür gesehen, dass sich die Mädchen zu »[w]ahrhafte[n] Frauen« entwickelten und »keine Spur von Vermännlichung« in sich trügen, denn Vermännlichung sei »Unnatur, Nachäfferei, Unselbständigkeit und Unfreiheit« (Bosselmann 1921: 148). Mit der Betonung einer spezifisch weiblichen Identität konnte die Mädchengemeinschaftsidee im herrschenden Geschlechterdiskurs situiert und jugendbewegungsgerecht dargestellt werden. In diesen Zusammenhang lassen sich auch ihre Referenzen auf männerbündisches Gedankengut einordnen.

Die Idee des Männerbunds wurde in der Jugendbewegung durch die Schriften Hans Blüher's spätestens nach dem 1. Weltkrieg populär. Der ›mann-männliche Eros‹ bildete für Blüher die Basis des Männerbunds, da dessen schöpferische und homoerotische Fähigkeiten Gesellschaft und Staat erst hervorbrächten. Frauen – wie auch Juden – seien im Gegensatz zu ›deutschen‹ Männern ganz von ihrer Sexualität bestimmt und besäßen damit auch keine gemeinschaftsbildenden Fähigkeiten (vgl. Bruns 2002). Dennoch griffen jugendbewegte Frauen in der Übersetzung feministischer Ideen auf Elemente dieses männerbündischen Denkens zurück und reklamierten beispielsweise den ›schöpferischen Eros‹ als explizites und tragendes Element für die Mädchengemeinschaft (vgl. Ras 1988). Für den Ausschluss von Männern aus der Mädchengemeinschaft wurde – unter umgekehrten Vorzeichen – ebenfalls männerbündisch argumentiert:

Jungen müssen mit Jungen zusammen sein, müssen kämpfen und ihre Kräfte messen, und finden wir es nicht ganz selbstverständlich, wenn sie ihre Jungensangelegenheiten allein beraten? Ebenso werden auch wir Mädchen einander immer allein brauchen, weil wir artgleich sind. (Fuhrmann 1919: 10)

Die Mädchengemeinschaftsidee knüpfte aber nicht nur mit ihren geschlechtsspezifischen, sondern auch mit ihren rassistischen Exklusionsmecha-

nismen an Blüher und dessen antisemitisches Konstrukt einer jüdischen Männerbundschwäche an.

Überall, wo Unechtes, Fremdes in eine Entwicklung kommt, da wird sie gehemmt und gestört. Darum wollen wir *als Mädchen* uns nicht nach Jungensart entwickeln, und darum wollen wir *als Deutsche* keine Juden in unsern Reihen. (Walbrodt 1920a: 2, Hervorhebung A.H.)

Das antisemitische Selbstverständnis des Mädchenbundes – Jüdinnen waren im DMWB von Anfang an von der Mitgliedschaft ausgeschlossen (vgl. Ras 1988) – wirkte demnach auch in der Übersetzung frauenbewegter Elemente in den jugendbewegten Kontext. Die Idee der Mädchengemeinschaft wurde so anschlussfähig an die mehrheitlich völkische und konservativ-revolutionäre Ausrichtung der Jugendbewegung in der Weimarer Republik.

Die Übersetzung frauenbewegter Ideen von weiblicher Gemeinschaft in den jugendbewegten Kontext stützte sich zudem auf das bündische Prinzip der Jugendbewegung. Unter dem Begriff des Bundes wurde eine reale und metaphysische Verbindung von Menschen »gleicher Art« verstanden (vgl. Schröder 1996). Der Bund galt als organisatorisches Modell für ein zukünftiges »drittes Reich« (Bruck 1923), das jenseits von Parlamentarismus und Demokratie den Weg zur Volksgemeinschaft ebnen sollte. Der DMWB begriff die Mädchengemeinschaft in ähnlichem Duktus als »Keimzelle« eines »neue[n] Reich[es]«, in dem die »wahren Frauen« einen »Sinn im Weltensinn« beanspruchen könnten und die Geschlechterhierarchie aufgehoben sein würde (Eichelberg-Fuhrmann 1926b: 2f., vgl. Kaiser-Krüger 1924: 16).

Die vielförmige Bezugnahme der Mädchengemeinschaft auf alltagsweltliche, jugendbewegte und konservativ-revolutionäre Deutungsmuster macht deutlich, dass die Übersetzung frauenbewegter Ideen in den jugendlichen Kontext über verschiedene Vermittlungsinstanzen verlief. In den Referenzen auf jugendbewegte Ideale, dualistisches Geschlechterverständnis, männerbündisches Gedankengut und völkische Ideologie lassen sich exemplarisch Momente erkennen, in denen sich die Mädchengemeinschaft konstituierte. In ihr verbanden sich feministische Positionen mit jugendbewegten Überzeugungen zu einem hybriden kollektiven Selbstentwurf und zu einer neuen Repräsentation weiblicher Gemeinschaft.

Jugendbewegte Frauen, hybride Positionen und dritte Räume

Mit seinem Konzept von kultureller Übersetzung beleuchtet Bhabha vor allem die symbolisch-diskursive Ebene von Repräsentationspolitiken. Aus einer solchen Perspektive lässt sich der Aushandlungscharakter von Übersetzung deutlich erkennen. Welche Bedeutungsschichten dabei in welchem Maße sichtbar oder verdeckt bleiben, ist jedoch auch eine Frage von gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Übersetzung kann dementsprechend nicht losgelöst von ihrem sozialen Kontext betrachtet werden (vgl. Rodríguez 2000). Übersetzungsprozesse ereignen sich in vermachteten Räumen und sind Produkte und gleichzeitig Produzentinnen von dominanten und marginalisierten Deutungsmustern. Repräsentation als Übersetzung zu denken, ermöglicht es zwar, Verständigungsprozesse zu befördern, Dynamiken der Repräsentation zu erfassen und hybride Positionen und Dritte Räume auf einer theoretischen Reflexionsebene sichtbar zu machen. Ob diese Zwischenräume jedoch gesellschaftliche Wirkmächtigkeit entfalten können und differente Positionen gehört werden, hängt entscheidend von den sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnissen, in die sie eingebunden sind, ab (vgl. auch Bank in diesem Band).

In der politischen Praxis sozialer Bewegungen zeigt sich im Besonderen, dass Übersetzung immer auch ein Kampf um Deutungsmacht und Repräsentation ist. Um als soziale Bewegung erkannt und anerkannt zu werden, müssen ihre Interessen und Erfahrungen an die Semantik einer breiteren Öffentlichkeit anschließen können, sie müssen in irgendeiner Form in den herrschenden Diskurs übersetzbar und damit repräsentierbar sein (vgl. Fuchs 1999). Wie aber können hybride Positionen in einer identitätslogisch strukturierten Welt jenseits von eindeutigen Repräsentationen wahrgenommen, wie können sie sichtbar werden, »ohne sofort identisch zu sein«, ohne »immer wieder in die Falle des Hegemonialen« (Rodríguez 2000) zurückzufallen?

Auch die Idee der Mädchengemeinschaft konnte nicht artikuliert werden, ohne auf allgemein Anerkanntes zurückzugreifen. Die Übersetzung frauenbewegter Positionen in den jugendbewegten Kontext verlief entlang von gesellschaftlich bereits etablierten Konzepten von Geschlecht und Gemeinschaft. Damit stützte sie sich vor allem auf kulturell verfügbare Wissensbestände und gesellschaftlich hegemoniale Vorstellungen. Gelang es den Mädchen dennoch, ihre hybride Position verständlich zu machen?

Der DMWB wollte eine »Brücke [...] zwischen Jugendbewegung und Frauenbewegung« (Die Barmer 1924: 15) sein. In diesem Selbstverständnis lässt sich zwar ein Dritter Raum erkennen, in dem die Mädchengemeinschaft als ›Dazwischen‹ konstituiert wurde, als Repräsentationsform der Mädchenbewegung eignete er sich jedoch nicht. Von der Jugendbewegung wurde die Idee der Mädchengemeinschaft trotz der Bemühungen um Verständigung als drohende Vermännlichung des Mädchenbundes angesehen. Es gab mehrere Versuche befreundeter Jungenbünde, den DMWB wieder auf Kurs zu bringen (vgl. Braune 1922; Die Geusen 1920; Falke 1920; Walbrodt 1920b). Die Frauenbewegung dagegen sah in der Mädchengemeinschaft nur einen Sinn, wenn sie sich auch gesamt-gesellschaftlich engagierte (vgl. Bäumer 1926). Letztendlich wurde die Mädchengemeinschaft von der Jugendbewegung als zu frauenbewegt, von der Frauenbewegung aber als zu jugendbewegt wahrgenommen. Selbst der DMWB selbst konnte den Spagat zwischen beiden Bewegungen nicht dauerhaft aushalten. Ab 1923 verließen mehr und mehr Mitglieder den Mädchenbund. Viele von ihnen wechselten in die gemischt-geschlechtlichen Bünde der Jugendbewegung oder traten der Frauenbewegung bei. 1926 löste sich der DMWB auf (vgl. Ras 1988).

Das hier skizzierte historische Fallbeispiel macht die Grenzen eines poststrukturalistischen Repräsentationsmodells, das identitätslogische Repräsentationen zugunsten von hybriden Positionen und Dritten Räumen vermeiden will, deutlich. Zwar lässt sich die Mädchengemeinschaft mit Bhabha als Zwischenraum jenseits einer binären Logik von Identität und Differenz beschreiben. Zudem schärft das Konzept der kulturellen Übersetzung mehr als beispielsweise ein rezeptionsgeschichtlicher Ansatz den Blick für die Hybridität der Mädchengemeinschaftsidee (vgl. Burke 2000). Aus einer dekonstruktivistischen Perspektive heraus betrachtet, eröffnete die Idee der Mädchengemeinschaft durchaus einen Dritten Raum, in dem eindeutige Zuschreibungen als entweder jugendbewegt oder frauenbewegt neu verhandelt und hybride Positionen artikuliert werden konnten.²

Die Repräsentation des kollektiven Selbstentwurfs jugendbewegter Frauen als Mädchengemeinschaft ist jedoch nicht nur ein performativer Akt der Übersetzung, sondern muss in den sozialen und politischen Machtverhältnissen ihrer Zeit situiert werden. In einer identitätslogisch strukturierten Welt wie der Weimarer Republik, in der der Begriff der Jugend erst allmählich seinen männlichen Nimbus verlor und in der strikt zwischen Jugend- und Frauenbewegung unterschieden wurde, konnte die Idee der Mäd-

chengemeinschaft keine gesellschaftliche Wirkungskraft entfalten. Für hybride Repräsentationen und dritte Räume war offenbar kein Platz.

Anmerkungen

- 1 Die Meißnerformel entstand 1913 während eines Treffens verschiedener lebensreformischer und jugendbewegter Gruppen auf dem Hohen Meißner bei Kassel und lautete folgendermaßen: »Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortlichkeit, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.« (Freideutsche Jugend 1913: 15)
- 2 Bhabhas Konzept von Hybridität entstand im Kontext postkolonialer Kritik und ist dementsprechend normativ aufgeladen. Hybrid sind bei Bhabha vor allem postkoloniale Minderheitenpositionen, die er implizit als politisch subversiv versteht. Wenn aber Kultur schon immer Übersetzung war, kann prinzipiell jedes Subjekt als hybrid beschrieben werden. Dabei sollte jedoch seine Positionierung im gesellschaftlichen Machtgefüge nicht außer Acht gelassen werden. Jugendbewegte Frauen waren trotz ihrer Minderheitenposition qua Geschlecht als ›Deutsche‹ Angehörige der Mehrheitsgesellschaft und daher in einer privilegierten Position als beispielsweise Jüdinnen, die vom DMWB kategorisch ausgegrenzt wurden. Hybride Positionen per se als progressiv zu begreifen, ist deshalb eine romantisierende, verkürzende und ahistorische Sichtweise, die nicht nur durch das Beispiel der Mädchengemeinschaft widerlegt wird (vgl. Dewulf 2002).

Literatur

- Anonym (1924): o.T. In: *Der Mädchen-Rundbrief*, 7-8, S. 6f.
- Andresen, Sabine (1997): Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung. Soziale Konstruktion von Mädchenjugend. Neuwied.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- Bäumer, Gertrud (1926) [1924]: Die seelische Krisis. Berlin.
- Bank, Michaela (2008): »Übersetzung als Spiel. Migrantinnen als Übersetzerinnen der amerikanischen Frauenrechtsbewegung im 19. Jahrhundert.« (in diesem Band), Königstein.
- Benjamin, Walter (1991) [1923]: »Die Aufgabe des Übersetzers.« In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften Bd. IV/1, Frankfurt/Main, S. 9-21.
- Bhabha, Homi (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen.
- Blüher, Hans (1912): Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion. Berlin.
- Bosselmann, Else (1921): »Mann und Frau in ihrem Verhältnis zueinander. Vortrag zum Thüringer Gautag.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 10-11, S. 146ff.

- Braune, Dore (1922): »An die fahrenden Gesellen.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 6-8, S. 39f.
- Breuer, Hans (1911): »Das Teegespräch.« In: *Wandervogel Monatschrift*, 2, S. 31-38.
- Bruck, Arthur Moeller van den (1923): *Das dritte Reich*. Berlin.
- Bruns, Claudia (2002): »Subjekt, Gemeinschaft, Männerbund. Hans Blüher's Wandervogelmonographien im Wilhelminischen Kaiserreich.« In: Boukrif, Gabriele/Bruns, Claudia et al. (Hg.): *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster, S. 107-139.
- Burke, Peter (2000): *Kultureller Austausch*. Frankfurt/Main.
- Dewulf, Jeroen (2002): »Als Frau Sprache feststellte, dass sie keine Wurzeln, sondern Füße hatte. Reflexionen über eine globale Literaturwissenschaft, ausgehend von einem internationalen Kreolismus«, <http://www.inst.at/trans/13Nr/dewulf13.htm>, (17.02.2008).
- Die Barmer (1924): »Bundestagsbericht vom Deutschen Mädchen-Wanderbund e.V.« In: *Der Mädchen-Rundbrief*, 7-8, S. 14ff.
- Die Geusen (o.J.) [1920]: »Offener Brief an den D.M.W.B.« In: *Archiv der deutschen Jugendbewegung A 2-77*.
- Eichelberg-Fuhrmann, Elisabeth (1926a): »Sehr geehrte Frau Dr. Bäumer!« In: *Rundbrief des Deutschen Mädchen-Wanderbundes*, o.N., S. 1f.
- Eichelberg-Fuhrmann, Elisabeth (1926b): »Vom neuen Reich.« In: *Rundbrief des Deutschen Mädchenbundes e.V.*, o.N. [Oktober], S. 2f.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main.
- Falke, Else (1920): »Bericht.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 9-10, S. 144f.
- Falke, Else (1925): »Liebe Mädels!« In: *Rundbrief des Deutschen Mädchen-Wanderbundes*, o.N., S. 3f.
- Freideutsche Jugend (1913): *Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913*. Jena.
- Fuchs, Martin (1999): *Kampf um Differenz. Repräsentation, Subjektivität und soziale Bewegungen. Das Beispiel Indien*. Frankfurt/Main.
- Fuhrmann, Elisabeth (1919): »Mädchen-Gemeinschaft.« In: *Der Landfahrer*, 10, S. 9f.
- Fuhrmann, Elisabeth (1920): »Von der Frauenbewegung.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 8, S. 109f.
- Götttert, Margit (2000): *Macht und Eros. Frauenbeziehungen um 1900 – eine neue Perspektive auf Helene Lange und Gertrud Bäumer*. Königstein/Taunus.
- Harms, Antje (2007): »Staatsfeminismus versus Frauenreich. Frauenbewegte Ideen in der bürgerlichen Jugendbewegung.« In: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte*, 52, S. 42-47.
- Kaiser-Krüger, Ilse (1924): »Ein interessantes Gespräch.« In: *Der Mädchen-Rundbrief*, 5-6, S. 16.
- Lange, Helene (1927) [1921]: *Lebenserinnerungen*. Berlin.
- Laqueur, Walter (1962): *Die deutsche Jugendbewegung*. Köln.
- Piper, Otto (1968) [1911]: »Mädchenwandern.« In: Kindt, Werner (Hg.): *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Köln, S. 190ff.
- Ras, Marion E. P. de (1988): *Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900-1933*. Pfaffenweiler.

- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2000): »My traditional clothes are sweat-shirt and jeans.« Über die Schwierigkeit, nicht different zu sein oder Gegen-Kultur als Zurichtung«, <http://eipcp.net/transversal/0101/gutierrezrodriguez/de>, (17.02.2008).
- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2004): »Transversales Übersetzen als dekonstruktive Verstehenspraxis in den Gender Studies.« In: Heldhuser, Urte/Marx, Daniela et al. (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main, S. 195-207.
- Schade, Rosemarie (1996): *Ein weibliches Utopia. Organisationen und Ideologien der Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung 1905 - 1933*. Witzzenhausen.
- Schröder, Peter (1996): *Die Leitbegriffe der Bündischen Jugend. Eine ideengeschichtliche Studie*. Münster.
- Walbrodt, Luise (1920a): »Zum neuen Jahr.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 1, S. 1-4.
- Walbrodt, Luise (1920b): »Wir und die Jungen.« In: *Deutscher Mädchen-Wanderbund*, 4-5, S. 83f.

Teil 3
Repräsentation als aktuelle Praxis:
Popkultur und Politik

Alek Ommert/Skadi Loist

featuring interventions.

Zu queer-feministischen Repräsentationspraxen und Öffentlichkeiten

Gegenwärtige queer-feministische¹ Praxen sind zahlreich und vielfältig. Queere Filmfestivals und Ladyfeste sind lediglich zwei Beispiele für derartige Repräsentationspraxen, die im Spannungsfeld von queer-feministischen Subkulturen und Öffentlichkeiten stehen. Wir greifen in diesem Beitrag diese konkreten queer-feministische Praxen als Interventionsmöglichkeiten und -strategien auf, um Aspekten und Fragen zum Repräsentationsbegriff nachzugehen.² Antke Engel (2002) folgend wollen wir den produktiven Charakter von Repräsentationen betonen, weil diese selbst Bedeutungen und Wirklichkeiten mit hervorbringen. Da »zwischen Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion kein Ableitungsverhältnis besteht«, kann »Repräsentation als Intervention« verstanden und genutzt werden (Engel 2002: 132).

Die von uns zunächst dargestellten queer-feministischen Repräsentationspraxen möchten wir daran anschließend als Interventionen verstehen. Dies wird anhand der Auseinandersetzung mit Begrifflichkeiten und Konzepten wie Sichtbarkeit/Sichtbarmachung, Übersetzung, Gegenöffentlichkeiten und – so lautet unser Diskussionsvorschlag – mit dem neuen Begriff der Interventionsöffentlichkeiten verdeutlicht.

interventions...

In den 1990er Jahren entwickelte sich – anfangs in den USA, später auch in Europa – eine Bewegung von Musiker_innen³ aus der Punk- und Hardcore-Szene, die als *riot grrrl*⁴ bekannt wurde. Ausgehend von Bands und selbst produzierten Medien fanden *riot-grrrl*-Ideen nicht nur in subkulturellen

Musikszene schnelle Verbreitung, sondern wurden letztendlich auch von den Mainstream-Medien aufgegriffen. Der explizit feministische und politische Anspruch ging in der ›girlie‹-Berichterstattung schnell verloren und führte schließlich zu der Verweigerung einer Zusammenarbeit vieler Aktivist_innen und Musiker_innen mit Massenmedien (vgl. Gottlieb/Wald 1995: 186). Aus der sich weiterentwickelnden Subkultur um *riot grrrl* und als Abgrenzungsstrategie gegenüber den Mainstream-Medien entstand die Idee des Ladyfests, die im Jahr 2000 in Olympia, Washington, zum ersten Mal umgesetzt wurde. Einerseits war somit eine neue Bezeichnung gefunden, die angeeignet und gefüllt werden konnte (›Ladies of all Genders‹ im Gegensatz zu ›girl‹ oder ›grrrl‹), andererseits ermöglichen Ladyfeste eine weitere Form des Aktivismus, des sich Begegnens und sich Vernetzens.⁵ Es ist naheliegend, dass sie sich wegen ihrer unterschiedlichen lokalen, kulturellen und politischen Hintergründe und Ausrichtungen vielgestaltig darstellen. Als Gesamtphänomen bleiben sie jedoch trotz ihrer Diversität erkennbar, da sie sich mit einem gemeinsamen Namen auch auf eine gemeinsame Geschichte und Verortung beziehen. Den meisten Ladyfesten ist daher gemeinsam, dass sie als queer-feministische Festivals auf *non-profit*- und *DIY (do it yourself)*-Basis⁶ organisiert werden und dort sowohl Workshops, Diskussionsveranstaltungen, Seminare, Performances als auch Konzerte, Partys, Filmabende, Ausstellungen u. ä. stattfinden. Ladyfest entspricht einer Art Label, unter dem persönliche, aber auch virtuelle Netzwerke (vgl. Groß 2006) entstanden und ausgebaut worden sind, die eine enge Verknüpfung der kulturellen und künstlerischen mit politischen und theoretischen Aspekten ermöglichen. Mit den stattfindenden Festen geben sich die Aktivist_innen, Musiker_innen, Künstler_innen darüber hinaus selbst eine Plattform für ihre Ideen, Kunst oder Musik, aber auch für politische Diskussionen, die nach innen, also in die eigene Subkultur, aber auch nach außen gerichtet sind.

Als ›queere Filmfestivals‹⁷ bezeichnen wir eine große Anzahl verschiedenster Filmfestivals, deren Gemeinsamkeit in der eigenen Verortung in der politischen Geschichte der Schwulen- und Lesbenbewegung liegt. Momentan existieren über 175 queere Filmfestivals, die weltweit regelmäßig stattfinden (vgl. Kay 2007). Bereits in den 1960ern und 70ern entstanden erste Filmreihen, die mit dem Ziel antraten, mediale Repräsentationen von Schwulen und Lesben sichtbar zu machen und vorherrschende negative Stereotypen in der Mainstream-Kultur zu konterkarieren. Ab den späten 1970ern und verstärkt in den 1980ern wurden besonders in Nordamerika

und Westeuropa verschiedene schwul-lesbische Filmfestivals gegründet, die oft ehrenamtlich und kollektiv organisiert waren. Mit dem Wandel gesellschaftlicher Vorstellungen und der verstärkten Akzeptanz des Themas Homosexualität, die in den Medien besonders in den so genannten ›gay 90s‹ spürbar waren, nahm die Zahl neuer schwul-lesbischer bzw. queerer Filmfestivals noch einmal explosionsartig zu. Gleichzeitig änderten sich aber zum Teil die Organisationsstrukturen, da die herrschenden Rahmenbedingungen für eine mögliche Finanzierung eine Professionalisierung notwendig machten (vgl. Rhyne 2007). Durch die Einbindung in Mechanismen der Filmindustrie und globaler Filmfestivalnetzwerke mussten sich queere Festivals mit kommerziellen Strukturen auseinandersetzen, um einerseits weiterhin zu bestehen und andererseits ihre Stellung als Community-Veranstaltung zu verteidigen. Denn sie waren nicht mehr der einzige Ort, an dem Filme mit schwul-lesbischer bzw. queerer Thematik zugänglich waren – selbst Hollywood hatte spätestens mit *Philadelphia* (Jonathan Demme, USA 1993) das Thema Homosexualität (und AIDS) zum allgemeinen, ›humanistischen‹ Thema gemacht. Dennoch verloren die queeren Filmfestivals keinesfalls an Bedeutung. Sie sind nach wie vor ein wichtiger Treffpunkt der Community. An diesem Ort kann die Repräsentation der ›Subkultur‹ durch und mit ihren Filmemacher_innen diskutiert werden; auch wenn oder vielleicht weil inzwischen der ›queer film festival circuit‹ ein eigenes ökonomisches System aufgebaut hat.⁸

Praxen wie Ladyfeste und queere Filmfestivals weisen Ähnlichkeiten auf, da sie kulturelle, künstlerische und (theorie-)politische Aspekte verbinden und eine Plattform für ihre Inhalte herstellen. Damit geben sie die Repräsentationsbedingungen dieser Inhalte nicht aus der Hand und laufen damit ein Stück weit den Darstellungen in den Massenmedien zuwider. Ganz deutlich ist festzuhalten, dass es sich hier auch um politische Positionierungen handelt und damit um Interventionen in herrschende Repräsentationsregime. Die Möglichkeit der Repräsentation nicht nur queerfeministischer Künstler_innen, Musiker_innen und Filmmacher_innen, sondern auch deren Themen – als Sichtbarmachung und Bedeutungsproduktion – möchten wir für beide Beispiele daher auch als politische Intervention verstehen.

Repräsentation als Sichtbarkeit

Wenn von Interventionen in Repräsentationsregime die Rede ist, geht es oft auch um die Sichtbarkeit und Sichtbarmachung von un- oder unterrepräsentierten sozialen Realitäten (vgl. Engel 2002: 127). Um bloße Sichtbarmachung und Sichtbarkeit soll es in diesem Beitrag jedoch nicht gehen. Denn allzu oft wird mit einer Zunahme an Sichtbarkeit auch eine Zunahme an Anerkennung oder gar politischer Präsenz und Durchsetzungsvermögen gleichgesetzt. Johanna Schaffer hat darauf hingewiesen, dass im Gegenteil »mehr Sichtbarkeit auch eine höhere Einbindung in normative Identitätsvorgaben und höhere Ausgesetztheit an Parameter der Kontrolle und Disziplinierung bedeutet« (2004: 210). Wir plädieren dafür, Johanna Schaffer in ihrem Verständnis von Sichtbarkeit oder Sichtbarmachung zu folgen: Es handelt sich demnach bei der Forderung nach Sichtbarkeit nicht nur um Integrationsphantasien und einen Einschluss in den Normbereich, sondern auch um eine Kritik an herrschenden Bedingungen und Modi des Sichtbarwerdens (vgl. Schaffer 2008). Folglich wäre in einer solchen Forderung nach Sichtbarkeit auch nach der Wirklichkeits*konstruktion* zu fragen, in unserem Beitrag konkret nach den Verhältnissen von Repräsentationspraxen zu herrschenden Sichtbarkeitsregimen.

Dieses Problem lässt sich am Beispiel der Entwicklung queerer Filmfestivals, besonders in den USA, erläutern. Die frühen Festivals der 1970er Jahre kämpften für eine Sichtbarkeit auf verschiedenen Ebenen: Erstens wurden Repräsentationen von Schwulen und Lesben in Form von Filmen dargeboten, zweitens wurde mit der Auswahl der Repräsentationen die vorherrschende negative Stereotypisierung konterkariert, drittens wurde mit dem gemeinsamen Zusammentreffen eine Community sichtbar – nach innen als Voraussetzung zur Bildung einer kollektiven Identität und nach außen als Sichtbarmachung dieser Community.

Nach harten Kulturkämpfen um die Sichtbarkeit und Repräsentation von Schwulen und Lesben – besonders zum Höhepunkt der US-amerikanischen AIDS-Krise in den 1980ern – ging deren Ausgrenzung (oberflächlich) zu Ende. Die Sichtbarwerdung ging jedoch stark mit einer Vermarktung einher, in der Sichtbarkeit als Anerkennung in der Gesellschaft verkauft, aber die politische Einflusskraft unterschlagen wurde (vgl. Vaid 1995). Durch die demographische Marktforschung wurde aus der vielfältigen queeren Community, um deren Sichtbarkeit es zunächst ging, schnell eine weiße schwule Zielgruppe, die statistisch gesehen als männliche Singles viel Geld

hatte. Weniger wohlhabende Lesben, transgender Personen und *queers of color* wurden so als Teil der queeren Community unsichtbar (vgl. Clark 1993).

Diese Entwicklung ist – nicht zuletzt wegen gesamtgesellschaftlicher Diskriminierungsmuster, die auch die Filmindustrie durchziehen – ebenso in der filmischen Repräsentation erkennbar. Innerhalb der queeren Filmfestivals wurde diese Verzerrung aber offensiv kritisiert und zu ändern versucht. So hat z. B. das *MIX: New York Lesbian and Gay Experimental Film Festival* explizit versucht *queers of color* in das Team zu holen, um ein breites Spektrum an queeren Individuen in der Organisation wie auch im Programm vertreten zu wissen. Das *Frameline: San Francisco International LGBT Film Festival* wiederum hat z. B. mit der Etablierung eines »Completion Fund« versucht, die Produktion queerer Repräsentationen zu unterstützen. Dabei sollten explizit (auch in der queeren Community) unterrepräsentierte Personen und Themen (Frauen, *queers of color*, transgender Personen)⁹ gefördert werden.

Sichtbar zu werden, heißt auch eine Öffentlichkeit zu schaffen, in der kulturelle, künstlerische oder politische Projekte und Inhalte gesehen und diskutiert werden, aber sich auch weiterentwickeln können. Auch Ladyfeste balancieren als selbstorganisierte Plattformen diese Ambivalenz von Sichtbarkeit als Anerkennung hegemonialer Sichtbarkeitsregimes und dem Festhalten an selbstorganisierten Repräsentationspraxen und Entscheidungsstrukturen. Allianzen mit Medien oder Geldgebern werden in Vorbereitungsgruppen von Ladyfesten teilweise eingegangen, wobei dies ein Thema kollektiver Aushandlung innerhalb des Kreises der Akteur_innen bleibt.¹⁰ Die Bezeichnung Ladyfest kann zwar als Label und Referenzgeberin genutzt werden, die konkreten Umsetzungen hängen jedoch von Anspruch, Ressourcen und politischem Willen der Akteur_innen ab. Das mitunter durch/auf Ladyfeste/n gepflegte Netzwerk von Musiker_innen, Künstler_innen und sonstigen Aktivist_innen ermöglicht es weitestgehend, selbstorganisierte Plattformen zu nutzen, um sichtbar zu werden und zu bleiben. Dies kann auch als Widerstand gegen herrschende Un/Sichtbarkeitsregime interpretiert werden, gerade weil sie offen für Veränderung und lokale Aneignung sind: »Ladyfest represents an important facet of contemporary action-orientated feminist cultural resistance, open to multiple interpretations and change.« (Downes 2007: 44)

An das Thema Sichtbarkeit und Sichtbarwerdung schließen sich Fragen nach alternativen/subalternen/subkulturellen Repräsentationspraxen an. So

lassen sich z. B. in Bezug auf subalterne Wissens- und Repräsentationsformen im Kontext von Selbstbenennung und hegemonialen Diskursen zwei Punkte ansprechen. Erstens ist zu fragen, inwieweit »subalterne Erklärungs- und Darstellungsweisen von Welt sichtbar gemacht werden [können]« und zwar zweitens, »ohne durch den offiziellen Diskurs vereinnahmt zu werden« (Gutiérrez Rodríguez 2001a: 52). Denn Artikulationsformen, die von subalternen Positionen ausgearbeitet wurden, finden zwar Eingang in den herrschenden Kanon, jedoch bleibt ihre Urheberschaft meist unbenannt (Gutiérrez Rodríguez 2001b: 2). Genau um diese Fragen der Sichtbarkeit, der Einflussnahme auf Repräsentationen und insbesondere auch der Anerkennung und Benennung der Kämpfe um die veränderten Repräsentationen geht es in diesem Beitrag.

Wie bereits oben angedeutet haben auch queere Filmfestivals mit solchen Vereinnahmungstrends zu kämpfen. So haben diese z. B. den Weg für queere Filmemacher wie Todd Haynes und Gus Van Sant geebnet, die bei international renommierten Filmfestivals wie *Sundance*, *Toronto* oder *Cannes* Furore gemacht haben und Anfang der 1990er das so genannte ›New Queer Cinema‹ begründeten (vgl. Rich 1992). Dieses wiederum wurde auf dem Arthouse-Sektor gefeiert, von Independent-Verleihern wie Miramax aufgekauft und vermarktet. Die oben kritisierte Situation der Vereinnahmung und unterschlagenen Benennung tritt hier in der Form auf, dass queere Filmfestivals es seit der Entstehung des queeren Nischenmarktes Ende der 1990er mitunter sehr schwer haben, die Filme von queeren Filmemacher_innen zu zeigen, deren Karriere sie mit begleitet und gefördert haben. Verleiher möchten ihre Filme oft nicht auf queeren Filmfestivals erstaufführen, gleichzeitig zielen sie aber auf deren gewachsenes Publikumssegment ab (vgl. White 1999: 74).

Sichtbarkeit heißt in den von uns angeführten Beispielen nicht (vorrangig) Sichtbarwerden in einem umfassenden, gesamtgesellschaftlichen Kontext, sondern eine Plattform zu schaffen, die es Akteur_innen ermöglicht, die Bedingungen des Sichtbarwerdens weitestgehend selbst in der Hand zu behalten. In der Praxis verbinden sich daher auf spezielle Weise Sichtbarkeit, die Bedingungen des Sichtbarwerdens und Repräsentationspraxen.

Übersetzung als Repräsentationstechnik

Encarnación Gutiérrez Rodríguez hat Übersetzen als »transversale Methode des Verstehens« vorgestellt (2004: 195). In diesem Kontext hat sie Übersetzung als Repräsentationstechnik bezeichnet, da Übersetzung ebenfalls eine Form darstellt, ein Verständnis von der Welt zu vermitteln. In diesem Sinne ist Übersetzung – ebenso wie Repräsentation – keine unschuldige Wiedergabe einer ›Wirklichkeit‹, sondern vielmehr eine Praxis, die von einer hegemonialen Logik abhängig ist. Ähnlich wie bei den Ausführungen von Johanna Schaffer über Sichtbarkeit, lässt sich hier für uns der Schluss ziehen, dass es darum geht, die verschiedenen Ebenen der Repräsentation freizulegen, um sie so für eine Intervention nutzbar zu machen.

Dabei lässt sich auch über das Verhältnis von Positionalität und Übersetzung sprechen. Encarnación Gutiérrez Rodríguez hat auf die Arbeitsweise verschiedener lateinamerikanischer aktivistischer Kollektive Bezug genommen, die bestimmte Formen einer so genannten ›militanten Forschung‹ entwickeln und erproben (vgl. Colectivo Situaciones 2006). Ziel ist dabei u. a. Subjekt-Objekt-Beziehungen und hierarchische Machtverhältnisse in der Forschung zu umgehen und dem autoritären akademischen Wissen eine partizipatorische, militante Untersuchung entgegenzusetzen. Sie intervenieren damit in herkömmliche Formen von Forschungstätigkeit wie auch Lebenswelt. Die militant Forschenden beziehen sich zwar auf akademische Debatten, verweigern sich aber einer Integration in die »dominanten Fabriken der Wissensproduktion« (Gutiérrez Rodríguez 2006).

Was hier geschieht – und was uns daran interessiert – ist der Prozess der Übersetzung zwischen akademischem und militantem Wissen bzw. der Verhandlung von Positionalitäten. Encarnación Gutiérrez Rodríguez versteht kulturelle Übersetzung als eine Methode, die Räume für ein transversales Verstehen bereit stellt, d. h. einen Raum, in dem eine Übersetzung stattfindet, um Bedeutungen zu verhandeln, wobei aber eine potenzielle Unübersetzbarkeit als Möglichkeit erhalten bleibt und akzeptiert werden kann. Sie weist darauf hin, dass genau diese Form der Übersetzung bzw. der Auseinandersetzung die Möglichkeit böte, verschiedene Linien der Erfahrung zu debattieren und zu verhandeln, ohne diese jedoch zu vereinheitlichen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2006).

Übersetzungen bzw. Aushandlungen zwischen Theorie, politischer Praxis, aktivistischer Arbeit und militantem Wissen lassen sich in der Praxis von Ladyfesten wiederfinden. ›Lady‹ als identitätspolitische Kategorie, als

Adressierung an die Teilnehmenden und als Repräsentation nach Außen, hat explizit keinen biologischen Bezugspunkt. Vielmehr geht es um eine Öffnung der gemeinsamen Selbstbezeichnungen: »Whatever your gender may be, if you feel like a lady be part of the ladyfest« ist von vielen Ladyfesten als Motto aufgegriffen worden (z. B. Ladyfest Berlin 06). Lady wird hier als nicht-biologisch vorgestellte Identitätskategorie angeboten, die den bürgerlichen Hintergrund der Bezeichnung bewusst aufnimmt und konterkariert. Darin lässt sich der Versuch erkennen, die Kritik an ausschließenden Identitätspolitiken, die seit einigen Jahren in der feministischen Theorie diskutiert werden, in einer Praxis produktiv zu wenden. Kämpfe um Identität, sowohl theoretische als auch in politischer Praxis, werden rückübersetzt in die Reflektion und Ermöglichung einer Praxis, die diese Kämpfe repräsentiert. Das Ladyfest Wien 07 verwendet in einem Text, der mit »Ladyfest goes Gruppenprozess« überschrieben ist, anfangs nur einzelne Worte und Satzteile, um die Gruppe und ihre Differenzen zu beschreiben.¹¹ Damit gelingt es dem Text die Fragmentiertheit der Gruppe zu repräsentieren, um sie zum Ausgangspunkt der politischen Praxis zu machen. Derartige Übersetzungen eröffnen neue Räume, mit fragmentierten und un abgeschlossenen identitätspolitischen Prozessen umzugehen und sie auch für eine konkrete politische Praxis produktiv zu gestalten.

Es ist zwar möglich, einige Beispiele für solche Übersetzungspraxen zu finden, dennoch stellt sich immer wieder neu die Frage, wie queer-feministische Konzepte in andere Kontexte (gerade auch außerhalb von Subkulturen) übertragen werden können, ohne komplexe Inhalte zu sehr zu vereinfachen oder widersprüchliche Praxen als vermeintlich eindeutige erscheinen zu lassen. Übersetzung bleibt daher auch als Prozess der Bedeutungsproduktion und Repräsentation unabgeschlossen und offen.

Gegenöffentlichkeiten als Repräsentationsweisen

Wenn Repräsentation immer auch Darstellung meint, dann geht es auch um eine Darstellung nach außen, in Öffentlichkeiten. Feministische Kritiken an Öffentlichkeitskonzepten konzentrieren sich häufig auf die darin vorausgesetzte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit und verweisen »auf den Konstruktionscharakter der Grenzziehung und ihrer ideologischen Funktion« (Geiger 2002: 81). Die Ausgrenzung bestimmter Sphären und

Themen als nicht-öffentlich ist hier konstitutiv für eine Vorstellung von *einer*, hegemonialen Öffentlichkeit, die jedoch auch als gesellschaftlicher Aushandlungsprozess verstanden wird (vgl. Klaus 2001: 20). Die Vorstellung eines Prozesses von Öffentlichkeiten entwickelt die Idee von vielen, verschiedenen (Teil-)Öffentlichkeiten weiter, indem eine dynamische Bewegung der Aushandlung betont wird.

Um alternative Formen von Öffentlichkeiten beschreiben und verstehen zu können, ist der Begriff Gegenöffentlichkeit gebräuchlich geworden.¹² Die Bezeichnung legt nahe, dass sich Gegenöffentlichkeiten explizit wie implizit gegen eine hegemoniale Öffentlichkeit richten, zu der sie eine Alternative oder Gegenform darstellen, sich damit jedoch immer auf diese beziehen. Gegenöffentlichkeit umfasst hierbei nicht nur mediale, sondern auch soziale Dimensionen, denn es wird nicht nur ein Kreis von Akteur_innen und Rezipient_innen beschrieben, sondern auch Politikformen mit emanzipativen Zielen sowie spontane soziale und kollektive Praxen (vgl. Spehr 2002). Gegenöffentlichkeiten können auch als Bewegungsöffentlichkeiten verstanden werden, die »Orte der Kommunikation und politischer Identitätsbildung« schaffen (Wischermann 2003a: 43); sie besitzen demnach auch räumliche Aspekte. Schließlich meint die Bezeichnung »Orte der Kommunikation und politischen Identitätsbildung« nicht nur virtuelle Orte und Medien, sondern auch die Ausgestaltung ganz konkreter Räume, in denen sich begegnet, vernetzt und ausgetauscht werden kann. Nach Michael Warner organisiert die öffentliche Sphäre nicht nur soziale Beziehungen zwischen Menschen, sondern spezifische Gegenöffentlichkeiten tragen ebenso zur kollektiven Identitätsbildung der daran beteiligten Menschen bei (vgl. Warner 2002: 7 ff., 121 ff.).

Mit der Veranstaltung von Festivals, wie beispielsweise queeren Filmfestivals oder Ladyfesten, werden temporär Räume gestaltet, die nicht nur eine Plattform zur Re_Präsentation von politischen Inhalten schaffen, sondern sie sind auch Orte der Auseinandersetzung und Kommunikation. Sie stellen erst die Möglichkeit her, nicht nur virtuell miteinander zu kommunizieren, sondern sich zu treffen, auszutauschen und face-to-face Netzwerke zu knüpfen. Die Akteur_innen – besonders im Ladyfest-Kontext – lassen sich somit als eine Art Netzwerk verstehen, die zur Identitätsbildung von Gruppen beitragen, die wiederum dieses Netzwerk mittragen, erweitern und verändern. Sie schaffen Räume, von denen Interventionen ausgehen können, ebenso wie sie in ihrer konkreten Ausgestaltung bereits Interventionen in lokale Strukturen darstellen und Räume neu besetzen.

Dies ist auch ein wesentlicher Grund für die weitere Relevanz von queeren Filmfestivals. Obwohl inzwischen einige Filme mit queerer Thematik den Sprung in die Multiplex-Kinos geschafft haben (Stichwort: *Brokeback Mountain* [Ang Lee, USA 2005]), so ist doch eine kritische Auseinandersetzung über Repräsentationen mit und innerhalb der eigenen Subkultur nur an einem Ort wie dem queeren Filmfestival möglich. Gerade für diese Auseinandersetzung ist die Voraussetzung eines ›safe space‹ und die damit einhergehende Möglichkeit einer ›sicheren‹ Rezeptionsposition essentiell. So kann z. B. ein ›straighter‹ oder sogar potenziell homophober Film in einem solchen Kontext durch die besondere Zuschauer_innen-Konstellation in einem *queer reading* zurück erobert werden.¹³ Dennoch sind queere Filmfestivals keine abgeschlossenen Veranstaltungen, die nur eine Subkultur bedienen (wollen). Sie bieten ein Forum für heterogene Repräsentationen, wie sie im Mainstream nicht zu finden sind und sind zudem für ein interessiertes Publikum außerhalb der Community offen. Die Notwendigkeit dieses speziellen Ortes liegt auch in der Tatsache, dass die dort herrschende Atmosphäre den hegemonialen, normativen (oft homophoben) Rezeptions- und Diskussionsrahmen verschiebt (vgl. Searle 1996) und so eine Repräsentationspraxis als Intervention zugänglich macht.

Damit Community/Subkultur-Veranstaltungen wie queere oder Frauen-Filmfestivals in der breiten, hegemonialen Öffentlichkeit wahrgenommen werden, müssen sie allerdings gezielte Öffentlichkeitsarbeit leisten. Anja Schmidt, 1991 Pressesprecherin des Frauen-Film-Festivals *femme totale*, Dortmund, hat beschrieben, was es heißt, eine Brücke zu schlagen zwischen komplexen, hart umkämpften, politischen Inhalten und einer (zwangsläufig) vereinfachten Medienberichterstattung (vgl. Hüchtker 1992). Ziel ist es dabei Sichtbarkeit zu erlangen, aber gleichzeitig die richtigen Inhalte nach außen transportieren zu können.

Wenn (Gegen-)Öffentlichkeiten Aushandlungsprozesse und gesellschaftliche Diversität (ab)bilden, ist es naheliegend, die Grenzen dieser unterschiedlichen Öffentlichkeiten als flüssig und ineinandergreifend zu beschreiben. Simon Sheikh argumentiert, dass es aufgrund unterschiedlicher und vielfältiger Erfahrungsräume sinnvoll erscheint, von einer fragmentierten bzw. diversifizierten öffentlichen Sphäre zu sprechen, die »aus einer Vielzahl von Räumen und/oder Formationen besteht, die sich bald miteinander verbinden, bald voneinander abschotten, und die in konflikthaften und widersprüchlichen Beziehungen zueinander stehen« (2004). Ladyfeste und queere Filmfestivals repräsentieren als soziale und politische Phäno-

mene in hohem Maße vielfältige Identitätskategorien, die konflikthafte und widersprüchliche Beziehungen zu einer hegemonialen Öffentlichkeit thematisieren und ausagieren. Sie bewegen sich in genau jener Ambivalenz, einerseits mit ihren queer-feministischen Ansprüchen und politischen Aussagen eindeutig gegen einen ›Mainstream‹ und hegemoniale Öffentlichkeit aufzutreten, andererseits greifen sie zum Teil auf gängige Formen der Herstellung von Öffentlichkeiten zurück.

Interventionsöffentlichkeiten

Repräsentationen bzw. Repräsentationspraxen von Subkulturen werden – wie in den obigen Beispielen ausgeführt – sukzessive durch Massenmedien und hegemoniale Öffentlichkeiten vereinnahmt. Das lässt berechtigte Zweifel aufkommen, wie Bereiche von Gegenöffentlichkeiten überhaupt noch unterschieden und von dem so genannten Mainstream abgegrenzt werden können. Dies wirft zugleich die Frage auf, ob nicht *das Gegen* in Gegenöffentlichkeit einen Dualismus beschreibt, der so nicht mehr haltbar ist. Es erscheint daher sinnvoll, Gegenöffentlichkeiten nicht als abgetrennte, der hegemonialen Öffentlichkeit entgegen gestellte Sphären, sondern als Teile dieser Öffentlichkeit zu verstehen, die dennoch einen Gegenentwurf mit alternativen Funktionsweisen darstellen.¹⁴

Wir möchten daher zur Diskussion stellen, den Begriff Gegenöffentlichkeiten durch *Interventionsöffentlichkeiten* zu ersetzen. Mit diesem provokativen Vorschlag eines neuen Begriffs möchten wir auf zwei Probleme hinweisen, die immer wieder in der Auseinandersetzung mit Gegenöffentlichkeitskonzepten auftreten. *Das Gegen* in ›Gegenöffentlichkeit‹ durch *Intervention* zu ersetzen, richtet den Fokus auf eine fluide und aushandelbar gedachte Öffentlichkeit, wie Simon Sheikh (2004), aber auch Michael Warner (2002) das ansatzweise diskutieren. Während ein *Gegen* auf Unvereinbarkeit und dualistische Widerparts verweist, beschreibt *Intervention* eine Bewegung, einen Prozess von Aushandlungen (vgl. hierzu Klaus 2001), in dem kaum noch klare Grenzen zu ziehen sind. Interventionen, die vielfältig, vielgestaltig gedacht werden, dynamisieren das Konzept von Öffentlichkeiten und lassen die Vorstellung von Heterogenität dieser Interventionen zu.

Weiterhin lassen sich mit dem Begriff Interventionsöffentlichkeiten Vereinnahmung und Reintegration in das, was Tom Holert und Mark Terkessidis als »Mainstream der Minderheiten« beschrieben haben, angemessener denken. Sie beschreiben hiermit die Entwicklung eines Mainstreams mit »Fransen an den Rändern«, der sich um die Bedürfnisbefriedigung von subkulturellen »Minderheiten« sorgt und immer wieder neue subkulturelle Strömungen aufgreift und kommerzialisiert (1996: 10). Die Vereinnahmung könnte dann nicht nur als ständiger Prozess, in dem Differenzen und Dissidenz vermarktet werden (vgl. Mayer 1996), sondern auch als konstitutiv für Öffentlichkeiten verstanden werden. Prozesse von Vereinnahmungen, Ein- und Ausschlüssen wären somit konstitutive Bestandteile im Verständnis von Öffentlichkeiten, in dem Kämpfe um Bedeutung und Aushandlung im Vordergrund stehen.

Der Begriff Intervention betont beide Seiten des Prozesses der Vereinnahmung, des Ein- und Ausschlusses, der für Öffentlichkeiten – verstanden als Aushandlungsprozess – konstitutiv ist. Einerseits verändern queer-feministische Interventionen (langsam) das Denken in breiteren gesellschaftlichen Zusammenhängen, andererseits verändert die Zusammenarbeit mit Institutionen und kommerziellen Stellen auch die Akteur_innen wie die Interventionen selbst. Die kritische Reflektion dieser Interventionsstrategien, der Repräsentationspraxen und Schnittstellen zwischen Theorien und politischen und kulturellen Praxen sind seit jeher wichtiges Thema (queer-)feministischer Öffentlichkeitskonzepte, die selbstverständlich auf der Agenda stehen (Geiger 2002: 92 f.).

Am Ende des Beitrags müssen einige Fragen offen bleiben, die sich für eine weitere Auseinandersetzung lohnen. Kann für eine Analyse queer-feministischer Praxen bzw. Interventionen der Begriff »Interventionsöffentlichkeiten« produktiv sein? Lassen sich mit einem neuen Begriff aktuelle Diskussionen um Öffentlichkeits- und Gegenöffentlichkeitsbegriffe aufnehmen, ohne diese vorschnell zu verwerfen? Könnte der Begriff der Intervention zu einer Rekonzeptualisierung von Gegenöffentlichkeitskonzepten beitragen? Verwischt der Begriff Intervention aber nicht auch die Machtverhältnisse innerhalb einer Sphäre von Öffentlichkeit, da er suggeriert, alle könnten gleichermaßen intervenieren, d. h. gehört werden?

In unseren Beispielen zeigt sich, dass queer-feministische Praxen vielfältig und vielschichtig sind und dass sie immer auch im Kontext der Subkulturen und gesamtgesellschaftlichen Entwicklung betrachtet werden müs-

sen. In dieser Hinsicht halten wir es für sinnvoll, über die Verwendung des Interventionsbegriffs weiter nachzudenken. Queer-feministische Interventionen sind demnach Praxen, die sich zwischen subkulturellen und hegemonialen Öffentlichkeiten bewegen und in diese verschiedenen Richtungen intervenieren.

Neue, veränderte Praxisformen benötigen neue Konzepte, um sie verstehen und weiterentwickeln zu können. Sie können Aspekte komplexer und widersprüchlicher Praxen ernst nehmen und den Blick für Neues oder gar Unentdecktes schärfen. Um Unentdecktes überhaupt finden zu können, ist unseres Erachtens die weitere Betrachtung der Akteur_innen-Ebene und konkreter Praxen angebracht.

Für produktive Kommentare und Diskussionen in der Entstehungsphase dieses Textes bedanken wir uns bei Annabelle Hornung, Sigrid Kannengießner, Susanne Opfermann und Ulla Wischermann.

Anmerkungen

- 1 Die Bezeichnung queer-feministisch erscheint uns als Überbegriff sinnvoll, da sie beide Terme gleichberechtigt nebeneinander stellt, »ohne sie miteinander zu verschmelzen« (Engel 2005: 259, FN 2). Auf diese Weise wollen wir die lang anhaltende Zuweisung einer Arbeitsteilung feministischer (Beschäftigung mit Geschlecht) und queerer Ansätze (Beschäftigung mit Sexualität) kritisieren und die enge Verknüpfung der beiden Theorieentwicklungen hervorheben; vgl. auch Engel 2002: 10 f.
- 2 Mit ähnlichen Fragen beschäftigt sich auch Sara Paloni in ihrem Beitrag in diesem Band, wobei ihr die aus Wien kommende feministische Zeitschrift *fiber* als Beispiel dient.
- 3 Wir benutzen die Schreibweise »_i« (im Gegensatz zum großen Binnen-I), weil sie auf eine Leerstelle verweist, die zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht liegt und damit einen Ort für dieses Dazwischen markiert, vgl. Herrmann 2007.
- 4 Zum Thema *riot grrrl* gibt es mittlerweile eine Vielzahl von Publikationen, die Texte, Interviews und Aufarbeitung vereinen, vgl. z. B. Baldauf/Weingartner 1998, Juno 1997 und Monem 2007.
- 5 Von den weltweit seither ca. 170 Ladyfesten haben etwa 70 in ganz Europa stattgefunden. Eine Dokumentation der bisher stattgefundenen Ladyfeste und Links zu ihren Seiten findet sich unter <http://grrrlzines.net/resources/ladyfests.htm> (vom 26.1.2008). Für einen weiteren Einblick in die Praxisform von Ladyfesten vgl. z. B. Graf 2005 und Mooshammer/Trimmel 2007.
- 6 »Bei DIY geht es darum, Kultur bzw. kulturelle Objekte möglichst unabhängig von kommerziellen Strukturen zu schaffen [...]. Selbstermächtigung, Selbstorganisation,

- Improvisation und Eigeninitiative sind die Schlüsselbegriffe, mit denen sich das DIY-Selbstverständnis charakterisieren lässt« (Calmbach 2007: 17).
- 7 In Bezug auf queere Filmfestivals wird der Begriff *queer* hier im inkludierenden Sinne als Überkategorie und nicht in Abgrenzung von schwul-lesbisch verwendet. Dies schließt auch Festivals mit der Selbstbezeichnung ›LGBT Film Festival‹ ein. Für eine detaillierte Geschichte des Begriffs *queer* siehe: Jagose 2001. Für eine Kritik am Gebrauch des Begriffs im deutschsprachigen Raum siehe: Rauchut 2006.
 - 8 Für eine detaillierte Beschreibung der Entwicklung queerer Filmfestivals am Beispiel der Geschichte des ältesten Queer-Filmfestivals, *Frameline: The San Francisco International LGBT Film Festival*, siehe: Loist 2008.
 - 9 Siehe dazu die Beschreibung zum Frameline Completion Fund: <http://www.frameline.org/filmmaker-support/completion-fund/> vom 17.3.2008. Für Strategien, wie queere Repräsentationskritik in queerer Filmfestival-Arbeit umgesetzt wurden, siehe Gamson 1996: 249 ff. und Loist 2008: 175 ff.
 - 10 Dies lässt sich als Reaktion auf Erfahrungen der *riot grrrls* und deren Media Blackout lesen. Die Aufmerksamkeit der Massenmedien und die Folgen der Berichterstattung wurden in der Community ausführlich reflektiert, vgl. Downes 2007: 39 ff.
 - 11 Auszüge: »gemeinsames, spannungen, spaltungen, diskussionen, ringen um standpunkte, themen, sichtbarkeiten, ein- und ausschüsse, [...] zugänge, eingängliches, signale nach außen, wen wollen wir ansprechen, wer sind ›wir‹, was ist ›queer‹, [...], interventionen gegen wen/für was/mit wem, reden über sex, lüste und ängste, identitäten und was bitte soll das sein, wer schläft mit wem und wie öffentlich ist das, wer soll nicht auf die sexparty und warum nicht und was bedeutet das, [...] dilettantisch, nachtaktiv, verschwitzt, aufrührselig, schamlos, unkommerziell, arbeitsscheu, vernetzt, sexy, cool, anarchistisch, charmant, öffentlich« (Ladyfest Wien 2007).
 - 12 Der Aufbau alternativer Medien gehört genauso dazu wie die Reflektion über Mechanismen und Veränderungen herrschender Öffentlichkeiten. Für einen Überblick über diese Diskussion vgl. Oy 2001. Zum Begriff Gegenöffentlichkeit vgl. Spehr 2002.
 - 13 Samantha Searle erläutert dies an den Beispielen eines homophoben Propagandafilms, der vom konservativen rechten politischen Flügel in den USA produziert wurde, sowie eines ›*race*-Films‹, der unter dem Aspekt des *passing* im Kontext eines queeren Festivals eine neue Bedeutungsdimension gewinnt; vgl. Searle 1996: 51 f.
 - 14 Ulla Wischermann (2003b: 28) hat bereits darauf hingewiesen, dass der Begriff Gegenöffentlichkeit zwar einerseits nicht mehr zeitgemäß und den politischen Verhältnissen adäquat erscheint, jedoch auch nicht zu vorschnell ad acta gelegt werden sollte.

Literatur

- Baldauf, Anette/Weingartner, Katharina (Hg.) (1998): Lips, Tits, Hits, Power? Popkultur und Feminismus. Wien.
- Calmbach, Marc (2007): More than Music. Einblicke in die Jugendkultur Hardcore. Bielefeld.

- Clark, Danae (1993): »Commodity Lesbianism.« In: Ablove, Henry et al. (Hg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*. New York, S. 186-201.
- Colectivo Situaciones (2006). »Über den forschenden Militanten.« In: *Transversal* 04/06, <http://translate.eipcp.net/transversal/0406/colectivosituaciones/de/print>, (18.7.2007).
- Downes, Julia (2007): »Riot Grrrl: The Legacy and Contemporary Landscape of DIY Feminist Cultural Activism.« In: Monem, Nadine Käthe (Hg.): *riot grrrl. Revolution Girl Style Now!* London, S. 11-49.
- Engel, Antke (2005). »Entschiedene Interventionen in der Unentscheidbarkeit: Von queerer Identitätskritik zur VerUneindeutigung als Methode.« In: Harders, Cilja et al. (Hg.): *Forschungsfeld Politik: Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften*. Wiesbaden, S. 259-282.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main.
- Gamson, Joshua (1996): »The Organizational Shaping of Collective Identity: The Case of Lesbian and Gay Film Festivals in New York.« In: *Sociological Forum*, Jg. 11, H. 2, S. 231-261.
- Geiger, Brigitte (2002): »Feministische Öffentlichkeiten: Ansätze, Strukturen und aktuelle Herausforderungen.« In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hg.): *Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung*. Wiesbaden, S. 80-97.
- Gottlieb, Joanne/Wald, Gayle (1995): »Smells Like Teen Spirit. Riot Grrrls, Revolution und Frauen im Independent Rock.« In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.): *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*. Berlin, S. 167-189.
- Graf, Silke (2005): »Ladyfest Wien 2004. Eine feministisch-queere Praxis erobert die Bühne.« In: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, H. 16, http://www.inst.at/trans/16Nr/05_8/graf16.htm, (30.1.2007).
- Groß, Melanie (2006): »Das Internet als Plattform politischer Interventionen: Ladyfeste im Netz.« In: *kommunikation@gesellschaft*, Jg. 7, Beitrag 4, http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B_2006_Gross.pdf, (30.1.2008).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2006): »Positionalität übersetzen: Über postkoloniale Verschränkungen und transversales Verstehen.« In: *Transversal* 06/06, <http://translate.eipcp.net/transversal/0606/gutierrez-rodriquez/de>, (18.4.2007).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2004): »Transversales Übersetzen als dekonstruktive Verstehenspraxis in den »Gender Studies«.« In: Helduser, Ute et al. (Hg.): *Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/Main, S. 195-207.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2001a): »Auf der Suche nach dem Identischen in einer »hybriden« Welt: Über Subjektivität, postkoloniale Kritik, Grenzregime und Metaphern des Seins.« In: Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*. Königstein/Taunus, S. 36-55.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2001b): »»My traditional clothes are sweat-shirts and jeans«. Über die Schwierigkeit, nicht different zu sein oder Gegen-Kultur als Zurichtung.« In: *Transversal* 01/2001, <http://eipcp.net/transversal/0101/gutierrezrodriquez/de>, (5.9.2007).

- Herrmann, Steffen Kitty (2007): »Performing the Gap: Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung.« In: AG Gender Killer (Hg.): Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag. Münster, S. 195-203.
- Holert, Tom/Terkessidis, Mark (1996): »Einführung in den Mainstream der Minderheiten.« In: dies. (Hg.): Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft. Berlin, S. 5-19.
- Hüchtker, Ingrid (1992): »Die verfluchte, die geliebte Öffentlichkeit: Pressearbeit für ein Frauen-Film-Festival.« In: Gruppe Feministische Öffentlichkeit (Hg.): Femina Publica: Frauen – Öffentlichkeit – Feminismus. Köln, S. 203-218.
- Jagose, Annamaria (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Berlin.
- Juno, Andrea (1997): Angry Women. Die weibliche Seite der Avantgarde. Andrä-Wörtern.
- Kay, Manuela (2007): »Um die Welt in sechs Festivals.« In: *queerfilm* (Sonderheft anlässlich der 57. Internationalen Filmfestspiele Berlin in Siegestsäule, Du & Ich, L-Mag). S. 10-14.
- Klaus, Elisabeth (2001): »Das Öffentliche im Privaten – Das Private im Öffentlichen. Ein kommunikationstheoretischer Ansatz.« In: Hermann, Friederike/Lünenborg, Margret (Hg.): Tabubruch als Programm. Privates und Intimes in den Medien. Opladen, S. 15-36.
- Ladyfest Wien (2007): »Ladyfest goes Gruppenprozess.« In: Ladyfest Wien/Vienna 2007, <http://plone.ladyfestwien.org/texte/ladyfest-goes-gruppenprozess/>, (2.2.2008).
- Loist, Skadi (2008): »Frameline XXX: Thirty Years of Revolutionary Film. Der Kampf um queere Repräsentationen in der Geschichte des San Francisco International LGBT Film Festival.« In: Wischermann, Ulla/Thomas, Tanja (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden, S. 163-181.
- Mayer, Ruth (1996): »Schmutzige Fakten. Wie sich Differenz verkauft.« In: Holert, Tom/Terkessidis, Mark (Hg.): Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft. Berlin, S. 153-168.
- Monem, Nadine Käthe (Hg.) (2007): riot grrrl. Revolution Girl Style Now! London.
- Mooshammer, Bettina/Trimmel, Eva (2007): »Ladyfest can save your life! Ladyspace als Strategie feministischer Raumproduktion.« In: Eismann, Sonja (Hg.): Hot Topic. Pop-feminismus heute. Mainz, S. 184-189.
- Oy, Gottfried (2001): Die Gemeinschaft der Lüge. Medien- und Öffentlichkeitskritik sozialer Bewegungen in der Bundesrepublik. Münster.
- Rauchut, Franziska (2006): »Wie *queer* ist *queer*? Folgen der Fixierung eines notwendig unbestimmten Begriffs.« In: Müller, Sabine Lucia/Schülting, Sabine (Hg.): Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften. Königstein/Taunus, S. 116-132.
- Rhyne, Ragan (2007): Pink Dollars. Gay and Lesbian Film Festivals and the Economy of Visibility. Dissertation, New York University, Department of Cinema Studies.
- Rich, B. Ruby (1992): »New Queer Cinema.« In: *Sight and Sound*, Jg. 2, H. 5, S. 30-35.
- Schaffer, Johanna (2008): »Ambivalenzen der Sichtbarkeit: Zum Verhältnis von Sichtbarkeit und politischer Handlungsfähigkeit.« In: Dorer, Johanna et al. (Hg.): Medien – Politik – Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung. Wiesbaden, S. 233-248.
- Schaffer, Johanna (2004): »Sichtbarkeit = politische Macht? Über die visuelle Verknappung von Handlungsfähigkeit.« In: Helduser, Urte et al. (Hg.): Under construction? Konstruk-

- tivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/Main, S. 208-222.
- Searle, Samantha (1996): »Film and Video Festivals. Queer Politics and Exhibition.« In: *Meanjin*, Jg. 55, H. 1, S. 47-59.
- Sheikh, Simon (2004): »Anstelle der Öffentlichkeit? Oder: Die Welt in Fragmenten.« In: *Transversal* 06/05, <http://eicp.net/transversal/0605/sheikh/de>, (20.7.2007).
- Spehr, Christoph (2002): »Gegenöffentlichkeit.« In: *linksnet.de*, <http://www.linksnet.de/artikel.php?id=709>, (30.1.2008).
- Vaid, Urvashi (1995): *Virtual Equality. The Mainstreaming of Gay and Lesbian Liberation*. New York.
- Warner, Michael (2002): *Publics and Counterpublics*. New York.
- White, Patricia (1999): »Queer Publicity. A Dossier on Lesbian and Gay Film Festivals.« In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 5, H. 1, S. 73-93.
- Wischermann, Ulla (2003a): *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke – Gegenöffentlichkeiten – Protestinszenierungen*. Königstein/Taunus.
- Wischermann, Ulla (2003b): »Feministische Theorien zur Trennung von privat und öffentlich – Ein Blick zurück und nach vorn.« In: *Feministische Studien*, Jg. 21, H. 1, S. 23-34.

Sara Paloni

We (are) present – represent¹

Das Magazin *fiber*.

werkstoff für feminismus und popkultur

Intro

Positionierung und Kontextbewusstsein sind wichtig, aber alleine noch kein Garant für das Sichtbarmachen marginalisierter Gruppen und die Veränderung herrschender Verhältnisse. So gilt unser deklariertes Bestreben dem Sichtbarmachen des Verborgenen bzw. verborgen Gemachten, sowie der Benennung des Vergessenen und Marginalisierten. *fiber. werkstoff für feminismus und popkultur*

fiber. werkstoff für feminismus und popkultur ist ein Magazin, das seit 2002 zweimal jährlich erscheint und von einem Kollektiv in Wien herausgegeben wird. Das Magazin widmet sich in jeder Ausgabe einem Schwerpunktthema und bietet Berichte, Analysen, Kommentare, Rezensionen und Kolumnen, die mittels kritischer Sicht- und Denkweisen die Konstruktion geschlechtlicher Identität und Geschlechterverhältnisse in popkulturellen Erscheinungen reflektieren. Phänomene wie z.B. populäre Musik, Trivialliteratur, *soap operas*, TV-Shows, Konsumkultur, Style und Mode – also Elemente von Popkultur – werden aus einer feministischen Perspektive heraus neu lesbar. Die oben zitierte Textpassage ist ein Ausschnitt aus der Selbst-Präsentation des *fiber*-Redaktionskollektivs. Sie verdeutlicht, was *fiber* will, wen und/oder was das Magazin repräsentieren möchte, was im Hinblick auf mediale Repräsentation für erstrebenswert erachtet wird und was für *fiber* politische Medienarbeit bedeutet.

Das Sichtbarmachen und das Benennen des Verborgenen, des Nicht-präsenten, sind zentrale Praktiken der Repräsentation, die auf ihre Logik und Politik² hin befragt werden wollen. In queer/feministischen Kontexten will die Medienarbeit nicht unbestritten bleiben, geht es doch um den Entwurf neuer Lebensweisen und um die Kritik der Konstruktion und Dekonstruktion von Identitäten durch mediale Repräsentationen. Im Zuge

theoretischer Überlegungen zur Logik und Politik der Repräsentation im Kontext queer/feministischer Medienarbeit stellt sich die Frage nach den praktischen Interventionsmöglichkeiten in gesellschaftliche Verhältnisse, die im Rahmen der medialen Arbeit erprobt und vollzogen werden (können). Im Kontext des Workshops *featuring interventions: Repräsentationspraxen in popkulturellen Gegenöffentlichkeiten*³ wurden Fragen nach Praktiken der Repräsentation als Intervention in gesellschaftliche Verhältnisse an das Magazin *fiber* herangetragen. Diese sollen auf den folgenden Seiten diskutieren werden. Welche Logik und Politik der Repräsentation verfolgt *fiber*?

Es werden eine Auswahl fibriger Interventionen⁴ der jüngeren Vergangenheit vorgestellt, die über die Magazinproduktion hinausgehen und als Repräsentations- und Interventionspraxen diskutiert werden. Ganz im Sinne des ›Do It Yourself‹ als richtungsweisendem Impuls und als eine Perspektive und Möglichkeit gesellschaftliche Verhältnisse selbst und autonom zu verändern, veranstaltet *fiber* Interventionen in den alltäglichen Normalzustand. Das von der *fiber*-Redaktion organisierte feministische Musikfestival *Rampenfiber*, das im Herbst 2006 in Wien stattfand, wird in diesem Beitrag im Besonderen thematisiert werden. Anschließend werden die Praktiken der Repräsentation und Intervention im Rahmen der Magazinproduktion nach ihrer Bedeutung und ihrem ›Wert‹ für subversive ›Irritationen‹ sozialer Gegebenheiten und für die Herstellung einer Gegenöffentlichkeit befragt. Die darin deutlich werdenden Widersprüche und Herausforderungen, mit denen man im Kontext queer/feministischer Medienarbeit konfrontiert ist, sollen abschließend diskutiert werden.⁵

›Do It Yourself‹ – Das Eigene, das Alltägliche und das Normale oder: Wie kommen wir zu dem was wir wollen?

Die Kritik an Heteronormativität, die Performance gesellschaftlicher Realitäten sowie die Dekonstruktion von fixierten Identitäten sind sowohl politische Theorie als auch politische Praxis. *fiber* versteht sich als politisches Projekt, das versucht Theorie und Praxis in einem Blatt zu vereinen und verortet sich dabei bewußt im Pop, in der Popkultur. Für *fiber* bedeutet die Beschäftigung mit Popkultur nicht massenkulturellen Phänomenen affirmativ gegenüber zu treten, sondern vielmehr eine kritische Beobachtung zu

ermöglichen, die darin transportierten Werte einer grundlegenden Überprüfung zu unterziehen und gleichzeitig neue Bedeutungen daraus zu schöpfen.

Aber wie sieht die Praxis der subversiven Aneignung von Popkultur und ihren Produkten aus? Durch welche Art und Weise interveniert *fiber* in die heteronormative Ordnung und ›Ordentlichkeit‹ von massenkulturellen Phänomenen?

fibrige Interventionen in Raum und Zeit – Allgemeine Programmierung

Programm von *fiber* ist die Interdisziplinarität. Jede Ausgabe beinhaltet dahingehend Formen der ›disziplinären Vermischung‹. Zwei davon sollen an dieser Stelle vorgestellt werden: 1) Die Mittelseiten des Magazins namens *Harappa* (japanisch für offenes, sich frei entwickelndes Feld) bieten Platz für Künstler_innen⁶ ihre Arbeit vorzustellen. Dies stellt einen Gegenpol zum textlichen Inhalt dar und ermöglicht es, eine alternative Präsentation des Schwerpunktthemas in das Heft zu integrieren. 2) Die *Kontroversen* sind jeweils parallel zur Produktion der aktuellen Ausgabe stattfindende Diskussionsveranstaltungen, die gegenwärtige queer/feministische Auseinandersetzungen aus dem näheren und weiteren Umfeld aufgreifen. Anhand verschiedenster Schwerpunkte (z.B. Körper, Mädchen, Räume, Wut und Aggression, Konkurrenz und Solidarität, Musik) werden popkulturelle Themen vor einem kritischen, queer/feministischen Hintergrund be-, auf- und umgearbeitet. Dazu werden Expert_innen der Themengebiete als Diskutant_innen eingeladen. Die geführten Diskussionen und Impulsreferate, etc. finden dann in Form eines Artikels Eingang in die darauf folgende *fiber*-Ausgabe.⁷

Kontroversen in POP KULTUR MUSIK – Repräsentation und Intervention im Bereich der Musik

Ausgehend von der Lust an der Musik veranstaltete *fiber* im Rahmen der zehnten Ausgabe eine Film-, Diskussions- und Konzertveranstaltungsreihe mit dem Schwerpunkt ›Musik‹. Das feministische Musikfestival *Rampen-fiber* fand an drei Tagen im Herbst 2006 in Wien statt. Die Intention war, alternierend mit dem *ladyfest–Wien*, ein feministisches Musikfestival zu veranstalten und zu etablieren. Mehrere prinzipielle Beobachtungen und Überlegungen bestanden im Vorfeld: Frauen sind als Musiker_innen und Akteur_innen in der Musikbranche nicht, oder nur unter bestimmten Bedingungen, sichtbar; Hemmnisse, Barrieren und Schwierigkeiten in der Musikszene müssen thematisiert und die männlich geprägte Kultur der Musikproduktion und allgemein des Bereiches Musik müssen kritisch reflektiert werden; die Vernetzung von Musikerinnen und deren musikalische Kreativität muss gefördert werden.

Neben den Konzerten und den Diskussionsveranstaltungen wurden, ganz im Sinne der ›disziplinären Vermischung‹, Filme zu den Themen ›Geschlecht‹ und Musik gezeigt und zusätzlich ein Filmwettbewerb mit dem Titel *music was her first love* ausgerufen, der Filmemacher_innen animierte, Filme zu produzieren und einzureichen. Die Diskussionsreihe wurde initiiert, um einen Erfahrungsaustausch zwischen Musiker_innen, Journalist_innen, Techniker_innen und Produzent_innen zu ermöglichen. Im Mittelpunkt standen dabei Fragen nach den unterschiedlichen Produktionsbedingungen von Musik. Die Repräsentation von ›Geschlecht‹ und ›Ethnie‹ im Musikgeschäft sowie die Praxis der Intervention in bestehende Verortungen und Fixierungen dieser Identitätskonstruktionen wurden an dieser Stelle thematisiert.

Die *fiber*-Redaktion erarbeitete im Vorfeld vier Themenblöcke (Ruhm/Geld/Elektronik/Images), die einen inhaltlichen Rahmen absteckten, in dem die Relevanz von sozialen Kategorien und geschlechtlicher Identität im Bereich Musik deutlich werden sollte. Zur Diskussion wurden Praktiker_innen und Theoretiker_innen geladen. Im Folgenden sollen die Diskussionsrunden kurz beschrieben werden, um einen Einblick in die inhaltlichen Auseinandersetzungen zu ermöglichen.

To be famous is so nice – Wege zum Ruhm: An dieser Stelle wurde die Frage des Star-Seins, des Kults und des Status in der Popindustrie aufgewor-

fen. Die Wege zum Ruhm sind oftmals vorgezeichnet, wollen allerdings nicht immer abgegangen werden. Durch das Erzählen des eigenen Werdeganges sollte der Umgang mit Erfolg und Nicht-Erfolg nachvollziehbar gemacht werden. Strukturelle Barrieren wurden genauso diskutiert wie persönliche oder kollektive Strategien ihrer Überwindung. Dabei wurde von Möglichkeiten erzählt, abseits der Kommerzialisierung und Vermarktung Wege zu finden, um vom Musiker_innen-Dasein auch (über-)leben zu können.

Money makes the world go round – Ökonomische Situation und Produktionsverhältnisse in der Musik: Zugänge zu Ressourcen, Medien und dem ›Markt‹, prekäre Arbeitsverhältnisse und Kapital bestimmen u.a. die Musikproduktion. Das Leben und Überleben durch die Musik findet unter bestimmten ökonomischen Bedingungen statt. Diskutiert wurde in diesem Rahmen über ›Strategien der Selbstvermarktung‹ und Alternativen zu etablierten wirtschaftlichen Strukturen der Musikindustrie.

We don't play guitars – Elektronische Neuauflagen: Mit dem Aufkommen elektronischer Musik entstanden neue Freiräume, in denen es zur Verschiebung fixierter und binär kodierter (männlich/weiblich, schwarz/weiß, etc.) Identitäten kam. Konzepte wie Autor_innenschaft, Authentizität, klassische Bühnenpräsentationen und ›Körperlichkeit‹ wurden dabei überschritten. Der Zugang zum Musikmachen demokratisierte sich. Die Technik der elektronischen Musik ist jedoch männlich kodiert und Frauen in der elektronischen Musik unterrepräsentiert. Diskutiert wurde, wie diese Ambivalenz zu deuten ist und ob mit der elektronischen Musikproduktion bestehende Geschlechteridentitäten nicht verworfen werden können. Es stellte sich die Frage, wo die Bruchstellen mit Stereotypen in der Musik auszumachen sind und wo es zu einer Neuauflage von Geschlechteridentitäten kommt.

Cover of The Rolling Stone – Repräsentationsformen und Images in der Musik/Rolle der Medien: Die Rolle der medialen Öffentlichkeit wurde im Rahmen dieser Diskussionsveranstaltung zum Thema. Diskutiert wurde, welche stereotypen Bilder durch die verschiedenen Medien entworfen und reproduziert werden (wobei die Formen der Repräsentation von ›Geschlecht‹ und ›Ethnie‹ im Mittelpunkt standen) und welche Wege, mit normierten Identitäten/Rollenbildern zu brechen, durch und mit Musik möglich sind. Medien konstruieren das Musiker_innen-Image und stellen

bestimmte Repräsentationsformen zur Verfügung. Im Independent-Bereich kommt es oft zur Aneignung und Umwidmung von Musik und Musiker_innen für das mediale Projekt. *fiber* stellte an dieser Stelle die Frage an das Podium: Wie positionieren sich die Medienvertreter_innen und wie die Musiker_innen in dem Spannungsfeld zwischen selbst bestimmter Musikproduktion und medial produzierten Images?

Heteronormative Strategien ins Bild rücken

Einen relevanten Schnittpunkt heteronormativer Identitätskonstruktionen stellen mediale Bildproduktionen dar. Die Repräsentation von heterosexueller Liebe hat darin einen zentralen Stellenwert. *fiber* konzipierte den Workshop *save my love story*, in dem Studierende der Akademie der bildenden Künste/ Wien eine Foto-Love-Story entwerfen und für die darauf folgende *fiber* Ausgabe produzieren sollten.

Impuls dazu gaben Foto-Love-Stories, die aus gängigen Jugend- und Popkulturmagazinen (*Bravo*, *Girl*, etc.) bekannt sind. Foto-Love-Stories sind Fixpunkte jeder Ausgabe und repräsentieren die kontinuierliche Darstellung heteronormativer Liebesgeschichten. Für *fiber* sind die Bild-Text-Arrangements von Lust, Liebe und Leidenschaft, die Inszenierungen des ersten Kusses und der ersten Ejakulation, das gemeinsame Duschen und die dramatischen Trennungen interessant, deren Narrative sich entlang heterosexueller Jugendlichkeit entwickeln und damit bestimmte Vorstellungen der Liebe repräsentieren und andere ausblenden. Nach einer kurzen Einführung in die Magazinproduktion und redaktionelle Arbeit wurden Magazine präsentiert und deren Bildpolitiken gemeinsam diskutiert. Anschließend entwickelten die Studierenden Liebesgeschichten und entwarfen dazu Bild-Text-Arrangements.

Reale Orte, umkämpfte Sichtbarkeit und die Politik fibriger Interventionen

fiber ist ein Medium und in diesem Sinne *als* Feld der Repräsentation queer/feministischer und popkultureller Inhalte und Ausdrucksformen zu begreifen. Die Arbeit von *fiber* besteht darin, der heteronormativen Ordnung und ›Ordentlichkeit‹ subversive Textarbeit und Bildpolitiken entgegenzuhalten, Gesten der Uneindeutigkeit und un-/mögliche Darstellungsformen auszuprobieren, zu etablieren und wieder zu verwerfen.

fiber beansprucht eine Sprechposition, um alternative Inhalte zu transportieren. Eine Sprechposition zu besetzen bedeutet aber auch immer einen »Platz der Macht und Autorität inne zu haben« (Hinterberger 2007: 74). Das Für-Andere-Sprechen, weil sie als Marginalisierte identifiziert worden sind, ist ein sehr problematisches Unterfangen. Die Repräsentation von Differenz bedeutet nicht, Identitäten zu dekonstruieren und bestehende Machtverhältnisse zu subvertieren, meist bedeutet es, dass Identitäten reartikuliert werden. All die oben angeführten Beispiele der Repräsentation und Intervention werfen demnach folgende Fragen auf: Was sind die ›Realitäten‹, die *fiber* herstellt? Welche sozialen Identitäten werden erschaffen, indem andere ausgeblendet und verneint werden? Ist die Kritik an heteronormativen Repräsentationspraxen berechtigt? Finden sich in der Medienarbeit von *fiber* nicht Mechanismen wieder, welche über Inklusion und Exklusion aus gesellschaftlichen und kulturellen Produktionsprozessen bestimmen? Repräsentiert *fiber* eine Alternative? Was bedeutet der Begriff Gegen-Öffentlichkeit im Kontext fibriger Repräsentation?

Im Folgenden sollen anhand der oben genannten Beispiele fibriger Interventionen die Repräsentationspraxen von *fiber* kurz diskutiert werden.

fiber und die Frauen – *fiber* im Widerspruch

Wenn *fiber* sich auf den Begriff der geschlechtlichen Identität – in dem Falle ›Frau‹ – bezieht, beinhaltet das, dass dieser Begriff von Ambivalenzen, Unschärfen, Widersprüchen und Uneindeutigkeiten durchzogen ist, wobei diese Unschärfen in unterschiedlichsten Formen sexueller bzw. geschlechtlicher Identität zum Ausdruck gebracht werden (können). Angesichts dieser Widersprüchlichkeiten versucht *fiber* subversive Identitäts-

konzepte zu fördern. Die Radikalität gesellschaftlicher Verhältnisse, in denen Personen *als Frauen* identifiziert werden und dadurch eine bestimmte soziale Position einnehmen (müssen), die im weiteren ihren Handlungsspielraum definiert, fordert geradezu diese Gleichzeitigkeit der Konstruktion von politischen Subjekten und Identität sowie deren Dekonstruktion heraus. Die Bedingungen, in denen wir leben und arbeiten, welche wir tagtäglich vorfinden, welche es notwendig erscheinen lassen *Frauen als politische Subjekte* zu repräsentieren, können, werden und müssen tagtäglich gelebt, bezweifelt, befeiert, gehasst, transformiert und reartikuliert werden. In welcher Form Repräsentation als Intervention (vgl. Engel 2002) und die soziale Lebbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse möglich wird, hängt von den materiellen Bedingungen und dem jeweiligen sozialen Kontext ab, und davon, inwieweit man über diesen mitbestimmen kann.

fiber thematisiert und reflektiert in erster Linie die Konstruktion und Dekonstruktion von geschlechtlicher Identität im Kontext massenkultureller Phänomene. Die soziale Differenzierungsachse ›Geschlecht‹ steht im Mittelpunkt, wobei *fiber* dem Vorwurf nicht entkommt, eine verkürzte und homogene Darstellung von Lebensrealitäten zu repräsentieren, wenn nicht die Interrelation von sozialen Kategorien und Ungleichheiten miteinbezogen wird. Unterdrückungsmechanismen funktionieren entlang der Kategorien Geschlecht, Ethnie, Alter, Religion, sexuelle Zugehörigkeit, Schicht/Klasse, Arbeitsverhältnisse. Die aufgezählten Bereiche sind für die Lebenspraxis der Betroffenen unterschiedlich relevant und eine Aufzählung von Unterdrückungskategorien kann nie vollständig sein und erscheint auch hier als lückenhaft.

Die mediale Präsenz im Sinn von Sichtbarkeit und Sichtbarmachung von Frauen kann nicht Programm genug sein für eine queer/feministische Zeitschrift. Viel relevanter erscheint es, Räume zu schaffen, in denen Repräsentation als Konstruktionsleistung thematisiert werden kann und sichtbar zu machen, unter welchen Voraussetzungen diese Präsenz möglich wird.

fiber und die Öffentlichkeit

Ein Medium zu betreiben bedeutet Öffentlichkeit für die eigenen Inhalte, eine Leser_innenschaft, ein Publikum und Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Aber was sind die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Öffentlichkeit? Schafft *fiber* eine Öffentlichkeit, in der alternative Praktiken der Repräsentation möglich werden?

Die Veranstaltung des feministischen Musikfestivals *Rampenfiber* brachte *fiber* eine mediale Präsenz in einigen österreichischen Mainstream-Medien ein. Einerseits erfreut über die Öffentlichkeit und Werbung für die Veranstaltung, stand ein Grossteil der Redaktion der Darstellung von *fiber* sehr kritisch gegenüber.⁸ Allerdings stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob *fiber* als Medium Autor_innen, Musiker_innen, Künstler_innen usw. nach deren expliziten Willen repräsentiert. Nein, das tut *fiber* nicht. *fiber* unterwirft sich medialen Produktionsbedingungen ebenso wie andere Medien. Diese implizieren Deadlines, Selektion, intransparente Kommunikation, hierarchische Strukturen, etc. Das sind Phänomene *gegen* die *fiber* inhaltlich arbeitet, aber es sind vor allem Phänomene, *mit* denen wir arbeiten. Ebenso war für *fiber* klar, dass über Förderungen und Subventionen Geld an alle Künstler_innen und Techniker_innen ausbezahlt werden sollte, was in queer/feministischen Musikszenen unter der ›Do It Yourself‹-Devise nicht unbedingt üblich ist. Einerseits ist es eher eine Ausnahme finanzielle Ressourcen für ein derartiges Projekt bereitgestellt zu bekommen, andererseits sieht sich die Vorgehensweise, Teilnehmer_innen zu bezahlen, der Kritik ausgesetzt, sich der kapitalistischen Verwertungslogik zu unterwerfen.

sexy, fancy, funky girls-bunch?

Das Anliegen, Feminismus und Popkultur zu verknüpfen und sich ›lustvoll‹ massenkulturelle und vor allem massentaugliche Produkte anzueignen, stellt mitunter ein halsbrecherisches Unterfangen dar. Die Versuche, eine Schnittstelle zwischen Feminismus und Pop herzustellen, enden oftmals in Selbst- und Fremdvorwürfen zu unpolitisch zu sein und damit das Projekt zu ›entpolitisieren‹.

Die Entpolitisierung von kulturellen Produktionsprozessen und Identitätskonstruktionen findet gegenwärtig statt, dem scheint *fiber* nicht zu entkommen, vor allem nicht durch die bestehenden Image-Fixierungen, mit denen *fiber* sich immer wieder konfrontiert sieht. Warum muss *fiber* die politisch motivierte Aneignung von Popkultur immer wieder betonen? Klar ist, dass es nicht ausreicht, das Wort ›Feminismus‹ am Umschlag stehen zu haben, um sicher zu gehen, Teil einer politischen Bewegung zu sein. Das Politische will artikuliert werden, sich zeigen, sich präsentieren. Doch trifft *fiber* die Radikalität alltäglicher normalisierender Strategien in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft sehr hart. Verniedlichung, Stereotypisierung, Begrenzung und Identifizierung stellen hierbei die Bausteine der Entpolitisierung dar, mit denen *fiber* konfrontiert ist. Was in diesem Fall zurück bleiben kann, ist ein Gefühl der Zerrissenheit zwischen politischer Medienarbeit im Kontext eines größeren politischen Projekts und dem Verdacht, sich dem individualisierten Konsum popkultureller Produktionen zu verschreiben.

be present – represent!

Praktiken der Repräsentation und Intervention müssen stetig neu verhandelt werden, wenn soziale Beziehungen verändert, bestehende Handlungsspielräume thematisiert und neue ermöglicht werden sollen. Ein zentrales Anliegen von *fiber* ist die Auseinandersetzung mit Dominanzkulturen und Herrschaftsverhältnissen und die Erweiterung und Transformation bestehender Formen kultureller Repräsentation. Doch *fiber* hat sich der Popkultur verschrieben und agiert nicht außerhalb ihrer Phänomene.

Ausschlaggebend ist doch, wie diese Bedingungen thematisiert und in die Arbeitsprozesse integriert werden, wie man diese durch Aneignung transformieren und die Voraussetzungen für eine politische Praxis verändern kann. Repräsentation bedeutet immer Identitäten zu konstruieren und andere zu verwerfen. Was in diesem Zusammenhang allerdings zentral erscheint, ist die (scheinbare) Unvereinbarkeit von Prozessen der Identifizierung mit dem Anspruch auf politische Subjektivität nicht einfach hinzunehmen. Es gilt vielmehr, den Blick auf die Grenzen zu richten, welche differente Positionen und Meinungen sowie Lebensentwürfe und Vorstellungen von politischer Bewegung fixieren, gegenüberstellen und unverein-

bar erscheinen lassen. Die Bedingungen, die Verfasstheit und die Konsequenzen dieser Begrenzungen sollten u.a. im Mittelpunkt queer/feministischer Arbeit stehen.



Mehrkampf. In: fiber-Cover #12, Winter 2007.

Anmerkungen

- 1 Die Inhalte dieses Textes müssen nicht unbedingt mit der Meinung des *fiber*-Redaktionskollektivs übereinstimmen. Die Redaktion des Magazins versteht sich und agiert als Kollektiv und ich begreife mich als Teil dessen. Doch wäre es eine verfälschte Darstellung und nicht im Sinne unseres Projekts, den Eindruck zu erwecken, es gäbe keine differenten Meinungen und Positionen innerhalb des Kollektivs. In diesem Text werde ich auf das Bestehen und die Notwendigkeit von Differenzen innerhalb gemeinsamer politischer Projekte verweisen und diese als konstruktiv und produktiv deuten. In diesem Sinne möchte ich diesen Text als eine subjektive Interpretation einer kollektiven Praxis verstanden wissen.
- 2 Zu den Begriffen ›Logik‹ und ›Politik‹ der Repräsentation vgl. Woodward 1999.
- 3 Der Workshop wurde im Rahmen des Symposiums »Im Zeichen des Geschlechts: Repräsentationen – Konstruktionen – Interventionen« veranstaltet.
- 4 Im Rahmen des Symposiums wurde das theoretische Konzept der Repräsentation als Intervention von Antke Engel als Ausgangspunkt für Fragestellungen an die politische Praxis herangezogen. In diesem Text beziehe ich mich demnach auf ihre Ausführungen (vgl. Engel 2002).
- 5 An dieser Stelle möchte ich Skadi Loist und Alek Ommert für die Einladung zu dem Symposium danken. In dessen Rahmen kam es zu sehr interessanten Gesprächen und spannenden Diskussionen. Dadurch wurde es möglich, erneut einen differenzierten und kritischen Blick auf die Medienarbeit sowie auf die Praxis der Repräsentation von *fiber* zu richten.
- 6 Zur fibrigen Geschlechterpolitik: *fiber* hat vor kurzem den eigenen geschlechtersensiblen Sprachgebrauch überdacht (vgl. dazu Kabas 2007). Alle, unabhängig von Geschlecht und sexueller Orientierung, können in *fiber* publizieren. Beispielsweise werden vereinzelt auch Publikationen von Männern rezensiert, wenn sie inhaltlich queer/feministische und popkulturelle Bezüge aufweisen. ›Women-only‹ ist bei *fiber* nur die Redaktion. Heftpräsentationsparties sowie das *Rampenfiber*-Musikfestival waren und sind für alle zugänglich. Präsentation der künstlerischen Arbeit im Heft sowie die Podien bei den Kontroversen ist Frauen/Mädchen und Transgender-Personen vorbehalten. Dem ist allerdings hinzuzufügen, daß die fibrige Geschlechterpolitik regelmäßig thematisiert wird und sich demnach auch ändert.
- 7 Fibrige Kontroversen (Auswahl): *Positionierung oder Schubladisierung? – Feministinnen im Kunstbetrieb; Yes, it's fucking political – Politische Potentiale in der Popmusik; ladies, queers & feministInnen – Zwischen Fest und Bündnis – Zur feministischen Bündnispolitik am Beispiel des Ladyfest Wien; I want my sex! – Zum Finden alternativer Inszenierungen weiblicher Sexualitäten; Let's have a problem – Wut und Aggression als treibender Motor in der Popkultur.*
- 8 *fiber* wurde in den medialen Darstellungen als Vertreterin eines »neuen Feminismus« (*Presse*, 30.9.2006) repräsentiert. Die Veranstaltung des feministischen Musikfestivals wurde dem ›Eva Hermann-Prinzip‹ gegenübergestellt und somit suggeriert, dass es sich hier um zwei extreme Pole eines politischen Diskurses handelt, wobei beide – weil extreme – als nicht gesellschaftsfähig diskreditiert wurden. Zu einer offensichtlichen Infragestellung des Festivals kam es auch durch eine dem linken Spektrum der österreichi-

schen Mainstream-Medien zuzuordnenden Zeitschrift. Die »Coolness des *fiber*-Feminismus« schien zwar ausschlaggebend für die großformatige Ankündigung, zugleich war es der Autor nicht leid zu betonen, das »Männer auch willkommen sind« (*Falter*, 27.09.2006).

Literatur

- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main.
- Hinterberger, Amy (2007): »Feminism and the Politics of Representation: Towards a Critical and Ethical Encounter with ›Others‹.« In: *Journal of International Women's Studies*, Vol. 8 #2 Februar, S. 74-83.
- Kabas, Judith: »Sprachk(r)ämpfe – ein innerer Monolog über gendersensiblen Sprachgebrauch.« In: *fiber* #12, Winter 2007.
- Mayer, Marlene: »Frauen und Kunst, laut und stark.« In: *Presse*, 30.9.2006.
- Stöger Gerhard: »Noch mehr, noch lauter.« In: *Falter*, 27.09.2006.
- Woodward, Kathryn (1999) (ed.): *Identity and Difference. Culture, Media and Identities*. London.

Bildrecht

Copyright © *fiber. werkstoff für feminismus und popkultur* 2007. Mit freundlicher Genehmigung des Redaktionskollektivs.

Teil 4
Repräsentationen in politischen
und juristischen Diskursen:
Anerkennung und Teilhabe

Ottavia Nicolini

Applying Hannah Arendt's Philosophy to Change Paradigm in Feminist Politics. On the Epistemological Conflict between Politics and Representation

Understanding New Forms of Politics

Ever since Women's/Gender Studies became part of the academic curricula – in American universities and elsewhere – the theoretical debate on their epistemological foundation has flourished and aroused a heated and complex discussion within the field of studies itself (see Alcoff/Potter 1993; Braidotti 2003).¹ Nevertheless, it is a widely shared opinion that the heterogeneity of this intellectual debate has not been matched by a correspondingly lively political activity – as if political practices could hardly reflected the complexity of the theoretical positions.

Generally speaking, contemporary feminist political theories are working on the attempt to elaborate a ›new‹ feminist politics, focusing on how different axes of power inform lives and identities of women. Politics of construction of coalitions (Reagon 1998; Mohanty 1998), politics of parody (Butler 1999: 181-190), or radical democratic pluralism (Mouffe 1992) show this on-going change in political theories and forms, calling for a politics that go »beyond identity politics« (Lloyd, 2005).

Nevertheless, these ›new forms‹ of politics seem to be – recalling a linguistic form often used by philosophers – a »not-any-more/not-yet« and express configurations difficult to understand because they oscillate between the repetition of the past and a radical novelty.² This ›inability‹ to understand can be resolved only through a deep investigation of the framework of political theories. Very often, in fact, only by changing the framework certain contents can emerge and become comprehensible.

In this essay, I focus on the necessity of changing the epistemological paradigm of politics in order to understand and promote a politics that goes beyond identity. In doing so, I propose to start providing an analysis of the concept of women's experience from a historico-political perspective, showing how it has changed over time. If the recognition of women's experience was the starting point of feminist politics, the question of its visibility has become very soon a puzzling issue inside political theory. Enquiring into the epistemological assumptions upon which the project of making (women's) experience visible rests, I demonstrate, using Derrida, how this movement of becoming visible is grounded on a traditional understanding of representation and, according to Butler's critique, how only through it, women's experience can be represented in the political field. Discussing the close relation between politics and representation, I lastly explore the possibility to provide an epistemological framework of a politics which dispenses with the classical theory of representation. To argue that, I will refer to the analysis of politics developed by Hannah Arendt – a feminine voice unfortunately scarcely considered in feminist political studies. Distinguishing between the epistemology that frames the activity of homo faber – grounded on representation – from that of political action – grounded on performance – Hannah Arendt developed an original paradigm of politics that can be useful to understand the news of a *new* feminist politics.

The Contested Role of Women's Experience

An analysis of the concept of (women's) experience in feminist theory seems to be a good starting point to understand the development and the changes in feminist politics. As we will see, ›experience‹ has become a puzzling concept and has turned out to be a turning point.

At the beginning of second wave feminism, women's experience was no doubt considered as the foundation of women's politics and knowledge. Groups of women at the beginning of the 1970s highlighted women's experience as the source of feminist knowledge and in turn rejected expert, official or male-defined accounts.³ In this process of consciousness-raising, a big effort was made, first of all, to give words to meanings often unspoken. This theoretical movement coincided with *the becoming visible* of

women's experience. During this first phase, a central issue was the definition of the meaning of the experience of being a woman. This resulted in a criticism of the supposed universality of the knowing subject⁴ and in the necessity to shed light on experiences that traditionally were considered marginal, subjugated, if not totally unknown, in the historico-cultural context.⁵ Due to this consciousness-raising, women »delve[d] below the carapace of [gender-]ideology to uncover women's experience, to expose the social construction of gender difference, and to construct a ›feminist consciousness‹ which might serve the interests of women in overthrowing gender oppression« (Andermahr/Lovell 1997: 127).

The political claim to take *sexual difference* seriously gave rise to what is commonly called identity politics, i.e. a politics aiming at the recognition and assertion of one's identity/difference. From a theoretical point of view, this political model requires two conditions (in chronological order): first, the re-appropriation of one's ›hidden‹ identity based on the acknowledgement of one's particular experience in the private sphere and second, its visible assertion in the public sphere.

During the 1980s, the development of identity politics was characterised by the proliferation of *diversity* among women. Constituting experiences for a construction of identity were recognised in their plurality and difference, which shattered the concept of identity as singular. Instead, a concept of identity was proposed that resulted from a number of issues, such as race, gender, ethnicity, culture, sexual orientation, etc. It established an open complex which allowed everyone to choose his or her own positionality (Alcoff 1988). In the 1980s, 1970s-feminism was accused by Black Women of being ›white‹, by Lesbian Women of being ›hetero‹ and by ›Third-World Women‹ of being ›ethnocentric‹, i.e., of being biased in many ways, because it assumed white-west-hetero-women's experience as universal. Indeed, in this universalising process, a degree of inadvertent omission was implied.

At any rate, notwithstanding the multiplicity of perspectives from which the differences among women could be highlighted, these criticisms did not question the fundamental value of experience and the need to re-appropriate an experience considered as authentic (not only from the point of view of gender difference, but also of ethnicity, sexual orientation, culture, social class etc.). This experience, in its turn, became the basis for the affirmation of one's identity and the vantage point for political struggle. As

the black lesbian critic Barbara Smith put it: »[W]e have an identity and therefore a politics« (cit. in Moraga 1983: 131).

Although mostly connected with the model of identity politics, these critical remarks ignited critique of the question of identity and opened up a new path for feminist politics. As Kimberlé Crenshaw – who made such criticism productive in developing the intersectional analysis – maintained:

[W]e must recognize that the organized identity groups in which we and other find ourselves are in fact not monolithic but made up of members with different and perhaps competing identities as well. Rather than viewing this as a threat to group solidarity, we should view it as an opportunity for bridge building and coalition politics. (Crenshaw 1997: 180)

In the last years, the demand to substitute identity politics for a politics able to take into account the multiple character of identity (and the plurality of the experiences that inform this identity) was shared by another branch of feminist theory: the so-called *deconstructive* or *postmodern feminism*. Influenced by Derrida's concept of deconstruction and Foucault's genealogical analysis of the construction of ›subjectivity‹, this feminist view radically has challenged the epistemological framework of identity politics. Criticising the idea of a possible return/rediscovery of a ›pure‹ and ›authentic‹ experience, postmodernist feminism also challenged the role of experience itself, which is understood as a reproduction rather than contestation of the given dominant system. As Joan Scott asserts:

[T]he project of making experience visible precludes critical examination of the workings of the ideological system itself, its categories of representation (homosexual/heterosexual, man/woman, black/white as fixed immutable identities), its premises about what these categories mean and how they operate, its notions of subjects, origin, and cause. (Scott 1992: 25)

Experience becomes ›bi-directional‹: it is not only an attribute of the subject, but also – and most of all – something through which subjectivity emerges (De Lauretis 1984: 159). Highlighting the devices which govern the constitution of subjectivity, postmodern theory considers identity as the product of a dominant construction and as a process that make categories such as Man, Female, Black, White, Heterosexual, or Homosexual in treating them as given characteristics of individuals (Scott 1992: 27). Therefore, the founding value of experience for the assertion of one's identity becomes suspect.

The fundamental question raised by the latter approach implies a radical change of perspective in the way we think of the relation between experience and its political representation. *Let us ask, then, what kind of*

epistemological paradigm we refer to when we deal with women's experience.

Representing Women's Experience

The historico-political survey of the debate within feminist theory has led to an epistemological question. The analysis of a key concept like »making women's experience visible« implies a more complex epistemological problem, i.e., the problem of *representation*. As many studies have shown,⁶ this term is ambiguous. It has both an aesthetic and a political meaning: on the one hand, it is connected to the idea of bringing to light, of making something present, i.e. of *mimesis* in the visual and performing arts; on the other hand, it is connected to the political idea of representing, i.e. as acting on behalf of someone (Derrida 1990: 110; Spivak 1988: 275).⁷ I do not intend to elaborate this debate, but would like to underline that the epistemological paradigm, which informs the struggle over the visibility of women's experience in the political field, is the same paradigm that informs the traditional concept of representation.

Analysing the traditional concept of representation in relation to the translatability of languages, Derrida describes its basic assumptions:

This hypothesis or this desire [for an invariable identity of sense already present behind all the usages and regulating all the variations, all the correspondences] would be precisely that of representation, of a representative language whose object would be to represent something (to represent in all the senses of the delegation of presence, of reiteration, rendering present once again, in substituting a presentation for another in absentia and so on); such a language would present something, a sense, an object, a referent, indeed even another representation in whatever sense, which would be *anterior and exterior to it* [...]. What is represented would not have the structure of representation, the representative structure of the representative. (Derrida 1990: 113; my emphasis)

Accordingly, the traditional act of representing means, essentially, to bring to light something anterior that does not belong to the same order as the representation itself, since it consists in a presence.⁸

Keeping Derrida's critique in mind, let us now go back to the main issue in asking how, in the political field, the »becoming visible of women's experience« has been understood. Has it been represented through the epistemological model that informs traditional concept of representation?

Consciousness-raising is a good example to investigate the meaning of the term ›representation‹ and its connection to experience. Describing how the political system works in relation to developing awareness of one's interests, Virginia Sapiro underlines the political value of women's consciousness-raising:

Political systems are not likely to represent previously unrepresented groups until those groups develop a sense of their own interests and place demands upon the system. This requires the development of political consciousness and political activism based on this new group consciousness. Social movements and protest activity, especially in the early stages, are intended to develop such group consciousness as much as to place demands on other groups. It is no coincidence that the women's movement has emphasized ›consciousness raising‹ so heavily. (Sapiro 2001: 167)

The achievement of a sense of one's interests as a social group is described, first of all, as a re-appropriation of one's ›authentic‹ point of view, in opposition to the dominant order which represses the interests of subjugated or unrepresented groups. Such a re-appropriation is often defined – as Joan W. Scott stresses – as ›a conversion experience‹ (Scott 1992: 35) that leads to re-categorising the world. Women's experience revealed in consciousness-raising complies with the two basic epistemological conditions of traditional theories of representation: it is ›represented‹ as something ›anterior‹ that must be re-appropriated and as something ›authentic‹ discovered under the surface of an inauthentic, dominant order (cf. Rich 1980). From this point of view, feminist theory can be considered as one of the ›schools of suspicion‹ of the 20th century.

The more or less ›easy alliance‹⁹ between postmodernist studies and feminism has highlighted the naivety of thinking ›women's experience‹ according to traditional theories of representation and has insisted on the necessity to develop a (feminist) political project aiming at the distortion of the close relation between the epistemological paradigm of representation and the political sphere.

In the light of deconstructionist feminism, Judith Butler has brilliantly investigated the link between the domain of the political and the process of construction and acknowledgement of the subject, contesting the relation between politics and representation once for all:

For the most part, feminist theory has assumed that there is some existing identity, understood through the category of women, who not only initiates feminist interests and goals within discourse, but constitutes the subject for whom political representation is pursued. But *politics* and *representation* are controversial terms. On the one hand, representation serves as the operative term within a political process that seeks to extend visibility and legitimacy to women as political subjects; on the other hand, representa-

tion is the normative function of a language which is said either to reveal or to distort what is assumed to be true about the category of women.[...] Recently, this prevailing conception of the relation between feminist theory and politics has come under challenge from within feminist discourse. (Butler 1999: 3-4)

Following the path opened by Butler, but differently from the way she does it, let us enquire whether it is possible to contest the ›close relation‹ between representation and politics from a different point of view. I suggest that we refer to Hannah Arendt's analyses – a feminine voice which has been scarcely taken into account in the feminist debate up until today.¹⁰ Her positions allow for the suggestion of a different epistemological paradigm of political action that is autonomous and independent from the epistemological paradigm of representation.

On the epistemological conflict between politics and representation

In a letter to Karl Jaspers dated June 1, 1956, Arendt wrote: »Es gibt seit dem Prozess des Sokrates, d.h. seit die polis dem Philosophen den Prozess machte, einen Konflikt zwischen Politik und Philosophie, dem ich versuche, auf die Spur zu kommen.« (Arendt 2001: 325).¹¹ The discovery of this conflict ignited Arendt's original reinterpretation of the *vita activa* she expounded in *The Human Condition* (Arendt 1998). In this 1958 work, Arendt's aim is to bring back to light the original experience of politics which would lead to a re-evaluation of political action.

First, Arendt warns that in order to understand the peculiarity of political action it is necessary to free oneself from all false epistemological criteria which – derived from other experiences of the *vita activa* – prevent us from reading this kind of activity correctly. Arendt distinguishes three fundamental components of *vita activa*: labour, work and action – which correspond to as many epistemological frameworks in which it is possible to read each type of activity in the right way.

Arendt (1998) defines labour as the activity which corresponds to the biological process of the human body, an endless activity carried out in the act of consuming; work as the activity of fabricating based on the experience of *homo faber*; and action, understood as speech and as action proper, as the activity which, more than anything else, accounts for human plurality,

i.e., for »the fact that men [and women], not Man [and Woman] live on the earth and inhabit the world« (1998: 7). According to Arendt, political action corresponds to the human condition of plurality because it is the only activity that occurs directly among human beings, without the intermediary of things or matter. Politics, therefore, is the only human activity which cannot subsist without the necessary recognition of plurality and difference.¹² Arendt insists on this intrinsic link between politics and plurality, establishing a virtuous circle. If human beings are able to distinguish themselves only through action and speech – creating what Arendt calls »a paradoxical plurality of unique beings« (1998: 176) – political action needs plurality as well as plurality needs political action. Plurality becomes the condition and the end of politics.

Referring to Aristotle's distinction between *poiesis* and *praxis* in *Nicomachean Ethics*, Arendt separates the activity of fabrication – *poiesis* – from that of action – *praxis*. Indeed, if the main character of *poiesis* is that it ended in a finished product – I have to finish my article – *praxis* has its aim in itself, is *energeia*, has to be performed. Arendt describes fabrication – *poiesis* – as an activity that

is performed under the guidance of a model in accordance with which the object is constructed. This model can be an image beheld by the eye of the mind or a blueprint in which the image has already found a tentative materialization through work. In either case, *what guides the work of fabrication is outside the fabricator and precedes the actual work process.* (1998: 140-141; my emphasis)

Contrary to this model, in which the result is something exterior and anterior from the process of its construction, action does not have an exterior aim and accordingly cannot be reified in an object exterior and different from the activity of its production. Action coincides with its execution, it is a performative activity.¹³

My thesis is that Arendt's description of the activity of *homo faber* recalls traditional models of representation. Fabrication is possible due to the existence of a model that is qualitatively and temporarily different from the object that will be produced. Due to this ontological and temporal difference the model guides the activity of production determining its criteria of correctness. In the same way, traditional understandings of representation are founded on the ontological and temporal difference between the ›real‹ object and its representation. What is represented is, in fact, an ideal image, an *eidos*; the more the *eidos* is similar to a real or natural object, the more successful is the representation. Such an epistemological notion of truth – criticised by Heidegger as »*adeguatio rei et intellectus*« (Heidegger

2006: § 44) – is founded on the conviction that a qualitative and temporal difference between the *eidos*, or ideal form, and the object must exist. In the same way, the referent of representation must be an exterior and anterior object [*Gegenstand*] and oppose the ›subject‹ that is defined as the master of such representation.¹⁴

Once the close connection between ›work‹ and the epistemology of traditional theories of representation is established, it is also clear that Arendt's ›action‹ is *unrepresentable* according to the standards of the epistemological framework of fabrication. Actually, Arendt affirms that ›action transcends fabrication‹ (Arendt 1998), becoming a *sui generis* activity¹⁵ because it deviates from the epistemology of production/representation.¹⁶ According to Arendt, its ontological-essential qualities are: futility (action cannot be reified in an enduring object belonging to our world but, on the contrary, is ephemeral because it coincides with its execution), unpredictability (action is not guided by a teleological model/aim, therefore, it can give rise to new beginnings not implied in its purpose), and endlessness (action does not result in a finished product). These qualities of action cause a constant frustration if interpreted through the criteria derived from fabrication. This is why Arendt affirms:

[I]t has always been a great temptation, for men of action no less than for men of thought, to find a substitute for action in the hope that the realm of human affairs may escape the haphazardness and moral irresponsibility inherent in a plurality of agents. (1998: 220)

Arendt's enquiry into the ›birth of political philosophy‹ can be understood as an attempt which takes into account this ›earnest desire to find a substitute for action‹ (1998: 222) in order to escape this impossibility of thought. As a matter of fact, political philosophy has substituted political praxis – an ›unknown [that] has baffled political philosophy from its beginning in antiquity and contributed to the general contempt in which philosophers since Plato have held the realm of human affairs‹ (1998: 184-185) – *simply with ›doing things‹*, i.e., applying the epistemological framework of work to the political praxis. On the whole, Arendt accuses political philosophy of not allowing the investigation of political action.

What kind of paradigm to understand politics?

Having demonstrated (with Arendt's philosophy) the necessity to free the field of politics from criteria belonging to the activity of fabrication – which characterise the experience of *homo faber* and, mutatis mutandis, of the political philosopher¹⁷ – I will now focus on the question, what does remain of action? Arendt, in a faithful reading of Aristotle, does not limit her ideas to the removal of any exterior intrusion from political action. She invites us to look at politics from a different perspective, to make us see aspects which we had almost forgotten. *For Arendt, understanding the political sphere implies a change of epistemological paradigm.* Actually, political action must be understood not only in relation to the »what« but also, and most of all, in relation to the »disclosure of the who« (1998: 175-181). It becomes an issue of subjectivity: what is at stake is the question of the constitution of identities, of their connections or, to use Arendt's words, of the »web of relationships« (1998: 181).

If action is not merely represented as the achievement of a given purpose, that which Arendt insists on calling the »who« (to distinguish it from the classical notions of subject or identity) can emerge. »Who« someone is, is only revealed in his or her actions and words:

In acting and speaking, men show who they are, reveal actively their unique personal identities and thus make their appearance in the human world [...]. This disclosure of »who« in contradistinction to »what« somebody is – his qualities, gifts, talents, and short-coming, which he may display or hide – is implicit in everything somebody says or does. (1998: 179)

The revelation of this uniqueness illustrates two fundamental characteristics that distinguish it from the classical conception of ›subject‹ and ›identity‹. First, it »is almost never realised by an intentional purpose, as if one possessed this ›who‹ and dispose of it as one possesses and disposes of qualities« (1998: 130). On the contrary, the »who« – similar to the Greek *daimon* – always remains at one's back and is therefore visible only to other people's eyes. The who, then, can appear only from its relationships with others, only from the fact of being with others.

The second characteristic of Arendt's idea of the »who« is its clear opposition to the »what« someone is. To interpret the eccentric uniqueness of each of us making use of the category of the »what« – i.e., to refer to »his [or her] qualities, gifts, talents« (1998: 179) (and his or her feminine, lesbian or ethnic essence) – means to be caught in the snare of the episte-

mology of fabrication that prevents us from perceiving the *uniqueness of difference* that expresses itself only in political action.

Thus, Arendt invites us to distinguish the ›politics of the who‹ from the ›politics of the what‹, and applies this distinction to the challenge of any kind of historical materialism – and, we might add, any politics based on identity whose »basic error [...] is to overlook the inevitability with which men [and women] disclose themselves as subjects, as distinct and unique persons, even when they wholly concentrate upon reaching an altogether worldly, material object« (1998: 183).

In fact, if we try to re-read identity politics according to the *homo faber* paradigm, we could easily affirm that, just as »work« results in a finished product (and this is its difference from action), the politics of identity, through consciousness-raising, results in the self-awareness of one's interests, the achievement and re-appropriation of one's fixed identity. Politics of identity means to follow a model, in which what is essential is the development of a sense of one's interests, i.e., a process that leads to the discovery of something exterior and anterior that the political subject must re-appropriate through a self-analysis that ends with its achievement.

Arendt interprets politics according to a diametrically opposed perspective: action does not result in a finished product and instead evokes the creation of unpredictable identities. This approach recalls Butler's statement about the quest for a politics that designates women as »undesignatable field of differences that cannot be totalized or summarized by a descriptive identity category« (Butler 1995: 50).

As Bonnie Honig – one of the most attentive feminist readers of Arendt's work – pointed out,

[I]n Arendt's view, a politics of representation projects a false commonality of identity and interests that is impositional, and ill-fitting. Further, it obstructs an important alternative: a performative politics that, instead of reproducing and re-presenting »what« we are, agonistically generates »who« we are by episodically producing new identities. (1995: 149)

Arendt invites us to think politics differently and reveals that the precarious revelation of the who cannot be confused with a politics of identity project. She »urges feminism to disrupt an identity politics of generis in favour of the sui generis« (Dietz 1995: 36), insisting on the necessity to free politics and an understanding of action from the epistemological paradigm of representation.

Notes

- 1 For a survey of feminist theory, see Alcoff (2000). Analysing the quality and variety of the most recent critical works, Alcoff underlines the importance of continuing and developing a feminist philosophy as an autonomous field in Women's Studies. She affirms that »the central problems that feminist epistemologies address are not the same as those listed in any mainstream epistemology textbook: feminisms tend to focus on experience, testimony or memory rather than perception, a priori knowledge, or induction, [...]. Because of these innovations, feminist philosophy is today one of the most exciting areas of philosophical work. My concern is that it should be seen as philosophy per se, even while it disrespects the disciplinary borders and traditional metaphilosophical assumptions that have framed contemporary Western philosophy.« (Alcoff: 842)
- 2 The radical novelty represented by these new political forms should be appreciated also in relation to the ›revolution‹ introduced by 1970s feminism in the political field. From this point of view, the increasingly widespread tendency to talk of a ›new‹ or ›third wave‹ feminism is no coincidence.
- 3 A classical example of a book providing a »situated knowledge« on women's bodies is the work of Boston Women's Health Book Collective (1976).
- 4 In the epistemological field, this political position has given rise to the so-called ›Standpoint Theory‹, i.e., a theory that emphasises »women's ways of knowing« above others and that affirms that, because of the social grounds of knowledge (such as the division of labour), women's knowledge is distinctive in form as well as content. See Sandra Harding (1986; 1993).
- 5 The efforts of feminist historians to reconstruct ›her-story‹ (against the dominant ›history‹) have resulted in a very important and complex theoretical production. For a survey of the main problems concerning historiography, see Gianna Pomata (1993).
- 6 The double – aesthetic and political – meaning of the word ›representation‹ has been underlined in various disciplines. For philosophy, see Derrida (1990); for literary theory, see W. J. Thomas Mitchell (1994); for cultural studies, see Stuart Hall (1997); lastly, for postcolonial feminist studies, see Gayatri Chakravorty Spivak (1988).
- 7 See Derrida (1990: 110) and Spivak (1988: 275) who, quoting Marx's distinction between *darstellen* (to represent in the aesthetic sense) and *vertreten* (to represent in the political sense), showed their mutual implication.
- 8 Derrida's deconstructionist project – according to which there are no ›originals‹ that may be represented truthfully because behind every representation there is yet another representation – is essentially based on the two assumptions he exposed in this little manifesto: »[I]n order to begin to think out the multiple bearings of the word ›representation‹ and the history, if there is one which really is one, of *Vorgestelltheit*, the minimal condition would be to bring up two presuppositions, that of a language of representative or representational structure, and that of a history as a process scanned according to the form or rhythm of *Vorstellung*. We should no longer try to represent to ourselves the essence of representation, *Vorgestelltheit*. The essence of representation is not a representation, it is not representable, there is not representation of representation.« (1990: 121)

- 9 For an interesting exchange about feminism and postmodernism (see Benhabib, Seyla/ Butler, Judith et al. 1995).
- 10 Remarkable exceptions are, in Europe: Françoise Collins' studies (1986), in France and, in Italy, Adriana Cavarero (1997) and Olivia Guaraldo (2003). For the American debate, see the fundamental Feminist Interpretations of Hannah Arendt, (ed. by Bonnie Honig 1994). See also Seyla Benhabib (1992), Lisa Disch (1994) and Mary Dietz (2002).
- 11 »Ever since Socrates' process, i.e. ever since the polis brought philosophy to trial, there has been a conflict between politics and philosophy, which I am trying to investigate.« (Translation O.N.)
- 12 Underlying the relation between politics and plurality Arendt affirms that »Action, as distinguished from fabrication, is never possible in isolation; to be isolated is to be deprived of the capacity to act. Action and speech need the surrounding presence of the others no less than fabrication needs the surrounding presence of nature for its material, and of a world in which to place the finished product.« (1998: 188)
- 13 Arendt writes: »It is this insistence on the living deed and the spoken word as the greatest achievements of which human beings are capable that was conceptualised in Aristotle's notion of *energeia* (actuality), with which he designated all activities that do not pursue an end (are *ateleis*) and leave no work behind (no *par' autas erga*), but exhaust their full meaning in the performance itself. It is from the experience of this full actuality that the paradoxical ›end in itself‹ derives its original meaning; for in these instances of action and speech the end (*telos*) is not pursued but lies in the activity itself which therefore becomes an *entelecheia*, and the work is not what follows and extinguishes the process but is embedded in it; the performance is the work, is *energeia*« (1998: 206). If the examples given by Aristotle are a dancer and a flute player, it is possible to think to an enlargement of political performative actions that includes also domestic activity and, more generally, the activity of taking care, which can also be read as performative actions.
- 14 We owe to Heidegger the distinction between a conception of truth as correctness – *Richtigkeit*, *orthothés* – and a more original notion of truth as *alétheia* or un-hiddenness. For Heidegger's development of such a distinction (see Heidegger 2006, 2003, 1947).
Arendt's critical remarks on political philosophy follows, no doubt, the path opened up by Heidegger, but reworks his suggestions in an original way. On the philosophical relation between Arendt and Heidegger, see Taminaux (1992).
- 15 Mary Dietz (1994) understood the *sui generis* quality of Arendt's action, showing its gender-specific subtext, which most relevant feminist interpretations had overlooked.
- 16 At the most »it [action] can be represented and ›reified‹ only through a kind of repetition, the imitation, or *mimesis*, which according to Aristotle prevails in all arts but is actually appropriate only to the drama, whose very name (from the Greek verb *dran*, ›to act‹) indicates that play-acting actually is an imitation of acting.« (Arendt 1998: 187) In other words, the ›representation‹ of Arendt's action is possible only in the place where it takes the form of repetition, without the difference inherent in the epistemology of representation.
- 17 The fact that Socrates was sentenced to death by the *polis* is a striking example of the conflict between philosophy and politics.

Bibliography

- Alcoff, Linda Martin (1988): »Cultural Feminism Versus Post-Structuralist Feminism: The Identity Crisis in Feminist Theory.« In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 13, pp. 405-436.
- Alcoff, Linda Martin/Potter, Elisabeth (eds.) (1993): *Feminist Epistemology*. New York/London.
- Alcoff, Linda Martin (2000): »Philosophy Matters: A Review of Recent Work in Feminist Philosophy.« In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 25, pp. 841-882.
- Andermahr, Sonya/Lovell, Terry et al. (1997): *A Glossary of Feminist Theory*. London/New York.
- Arendt, Hannah (1998) [1958]: *The Human Condition*. Chicago.
- Arendt Hannah/Karl Jaspers (2001) [1993]: *Briefwechsel 1926-1969*, München.
- Benhabib, Seyla (1992): *Situating the Self. Gender, Community and Postmodernism in Contemporary Ethics*. New York.
- Benhabib, Seyla (1995): »Feminism and Postmodernism: An Uneasy Alliance.« In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith et al. (eds.): *Feminist Contentions. A Philosophical Exchange*. New York, pp. 17-34.
- Braidotti, Rosi (2003): »Feminist Philosophies.« In: Eagleton, Mary (ed.): *Feminist Theory*. United Kingdom, pp. 195-214.
- Boston Women's Health Book Collective (1976): *Our Body, ourselves. A Book by and for Women*. New York.
- Butler, Judith (1995): »Contingent Foundations: Feminism and the Question of ›Postmodernism‹.« In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith et al. (eds.): *Feminist Contentions. A Philosophical Exchange*. New York, pp. 35-57.
- Butler, Judith (1999): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York/London.
- Cavarero, Adriana (1997): *Tu che mi guardi, tu che mi racconti. Filosofia della narrazione*. Milano.
- Collins, Françoise (1986): »Un héritage sans testament.« In: *Les Cahiers du Grif*, 34, pp. 81-92.
- Crenshaw, Kimberlé (1997): »Intersectionality and Identity Politics: Learning from Violence Against Women of Colour.« In: Shanley, Mary Lindon/Narayan, Uma (eds.): *Reconstructing Political Theory. Feminist Perspectives*. Oxford, pp. 178-193.
- De Lauretis, Teresa (1984): *Alice Doesn't*. Bloomington.
- Derrida, Jacques (1990): »Sending. On Representation.« In: Ormiston, Gayla L./Schrift, Alan D. (eds.) *Transforming the Hermeneutic Context – from Nietzsche to Nancy*. New York, pp. 107-138.
- Dietz, Mary G. (1995): »Feminist Receptions of Hannah Arendt.« In: Bonnie Honig (ed.): *Feminist Interpretations of Hannah Arendt*. Pennsylvania, pp. 17-50.
- Dietz, Mary G. (2002): *Turning Operations. Feminism, Arendt, and Politics*. New York/London.
- Disch, Lisa Jane (1994): *Hannah Arendt and the Limits of Philosophy*. Ithaca/New York, pp. 430-460.
- Guaraldo, Olivia (2003): *Trame arendtiane della modernità*. Roma, pp. 323-362.

- Hall, Stuart (1997): »The Spectacle of the Other.« In: Hall, Stuart (ed) Representation: Cultural Representations and Signifying Practices, London, pp. 223-279.
- Harding, Sandra (1986): The Science Question in Feminism. Ithaca, New York.
- Harding, Sandra (1993): »Rethinking standpoint epistemology: what is strong objectivity?« In: Alcoff, Linda Martin/Potter, Elisabeth (eds.): Feminist Epistemology. New York/London, pp. 49-82.
- Heidegger, Martin (1947): Platons Lehre der Wahrheit. Bern.
- Heidegger, Martin (2003) [1950]: Holzwege. Frankfurt/Main.
- Heidegger, Martin (2006) [1927]: Sein und Zeit. Tuebingen.
- Honig, Bonnie (1995): »Toward an Agnostic Feminism: Hannah Arendt and the Politics of Identity.« In: Honig, Bonnie (ed.): Feminist Interpretations of Hannah Arendt. Pennsylvania, pp. 135-166.
- Lloyd, Moya (2005): Beyond Identity Politics. Feminism, Power and Politics. London/California.
- Mitchell, W. J. Thomas (1994): »Repraesentation.« In: Hart Nibbrig, Christina L. (eds.) Was heisst »Darstellung«. Frankfurt/Main, pp. 17-33.
- Mohanty, Chandra Talpade (1998): »Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience.« In: Philipps, Anne (ed.): Feminism and Politics. Oxford/New York, pp. 254-272.
- Moraga, Cherrie/Anzaldúa, Gloria (1981): This Bridge Called by Back: Writings by Radical Women of Color, Watertown, MA.
- Mouffe, Chantal (1992): »Feminism, citizenship and radical democratic politics.« In: Butler, Judith/W. Scott, Joan (eds.): Feminist Theorize the Political. New York/London, pp. 369-384.
- Pomata, Gianna (1993): »History, particular and universal: some recent women's history textbooks.« In: *Feminist Studies*, 19, 1, pp. 7-50.
- Reagon, Bernice Johnson (1998): »Coalition Politics: Turning the Century.« In: Anne Philipps (ed.): Feminism and Politics. Oxford/New York, pp. 242-272.
- Rich, Adrienne (1980): Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. London.
- Sapiro, Virginia (1998): »When are Interests Interesting? The Problem of Political Representation of Women.« In: Philipps Anne (ed.): Feminism and Politics. Oxford/New York, pp. 161-192.
- Scott, Joan W (1992): »»Experience.« In: Judith Butler/W. Scott, Joan. (eds.): Feminist Theorize the Political, New York, pp. 22-40.
- Spivak, Gayatri Chakravorty, (1988): »Can the Subaltern speak?« In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (eds.): Marxism and the Interpretation of Culture. London, pp. 271-312.
- Taminiaux, Jacques (1992): La fille de Thrace et le penseur professionnel: Arendt et Heidegger. Paris.

Rirhandu Mageza-Barthel

International Norms: An Entry Ticket to Women's National Representation?¹

Despite many of the negative consequences armed conflicts bring with them, women in post-conflict societies have been able to break down entrenched equality barriers by renegotiating gender relations as a part of the reconstruction ending conflicts. In comparison to women in other countries, they have thus made visible progress towards achieving their equal political rights. This realization at first seems paradox and somewhat bizarre, especially as the attainment of formal equality rights still needs to be followed by substantive equality, sustainable peace and development. However as the case study Rwanda illustrates, this apparently contradictory phenomenon can be explained by looking at the shift in gendered social roles following conflicts and the international tools women use to push their political agenda in post-conflict contexts. By emphasizing women's claims for representation and for inclusion within the context of the international political system, I analyze means and ways with which the under-representation of women in national politics is countered. As evidenced in the United Nations' (UN) Women's Decade and the accompanying four World Conferences on Women, women's movements have lobbied the international arena – in particular the United Nations system – to bring about changes in gender relations in their respective states. Whilst there has been a marked shift within the international political system since the beginning of the third wave of democratization, the international dimension of politics has not lost in importance in influencing the national dimension of politics.

I specifically reflect on the post-conflict context, in which many transformation processes have taken place and analyze the socio-political conditions under which women's claims for equal rights are pursued. In order to unfold my argument, I refer to how the aftermath of the genocide has been negotiated in Rwanda by discussing how gender-specific UN norms can contribute towards increasing women's representation at the national

level. I particularly focus on how they assist in opening political space(s) for women in post-conflict contexts and thus aim to place gendered experiences as part of the mainstream political agenda within these contexts. In conclusion, I document the limitations of the UN's gender norms as tools for aiding political transformation.

Negotiating national gender equality internationally

World politics has been in a constant state of flux – even more so since the fall of the Berlin Wall. The UN, widely regarded as the platform and organization to bring about change at the national level, has recently found itself in a transformation process. Whilst the UN reform process, which came to a head in 2005, was not able to reform the Security Council and thus *the* organ responsible for the UN's peace and security agenda, it was able to lay the foundation for strengthening its peacebuilding mandate. At the same time as world politics is changing, national politics worldwide continue to ride the third wave of democratization, which characterized the systemic changes of the 1990s. Feminist International Relations scholarship has highlighted the link between the international and the national political spheres. At both these levels, gender issues have been advanced by the transnational women's movement as being central to – amongst other international organizations – the UN's general political agenda (Ruppert 2000). Although the equality between men and women is not a new theme in world politics – it has been an evasive goal at both the UN and the member-state level.

The latter level shows that national struggles for gender equity and equality are embedded in the dynamics of international politics. Amongst these, the struggle *for* women's political representation and *against* their under-representation has been central. Based on their recognition of the interdependence between the national and international political spheres women's movements have sought to transform both the international and the national sphere for decades. The latest build on the key developments of the 1970s, 1980s and 1990s: Women have been recognized as relevant actors in a plethora of political arenas, be it in the field of development, the peace and security field or increasingly in the labor market and the economy. Women's rights have found their way into the canons of human rights

and since the turn of the century, human security, which has huge implications for women's security, is starting to be understood as being integral to world security (Ruppert 1998; Wichterich 2007).

Women worldwide have sought to challenge gender inequalities suffered nationally at the international level. Why have they specifically lobbied the United Nations? What promise does the international political sphere bear for women and what reach does it have? The UN has been particularly prominent on topics that have a worldwide appeal. As a globally operating international organization and the only one with such a comprehensive mandate as well as an impressive set of sub-organizations, the UN as a system promises to be an organization which can tackle the complex, overarching global problems in interrelated thematic spheres. In comparison to other organizations the UN allows for the articulation of manifold voices – even of those who find themselves at the margin of world politics. Representatives from the global South have been able to build an interest block and non-governmental organizations (NGOs) have received consultative status. In this manner, they have been able to exercise influence on decisions taken and resolutions passed (Schneider 1999: 64). The surge in transnational women's activism addressed at the UN coincides with the general international optimism following the end of the Cold War. Generally, until the debacles of the peacekeeping operations in Somalia and Rwanda, hope was placed in the international system to find global solutions for worldwide problems. Indeed, in political areas beyond the fields of peace and security, there was reason for hope – 187 states passed the Beijing Platform for Action in 1995 (Wichterich 2000: 15). This number represents over 90 percent of the UN's members! As this indicates, the UN has the potential to seal international decisions with a normative stamp and to reinforce these values.

International norms:

Facilitating changes in post-conflict societies

In order to understand the potential of norms as tools for intervening against inequalities, we need to see how they facilitate change and how they compare to other mechanisms commonly advocated for by women's movements. By placing transformation processes at the centre of its delibe-

rations, by emphasizing actors' experience and their agency within international politics, feminist International Relations provides the means to understand the interaction between the two political spheres (Ruppert 2000: 27-30). Norms represent decisions taken at the international level which influence the behavior of states at both the national and international levels. They further constitute the foundation of international interaction amongst states and other transnational actors on appropriate behavior and appropriate goals to pursue (Risse 1999: 529; Schneider 1999). One such norm is the principle of equality between men and women. International gender norms represent tools with which women have embarked on in their quest for gender equality and equity. Within the UN's history this principle has a long tradition: It is already enshrined in its founding documents and its core values. By complying with norms, states confirm their membership in the international community. As such norms guide reforming states in their actions; they represent goals these states should strive for systematically and highlight problem areas which need to be confronted (Chinkin/Charlesworth 2006). Norms also represent tools with which women have pressured their respective governments to abide by international agreements they have entered into; they are additionally used as guidelines for articulating their national equality assertions (Wölte 2007). In so doing, norms lend weight to women's claims for equality in terms of representation and participation. In themselves however, norms nonetheless represent a trademark characteristic of the international political system: it is characterized by anarchy, which stands in contrast to the juridical and political hierarchy of innerstate relations. In effect this means that once decisions taken at the international level encounter resistance, they are hardly enforceable unless sanctions or other forms of power are exerted on the resisting state (Liese 2006; Schneider 1999: 90-93).

In her analysis of the institutional mechanisms amplifying women's interventions in the political processes of South Africa and Uganda, Shireen Hassim argues that an increase in women's representation does not automatically lead to an increase in democracy.

A transformative demand for representation (that is, that women need access to decision making in order to advance a project of eliminating gender hierarchies of power) is reduced to a simple mechanism for institutional access as an end in itself. (Hassim 2006: 179)

Quotas – according to her analysis – are not able to ensure an increase in substantial representation on their own, although they make the partici-

pation of women in political processes more visible. Instead this instrument of increasing women's representation bears the risk of turning their very demands for representation into a goal unto itself – making it an apolitical mechanism (Hassim 2007: 14). In order to deepen the quality of representation in line with women's interests, she sets the condition that transformation of a country's gender machinery needs to be embedded in a general process of political transformation. Without this general context, quotas become further tools of one- or no-party domination (Hassim 2006: 177-178; Goetz 2003).

Hassim's critique on the dilemmas of pursuing a feminist agenda in the institutional politics of transitioning countries also applies to countries undergoing transitions after experiencing violent innerstate conflicts. The cases she refers to are states within which major violent conflicts have raged – and in the case of Uganda continue to rage. In particular, innerstate conflicts are carried out along gendered lines and so post-conflict transitions run along these gendered patterns (Meintjes et al. 2001; Mazurana et al. 2005). As in Rwanda, the post-conflict context is characterized internally by divided societies, an utter destruction of social and political institutions, mass displacement, a fragile security environment, death and illness. Accompanying this, we find a fundamental change in previously held social roles and intense competition for resources. Externally, the influence of the international community on the emerging state is all the stronger. In such contexts, norms carry even more weight in taking on the challenges left behind by the ravages of war and in positioning the new state within the international community. It is in this broader post-conflict transformation process that the representation of women is pursued and the foundations for the respective society's future are laid.

Creating new state structures – transforming post-genocide Rwanda?

Whilst the genocide in Rwanda officially ended in July 1994, ever since then, there has been no aftermath for women – a renegotiation of gender roles along the divide between the private and the public spheres has taken place since then (Meintjes et al. 2001; Gardam/Charlesworth 2000). In an extremely short period, women's access to resources and to the public

sphere has changed significantly – providing new spaces for agency in fields spanning emergency reconstruction to political participation (Powley 2003; African Rights 2004; Mutamba/Izabiliza 2005). By heading households and leading efforts in reconstruction and reconciliation women have proven their ability to take on responsibility of growing importance within the public sphere and have shown themselves to be a crucial force in Rwanda's transition. The recognition of women as being indispensable for the reconstruction and reconciliation process has not come without a struggle. Over and over again, in different parts of the country and at different levels of society, women had to prove that they are able and that they are capable in order to claim their equality. Thus there still remains a tension between their social and their political role!

In stark contrast to pre-genocide Rwanda women have entered the public sphere with a bang. Prior to the 1994 genocide and the ensuing transformation process, women were severely discriminated against both socially and legally. With few exceptions, they were not allowed to speak in public nor were they allowed to take on leadership roles (African Rights 2004: 8-9; Longman 2006). To ensure their ability to contribute to policy decisions at all levels of government a parallel women's structure, the National Women's Councils, has been established. Furthermore a 30 percent constitutional quota places the onus on women not just to speak but also to speak out against transgressions and discrimination in public. Whilst few women featured prominently in Rwanda in 1994, today women hold 49 percent of the seats of the lower house in Parliament (African Rights 2004: 4-18). The women parliamentarians are entrusted with the country's law-making: they initiate laws, oversee the legislative process and insert a gender perspective into the drafting of general laws. Based on their numbers and their chosen inclusive strategy, women legislators have changed old laws and tabled new ones, which enable women in Rwanda to leave passed discriminations in the past. Today women are allowed to *own* property individually as well as jointly with their spouses. They are also able to *inherit* property from their parental homes.

Laws mark an essential pillar on which the new Rwanda is to be based: Upholding the rule of law is seen by the political elite as a way of guaranteeing that inequities of the past are remedied and are not repeated in the future. In this sense, gender-sensitive legislation is part of a greater project to build a Rwanda without violence, without ethnic or racial discrimination and without poverty. These laws are all the more important in a context in

which women head approx. 30 percent of Rwanda's households, are an overwhelming majority of the population and are entrusted with ensuring the survival of the family as the foundation of Rwandan society (Mutamba/Izabiliza 2005: 8-13).² The immense challenge facing Rwandan women in general now is being recognized as an interest group and a political constituency.

Adopting norms to engender the post-conflict agenda

A post-conflict political agenda is engendered by relying on both general and conflict-specific norms. The strength of the UN's »women, peace and security« resolution³ stems from being a conflict-specific norm. Passed in the year 2000, it is the newest UN gender norm, focusing solely on gender relations in conflicts as well as peace processes. On the one hand, the resolution creates links to the most central existing international norms: according to its mandate the UN's core function is to ensure international peace and security – this is being gendered with Resolution 1325. The resolution earmarks a change in the practice of the UN's peace and security agenda. It introduces gender mainstreaming in UN peace support missions and all organs responsible for ensuring the success of peace processes – be they in New York or in the field. On the other hand, the resolution addresses three crucial areas for transforming gender relations in peace processes by: calling for the respect of women's human rights, their inclusion in decision-making and their participation in all stages of peace processes – including peace support operations. Importantly »women, peace and security resolution« changes the mindset on women and the girl child in armed conflicts and in post-conflict situations, portraying them not merely as victims but as agents in conflicts and as agents of peace. Despite being neither a treaty nor a convention, having been passed unanimously, this Security Council Resolution is normatively binding on all UN organs and member states (Feministisches Institut der Heinrich-Böll-Stiftung 2003; Hassim/Meintjes 2005). The resolution also refers to prior UN gender norms, widely regarded as the mainstay of women's equality efforts worldwide: It recalls the commitments made by governments in the Beijing Declaration and Platform for Action adopted at the UN's Fourth World Conference on Women to mainstream gender as a strategy in pursuing gender equality and

gender equity. By placing a focus on women's human rights, Resolution 1325 echoes the commitments made in the Women's Convention.⁴

So, when we move to the application of Resolution 1325 in post-conflict contexts, it is facilitated by the implementation of other norms and by the paradigm shift of women as actors in peace processes. Taking place barely a year after the genocide in Rwanda, the Beijing Conference was heavily influenced by the gender-specific execution of the conflict in Rwanda. Amongst the twelve key themes singled out for action, the Beijing Platform identifies women in armed conflicts as one of them. Conversely, the decisions and discussions at Beijing and the parallel NGO Forum provided the leaders of Rwanda with an impetus for change in their state's gender relations after the genocide.⁵ The adoption of Rwanda's current Constitution stands in the spirit of the named gender norms. The year 2003 represents a crucial development in Rwandan politics – it marked the end of Rwanda's post-genocide transition. A referendum sanctioning the country's new Constitution and national elections took place. The Constitution is the primary law of the country, in which amongst others the goals of the country's gender relations are put to paper. The new Constitution is firmly steeped in a post-genocide context – it obliges the state and its citizens to counter all causes and effects of genocide. It provides for a binding gender quota at all levels of governmental decision-making in Article 9. It further goes to prohibit discrimination including specifically on the basis of sex in Article 54. So, by including women in decision-making and enshrining their human rights in the Constitution Article 9 echoes »women, peace and security«, while Article 54 picks up on CEDAW, which is referred to in the preamble of the Constitution. Both these articles ensure that women's mirror representation⁶ is ensured – thus women coming in on the 30 percent gender quota are expected to represent the women of Rwanda. By adhering to these norms and fulfilling international obligations a concurrence with international standards takes place as a part of the country's transition process. In this case, as opposed to Hassim's analysis (2007: 10), by including women's representation in the fundamental principles of the post-genocide Constitution contained in Article 9 norms and quotas serve as a guarantee – and less as an alibi – for women's representation cementing the shifts in social relations which took place in the post-genocide era. The constitution thus declares,

The State of Rwanda *commits itself to conform* to the following fundamental principles and to *promote and enforce* the respect thereof [...] building a state governed by the rule of law, a pluralistic democratic government, equality of all Rwandans and between

women and men reflected by ensuring that women are granted at least thirty per cent of posts in decision making organs ... (Constitution 2003, Article 9, my emphasis).

Even if norms and quotas guarantee women's access to political representation, it is up to women themselves to shape their intervention in the public sphere. It is thus all the more important to understand these tools as a foundation from which to launch women's participation within state institutions. Hassim (2007) outlines that the numbers of women in the Rwandan parliament, as well as in other government institutions, cannot be explained by the existence of quotas alone. It is worthwhile to acknowledge that the relations forged between the various political actors in Rwanda strengthened the substantial adoption of the discussed gender norms (Ruppert 2000). By introducing a quota system in compliance with international norms a critical mass of women is currently represented in the Rwandan parliament. It is by actively negotiating *how* women's participation in the public sphere is shaped, that a strategy for more effective participation of women can take place: The Forum for Rwandan Women Parliamentarians,⁷ a cross-party caucus, has thus far been able to review discriminatory laws and introduce new bills, which should lay the foundation for gender equality in Rwanda. A coalition between the government's gender machinery constituting the Gender Ministry, the Beijing Follow-up Secretariat and the National Women's Councils, the NGO umbrella organization Pro Femmes/Twese Hamwe and the Forum has been formed to strengthen women's position in negotiating the entry of gender issues into mainstream politics. These groupings represent the branches of the Rwandan women's movement and a local peace initiative, which the UN Development Fund for Women (UNIFEM) is mandated to support according to its normative framework in post-conflict societies – the »women, peace and security« resolution.

»Women, peace and security« – An uphill start

One of the key challenges to implementing international norms lies in the nature of the international system, as mentioned above. Apart from the pay-offs which international politics and belonging to the international community might promise, there are further challenges to implementing norms. How are they implemented and how can they be reinforced? In Rwanda, a

context which forms the background on which the resolution was drafted, the effect of the resolution is extremely difficult to measure. None of the draft legislation mentions the resolution – not even those drafted after the Resolution was passed. This leaves CEDAW and the Beijing documents taking on primacy within Rwanda. There is no ratification or similar process involved in »women, peace and security«. The challenge to its implementation is thus even deeper, because its success then presupposes widespread knowledge about the resolution and a strong, autonomous women's movement able to pressure state institutions into turning the resolution's spirit into reality.

Interestingly enough, Rwandan politics maintains the classic division of gendered fields of politics, although having visibly adopted the UN's gender norms. Women are able to show their numbers in Rwanda's internal politics, here they have been able to penetrate non-traditional sites of representation and carry a lot of power: Over and above the position of the Minister for Gender and Family Promotion being a woman, the national justice institutions which govern the efforts at equitable healing of the country are headed by women. The head of the Supreme Court is a woman, the Executive Secretary of the National Unity and Reconciliation Commission, as well as the Executive Secretary of the Gacaca⁸ jurisdictions are women. Yet foreign and international politics remain an elite and male-dominated area. Women are sorely under-represented in the Rwandan military (Government of Rwanda 2005: 19). It is this site of representation which needs attention and which is identified by »women, peace and security« – both for troop contributing and to conflict-affected countries. Rwanda has been both of these: the genocide took place whilst a peacekeeping force was in the country. Since the genocide, Rwanda herself has contributed troops to the peacekeeping missions in Liberia and Sudan. In this field, the resolution is used by »Ndabaga« – a member organization of Pro Femmes – to mobilize for women's inclusion in peace support operations and for the recognition of women's human rights within this terrain of peace and security politics.

Looking further into sites of representation, the question if women's representation in decision-making leads to higher levels of participation remains to be seen in Rwanda. The nature of the state, which one of my interview partners called an activist state, determines the nature and the scope of participation possible. In an environment, in which joint forces are focusing on rebuilding the state, the state takes on the role of identifying problem

areas, strategies to address these and partners with whom to engage in search of a solution. By focusing on building a democratic state in such transitions, resources and personnel are pulled from civil society into government: Civil society is enlisted to take part in drafting the governmental follow-up report on the Beijing Documents and thus lacks the resources to compile a shadow report.⁹

The institutional structures created by the 2003 Constitution, facilitate a top-down style of governance: NGOs often work as the extended arm of government by disseminating information, whilst rarely advocating or lobbying. This style also limits political decisions to an inner core of decision-makers: the lower house of parliament is not the main forum of debate or power in the Republic – as a presidential republic many of the most important decisions are taken within the Presidency; issues which might be seen as divisive are discussed within a Forum of Political Parties before being subject to open debate (Constitution 2003: Article 56). These structures also relegate the quota as Hassim (2007) argues to a symbolic recognition of social power. In the case of Rwanda, it is recognition of the social role of those who have proven themselves to be central to the peacebuilding efforts of the country. Thus it opens spaces – even if they are limited for intervention. The downside of an activist state is that, in setting the direction under the internal conditions of post-conflict countries, it can speak *for* a social group – pre-empting the group's very needs. This »speaking for« is all the more possible in an environment, in which there are competing norms. The norm of state security affects the general conditions for political participation by restricting freedoms and privileging the survival of the nation state over that of human security. These challenges to the link between increasing women's representation and increasing democracy remain central even in today's Rwanda.

As I have argued international norms assist in opening political space for representing women in post-conflict contexts in terms of mirror representation, in terms of strengthening the women's movement acting nationally and in setting the foundation for gender-sensitive institutions and laws. Different gender norms take effect in different areas owing to the different levels of recognition afforded to the norms. Advancing women in contested spaces such as the military or affording them rights previously denied to them is no easy challenge. The general context of post-conflict societies however, determines to which extent these principles are implement-*able*. Even under these conditions, we need to look more closely at which sites of

representation are opened, and which, as espoused in the nature of the state, remain shut in order to further push for more intensive as well as more extensive changes in gender relations.

Notes

- 1 I would like to thank my *Doktormutter* Prof. Dr. Uta Ruppert (J.W. Goethe-University Frankfurt) for commenting on an earlier version of this article. I would also like to extend my appreciation to Prof. Sheila Meintjes (University of the Witwatersrand) who, as my co-supervisor, has provided valuable input to the dissertation research from which this article draws. This article refers to interviews conducted in the course of my initial field research during August 2007.
- 2 Immediately after the genocide women made up over 70 percent of the population. Today women are still more than half the population, yet they form the bulk of politically active citizens (African Rights 2004).
- 3 »Women, peace and security« was passed by the Security Council of the United Nations as Resolution 1325 (2000) on the 31st October 2000. The Security Council is the body of the United Nations entrusted with its core mandate – ensuring global peace and security. The resolution followed on the heels of intensive lobbying by the transnational women’s movement, which focused its efforts and resources in the NGO Working Group on Women, Peace and Security (Hill et al. 2003). For the original text of the resolution, refer to http://www.un.org/events/res_1325e.pdf
- 4 The Convention on the Elimination against All Forms of Discrimination Against Women (CEDAW) was passed in 1979. It is often referred to as the Women’s Convention.
- 5 Rwanda has established a national Beijing Follow-Up Secretariat, which has been named as extremely active in Rwanda’s national politics. Despite the immense constraints under which it operates, it oversees the implementation of the Beijing Documents as well as the implementation of the other gender norms.
- 6 The concept of mirror representation reflects the assumption that women can and will represent each other in political structures. Thus based on their biological sex and their social gender their interventions are seen to carry more weight than those of other representatives on gender issues. This assumption is fraught, because not all women are interested in women’s issues, not all women share the same political views and depending on their own status in society, they may represent other interests.
- 7 The Forum for Rwandan Women Parliamentarians is commonly referred to by its French acronym FFRP.
- 8 Gacaca courts are traditional courts established as part of the transitional justice mechanisms created to deal with the mass healing process needed in Rwanda. The genocide was only possible to impact so strongly on Rwandan society since the participation in carrying out the genocide by civilians was so high. Because the court system was overburdened in dealing with genocide cases, this traditional form of adjudication was reformed and used to try the bulk of the accused perpetrators (Schilling 2005).

- 9 Shadow reports are a widespread mechanism used by the transnational women's movement to counter government accounts on their compliance with international norms. They either place a change in emphasis on the submitted reports (NGO Working Group on Women Peace and Security 2001-2006) or they highlight areas, in which the government is still in arrears (Women's Security Council in Germany: 2004).

Bibliography

- Chinkin, Christine/Charlesworth, Hilary (2006): »Building women into peace: the international framework.« In: *Third World Quarterly*, 27:5, pp. 937-957.
- Feministisches Institut der Heinrich-Böll-Stiftung (2003): »Feministische Theorieansätze in der Friedens- und Sicherheitspolitik: Perspektiven der Einflussnahme auf den UN-Sicherheitsrat«, http://www.glow-boell.de/media/de/txt_rubrik_1/DokuFriedensundSicherheitspolitik.pdf, (10.03. 2008).
- Gardam, Judith/Charlesworth, Hilary (2000): »Protection of women in armed conflict.« In: *Human Rights Quarterly*, 22, pp. 148-166.
- Goetz, Anne Marie (2003): »The Problem with patronage: Constraints on women's political effectiveness in Uganda.« In: Goetz, Anne Marie/Hassim, Shireen (eds.): No shortcuts to power: African women in politics and policy making. London et al, pp. 110-139.
- Goetz, Anne Marie/Hassim, Shireen (eds.) (2003): No shortcuts to power: African women in politics and policy making. London.
- Government of Rwanda (2003): The Constitution of the Republic of Rwanda, Official Gazette of the Republic of Rwanda. Kigali.
- Government of Rwanda (2005): National Ten-Year Evaluation Report on Beijing +10 Follow-Up. Kigali.
- Hassim, Shireen (2006): »The virtuous circle of representation: Women in African parliaments.« In: Bauer, Gretchen/Britton, Hannah E. (eds.): Women in African parliaments. Boulder/London, pp. 171-185.
- Hassim, Shireen (2007): »Paradoxes of representation: The impact of quotas for women on democratization.« Paper held at the international symposium »Im Zeichen des Geschlechts: Repräsentationen, Interventionen, Konstruktion« in Frankfurt/Main (5.10. 2007).
- Hassim, Shireen/Meintjes, Sheila (2005): »Overview paper – Expert group Meeting on Democratic Governance in Africa: Strategies for greater participation of women. Paper held in Arusha on 6-8 December 2005«, <http://www.un.org/africa/osaa/reports/Democratic%20Governance%20Overview%20Paper.pdf>, (10.03.08).
- Hill, Felicity/ Aboitiz, Mikele et al. (2003): »Nongovernmental organizations' role in the buildup and implementation of Security Council Resolution 1325.« In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 28, 4, pp. 1255-1269.
- Liese, Andrea (2006): Staaten am Pranger: Zur Wirkung internationaler Regime auf innerstaatliche Menschenrechtspolitik. Wiesbaden.

- Longman, Timothy (2006): »Rwanda: Achieving equality or serving an authoritarian state?« In: Bauer, Gretchen/Britton, Hannah E. (eds.): Women in African Parliament. Boulder/London, pp.133-150.
- Mazurana, Dyan et al. (eds.) (2005): Gender, conflict and peacekeeping. Lanham.
- Meintjes, Sheila et al. (eds.) (2001): The Aftermath: Women in post-conflict transformation. London/New York.
- Mutamba, John/ Izabiliza, Jeanne (2005): »The role of women in reconciliation and peace building in Rwanda: Ten years after genocide 1994-2004. Contributions, challenges and way forward«, http://www.nurc.gov.rw/uploads/research-WOMEN_IN_PEACE_BUILDING.doc, (10.03.2008).
- NGO Working Group on Women, Peace and Security (2001): »Security Council Resolution 1325 – One Year On«, <http://www.peacewomen.org/un/UN1325/since1325.html>, (24.10.2007).
- NGO Working Group on Women, Peace and Security (2002): »Two Years On Report«, http://www.womenpeacesecurity.org/publications/NGOWG_2_Years_On_Report.pdf, (10.03.2008).
- NGO Working Group on Women, Peace and Security (2004): »Four years on: an alternative report and progress check on the implementation of Security Council Resolution 1325«, <http://www.peacewomen.org/un/ngo/ngopub/FourYearsOnOct04.pdf>, (10.03.2008).
- NGO Working Group on Women, Peace and Security (2005): »From Local to Global: Making Peace Work for Women – Five Years On Report«, http://www.wilpf.int.ch/publications/1325Five_Year_On.pdf, (10.03.2008).
- NGO Working Group on Women, Peace and Security (2006): »Security Council Resolution 1325 on Women, Peace and Security – Six Years On Report«, http://www.peacewomen.org/un/6thAnniversary/Reports_Events/NGOWG_Report.pdf, (10.03.2008).
- Powley, Elizabeth (2003): Strengthening governance: The role of women in Rwanda's transition. Washington, DC.
- Reuter, Martina (2003): »Gender Mainstreaming der Politik des Weltsicherheitsrats« In: Feministisches Institut der Heinrich-Böll-Stiftung: Feministische Theorieansätze in der Friedens- und Sicherheitspolitik: Perspektiven der Einflussnahme auf den UN-Sicherheitsrat, http://www.glow-boell.de/media/de/txt_rubrik_1/DokuFriedensundSicherheitspolitik.pdf, (10.03.2008).
- Risse, Thomas (1999): »International norms and domestic change: Arguing and communicative behavior in the human rights area« In: *Politics Society*, 27, pp. 529-559.
- Ruppert, Uta (Hg.) (1998): Lokal bewegen – global verhandeln. Internationale Politik und Geschlecht. Frankfurt/Main/New York.
- Ruppert, Uta (2000): »Material, relational, global: Feministische Theorie und Praxis internationaler Politik« In: *femina politica*, 1/2000, pp. 25-37.
- Schilling, Sandrine (2005): Gegen das Vergessen: Justiz, Wahrheitsfindung und Versöhnung in Rwanda durch Mechanismen transnationaler Justiz: Gacaca Gerichte. Bern.
- Schneider, Patricia (1999): »Frieden durch Recht. Ein historisch-systematischer Abriß, Hamburger Beiträge zur Friedensforschung und Sicherheitspolitik«, <http://www.ifsh.de/pdf/publikationen/hb/hb117.pdf>, (10.03.2008).
- Wichterich, Christa (2000): »Wir wollen unsere Rechte jetzt – und zwar mit Zinsen.« Fünf Jahre nach der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking: Bilanzen, Positionen, Perspektiven. Berlin.

- Wichterich, Christa (2007): »Transnationale Frauenbewegungen und global governance: Die Politik des Möglichen zwischen Emanzipation, Selbstregulierung und Anpassung«, http://web.fu-berlin.de/gpo/christa_wichterich.htm, (10.03.2008).
- Wölte, Sonja (2007): »International – national – lokal: Die Bedeutung internationaler FrauenMenschenrechtsnormen für Frauenbewegungspolitik in Kenia«. Dissertation Frankfurt/Main, http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/4359/pdf/Woelte_Sonja.pdf, (10.03.2008).
- Women's Security Council in Germany (2004): Shadow Report Related to the »Report of the government of the Federal Republic of Germany on the implementation of Security Council Resolution 1325 (2000)«, http://www.glow-boell.de/media/de/txt_rubrik_2/shadow_report.pdf, (10.03.2008).

Celine Camus

»When they enter, we all enter.«¹

Re-thinking the Glass Ceiling in French Universities

Women's representation in the higher education of EU countries is on the increase – especially in France. The *She Figures* published in 2006² proposes an interesting array of women's participation in scientific institutions in all European countries. In France women represented 45,9% of the PhD graduates. However, when the distribution of female and male graduates is compared in more detail, many marked differences are evident. The gender distribution among PhD graduates per broad field of study shows that there is near-parity of choice only in the field labelled Education. Female graduates are more likely than men to choose the Arts and Humanities, Agriculture/Veterinary Science and Health/Welfare. This stands in contrast to the fields of Social Sciences and Business/Law, which men are more likely to opt for. Yet it is in Engineering, Manufacturing and Construction that the greatest discrepancy can be found: 74,1% of the graduates in this area are men. Moreover, looking at the senior levels of management where decisions are made and research strategies are approved, women are only 16,1% of the academic professors in France. Of these, the largest group of women, constituting approx 30,1%, is in the broad field of Humanities. Again, it is in Engineering and Technology where the distribution of men and women produces the largest gap. With only 6,5%, women's representation remains the lowest here. This survey consequently proves the persistence of the *glass ceiling phenomenon* – a concept commonly used to describe informal barriers, which obstruct women's careers and the fact that they remain extremely rare in top-level positions.

This article does not propose policy recommendations in the form of detailed objectives, targets or actions to reverse the existing organisational hierarchical structure. On the contrary, this paper aims to consider the question of *women's representation* in French universities differently.³ Indeed, it is almost an obligation to highlight the missing parity between men

and women at the beginning of one's argument, when discussing an article on women's participation in scientific institutions. This article however sets out to *question this implicit obligation* by reflecting on how this impacts on the concept of the *glass ceiling*. Why is the issue concerning women's scarcity in science mainly conceptualized through the (unequal) representation of *male* and *female* only? In other words, how has the *focus on gender statistics* in France become relevant and almost compulsory to reflect on the professional situation of women in scientific institutions? Which particular *context* privileged ›parity reasoning‹ to take hold in France? What limits and uncertainties does such a successful model generate?

It is indeed *de bon ton* amongst feminist scholars to use the concept of intersectionality – that is to say to focus on: »the interaction of multiple identities and experiences of exclusion and subordination« as Kathy Davis defines it (2008: 67). This concept describes how women are simultaneously positioned as women but also (amongst others) as blacks, migrants, working class, lesbians or colonial subjects. For Phoenix and Pattynama (2006: 187) this framework »foregrounds a richer and more complex ontology than approaches that attempt to reduce people to one category at a time«. Drawing upon this framework, it becomes questionable if gender statistics *alone* are capable of denouncing *the multiple forms of exclusion processes* women face through their career paths. If statistics can not fulfil this role, as I shall argue, new suggestions are needed. Can the collection of other data (class, ethnic origins etc.) be a possible solution in France? Following this line of argumentation, we need to ask ourselves why the concept of ›intersectionality‹ has been heralded as one of a remarkable contribution to contemporary feminist scholarship and paradoxically received little attention when reconceptualising the concept of the glass ceiling.

In posing these questions, I first would like to embed my argument within the specificities of the French political context, particularly in the period since the parity law came into effect. I suggest that the succession of various political events in France – in combination with the considerable efforts mobilised by the European Union – have shaped our understanding about gender equality in science. In a second part, I propose to tackle the limits of quantitative surveys using gender statistics alone by presenting the theoretical contribution of the ›intersectional framework‹ – originally coined by Kimberlé Crenshaw and employed by a range of theorists inspired by black feminism. In contrast to other traditions within feminism,

black feminism highlights differences amongst women and offers a better account of the intersectional nature of discrimination. This interrogation of ›sisterhood‹ represents the main theoretical reason why I shall draw on this perspective. A third section will examine if collecting other personal data could represent a possible solution stretching a perspective focusing mainly on sexual power relations. Here, I refer to the particularity of the French context, in which the collection of ethnic statistics are prohibited and regarded as unconstitutional. I shall argue that the specific legislation concerning the record of personal data in France and the recent heated debates about ethnic statistics make large quantitative surveys difficult today. Finally, the last part of the article will examine the concrete example of the *glass ceiling*. Indeed, if we decide to abandon gender statistics due to their possible loopholes, should we also discard other concepts based on gender statistics? Here, I will plead for a shift from a *causal model* to a *comprehensive perspective*. Based on women's trajectories, this perspective may serve as a tool to underline gender diversities and therefore social complexity.

France and the EU promoting gender statistics

The literature on women in science has a long and well established tradition. But recent socio-political events, such as the *parity law* and the *Génisson law* adopted at the turn of the century, have once again made the issue pertinent in France. They have on the one hand highlighted the persistence of inequalities between men and women and on the other hand raised the issue to a public heated debate. In the same period, the EU reinforced its policies to more actively encourage (and financially support) women's participation in the labour market. In both cases, that is to say at a national and European level, this awareness was born through the *increase* of reports based on gender-statistics. I propose to examine this specific context in more detail before explaining how it contributed to shape our understanding of women's participation in science.

The Parity in Politics Act was passed on the 6th June 2000 – it marks a major political milestone in France.⁴ This parity law is the result of a feminist struggle set in motion by the ratification of a declaration, commonly known as the *Athens Charter* (Haase 1999; Bereni 2007). Adopted

by the government of Lionel Jospin, it introduces the principle of equal representation between men and women for electoral mandates and elective functions. It also penalizes non-conforming political parties and groups financially. In January 2007, this law was extended. For cantonal elections, each mandate has to be filled by deputies representing both sexes. The public debate accompanying the passage of the bill played an important role in promoting awareness about the discriminatory practices women face, not only in politics but also in other institutions such as universities (Gardey 2005). The debate also brought with it a re-examination of the definition of gender equality. The ensuing public debates have been all the more crucial in contributing to, as many historians have already suggested, the denunciation of existing – supposedly androgynous – political structures and the advocacy for ›parity democracy‹. The pro-parity argument does not deny the idea of universalism, but tries to make it truly effective by establishing the concept of ›real equality‹, which goes beyond ›formal equality‹. This critique about the limits of universalism is essential, because the French scientific culture is itself the product of a particular blend of Republican and meritocratic ideals (see Gonthier 2007). In this context, the parity law thus provides a favorable environment, in which to question women's under-representation in the public sphere. But it is not the only one,⁵ the Génisson Act regulates equal opportunities between women and men in the labour market. This law reinforces the Roudy Act of 1983, which encourages public and private companies to negotiate their equality objectives on the basis of annual reports. In the public service, the report recommends gathering statistical data to assess the situation of men and women. Women working in universities are thus directly affected by this Act. The statistical indicators include the recruitment levels, the type of training, the number of promotions, the working conditions as well as the remuneration scales. This national political context is conducive to the collection of statistical data demonstrating the persistence of gender inequality both in the professional hierarchies and salaries.

As pointed out by Lépinard (2007), it is the *combination of policies from the international and national levels* which explain the condition under which this new legislation is implemented. For example in 1989, the Council of Europe introduced the term for ›parity democracy‹. As this suggests, the parity discussion in France originates at the European level (2007: 29). The EU provides structural funds to actively fight inequality

between men and women in various employment fields and to improve their living as well as their working conditions. The international influence of the EU is particularly important, since it urges its members to continue improving their equal opportunities policies by using a comprehensive perspective. The EU signals that gender equality has to become an *explicit priority* for policy makers. The funds used to finance these various actions have also managed to strengthen the 1989 orientation law on education. It is thanks to the European Social Fund (ESF), for example, that equal opportunities offices between women and men in universities were funded. These offices, framed by the (2000) inter-ministerial convention aimed at raising awareness on gender issues amongst a wide range of target groups within the higher education sector. The mobilization of women scientists through these offices and through women scientists' associations⁶ draws attention to several phenomena: the higher standards demanded from women in recruitment processes, less attractive careers compared to women's male counterparts and their scarcity at the very apex of institutional hierarchies. Indeed, in 2003, there were only 13 female university presidents in France, representing 12,6% of this community (Pourtaud 2003). These national milestones in conjunction with the EU's political and economic promotion, encourages reflection on gender equality in science. It is above all, the *various statistical assessments of the gender gap* which played a vital role in reinforcing the visibility and legitimacy of this issue.

Are gender statistics sufficient?

As I have just illustrated, the debate about gender equality in science has been updated in a specific political context. The parity rhetoric has indeed invaded the scientific discourse and reflection more or less explicitly. At the beginning of the current decade, we notice an increase in collecting gender statistics, both in official reports as well as in scientific studies.⁷ But what sort of reality do these gender statistics reflect on their own? Where do their theoretical limits lie when they focus on one category and by so doing neglect differences and diversity amongst women? To answer these questions, I propose to investigate the dominant framework, which uses gender statistics exclusively. I name this logic ›parity reasoning‹. I will first question its epistemological implications and secondly explain how femin-

ist critique developed by *black feminism*, but also by *radical feminist materialists* (see Delphy 1998; Roux/Gianettoni 2007) offers new insights to grasp the complexities of women's exclusion.

Thus the equity-perspective using ›parity reasoning‹ can be located in what Rosi Braidotti (2003) names Feminist Empiricism or in what Judith Squires (2001) labels the Equality Perspective.⁸ These approaches use social constructivism as a background in assuming that the production and practice of science stands mainly for men's interests: the existing gap attests to it. For this reason, challenging the under-representation of women is conceived as an appropriate response fighting the gender gap and contributing towards a more sophisticated type of scientific knowledge. This conforms to the overall scientific ideals of objectivity and rationality. This equality perspective refers to a specific definition of group representation, which does not solve issues raised by standpoint-theorists or postmodern critics. The main issue identified with this theoretical account is its implicit inclination to reduce the dispute around sexual power relations.⁹ By focusing exclusively on this aspect, it tends to ignore the specificity of crossed oppressions and flattens strong differences among women. *Liberal feminism* too easily posits an implicit homogeneity within the category ›women‹. This assumption does indeed little to overturn conventional stereotypes of women. Diversity within this social group is dismissed and many other factors such as class, race or sexual orientation are omitted. This critique is not new, but relies on the theoretical contributions of black feminism which emerged in the 1970s. In an article dealing with feminisms, bell hooks reaffirms her criticism about the current use of equality:

Since men are not equals in white supremacist, capitalist, patriarchal class structure, which men do women want to be equal to? Do women share a common vision of what equality means? Implicit in this simplistic definition of women's liberation is a dismissal of race and class as factors that, in conjunction with sexism, determine the extent to which an individual will be discriminated against, exploited, or oppressed. (1984: 17)

In the same way, Kimberlé Crenshaw finds fault with dominant conceptions of discrimination working within a single-axis framework, as these erase black women's experiences. In her words,

This focus on the most privileged group members marginalizes those who are multiply burdened and obscures claims that cannot be understood as resulting from discrete sources of discrimination. (1998: 383)

Using an intersectional framework, Crenshaw offers a challenge to current understandings of discrimination by questioning race and gender as mutual

experience and analysis categories. She suggests placing the most marginalized at the centre, so as to resist against the compartmentalization of social groups and social claims. Radical materialist feminists such as Christine Delphy (1998), Colette Guillaumin (2002 [1972]), Patricia Roux (2007) or Paola Tabet (1998) advocate for a similar theoretical approach and include *social class* as another relevant and inevitable angle of analysis.

The standpoint of liberal feminism and the critiques mentioned above, raise considerations about implicit conceptions of *social justice*. As Dubet (2006) portrays, three different principles of equality are currently identifiable, which usually oppose each other: (1) equal meritocratic opportunities, (2) equal access guaranteed to all and (3) dignity offered to everyone. The first principle is mainly advocated for within elite and middle class discourses, not only because it favours the idea of excellence for everyone but also because it tends to justify and legitimate their relative social positions. It is this assumption, which we can identify amongst many liberal feminists who exclusively use gender statistics to tackle inequalities. They implicitly dismiss the consideration of women's social position and other relevant variables. By doing so, it is the very process of social elites' reproduction, which tends to be silenced. The second and third principles could categorize the critique raised by bell hooks or Kimberlé Crenshaw. The principle of equal access suggests another conception of equality, where all minorities should be represented. As Dubet argues, scholars should be aware of these multiple understandings of equality principles – at least to increase their reflexivity concerning the normative criteria guiding our research. As this debate indicates, ideology guides our research into statistical constructs when normative assumptions are ignored or not explicitly mentioned.

Collecting rich personal data: a possible solution?

There are possible areas of convergence, of potential cooperation and tension between the different principles I described. One possibility to preserve the use of gender statistics would be to include other indicators, which address gender in relation to class, ethnicity, religion and sexual orientation for example. This would complicate and reframe the inter-

twining discrimination. But the legal and political French context imposes limits on this perspective. First, to increase statistical indicators does not alter the fact that they remain *instruments* of a reality that we as scholars construct (Schnapper 2006: 6). A second complication relates to a particularly French phenomenon concerning the use of statistical categories, some – in the case of ethnicity – are considered private. To construct ethnic indicators in France leads, as I will explain, to multiple controversies about ethical, juridical and methodological issues.

Indeed, contrary to the United Kingdom, which has an extensive ethnic official data collection, France belongs to the European countries, which in principle prohibit the collection of information revealing ethnic origin or religious belonging (Dimitrakopoulos 2006). There are different reasons to resist ethnic statistics, on historical grounds, in mid-20th century Germany and Austria, for example, the collection of personal data played an important part in organizing Jewish persecution. However in France, the regulating prohibitive law,¹⁰ is based on general privacy concerns to protect personal data and to enforce the principle of *laicism*.¹¹ Following the riots in French suburbs in 2005, the debate about social exclusion and discrimination has been taken up again. Riots in France have a long tradition related to the decline of the industrial culture at the beginning of the 1980s. Yet 25 years later, the crisis is now perceived within the population and by politicians as a distinctively ethnic and urban problem (Dubet 2006).

The awareness about the extent of ethnic discrimination in French society has created a public controversy about the use of ethnic statistics to measure social inequalities on the one hand and their assistance in combating them¹² on the other hand. Hence, the defendants of ethnic statistics claim that in a democratic society, individuals need the state's protection to ensure the principle of equality. Especially since ethnicity is already alluded to in some public policies, such as the ›Priority Educational Zone‹, which adopts measures for target populations without explicitly using ethnic criteria, but synonymously rather identifies territorial and social criteria (Boéton 2003). George Felouzis (2006: 11) argues that all forms of inequalities, which are not ›known‹, in the sense of ›made public‹, do not exist socially. As a consequence, they neither have any legitimacy in the public sphere nor in policies. Following this line of argumentation, the collection of ethnic indicators is thus a *prerequisite* to fight discrimination. Another argument favouring collecting such data argues that there is a *scarcity of scientific work* on this issue. This is particularly true when

comparing France's data to that of the United States and to that of other EU member states. In fact France's refusal to collect ethnic data contravenes the goals of the European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia¹³ and a number of international agreements, which urge EU and UN member states to provide objective and reliable data-based evidence of so-called ›racial discrimination‹.¹⁴

In the current logic, the main opposition to ethnic statistics is foremost *a matter of ethics*. To introduce such a categorization is seen as dangerous. It tends to legitimize the notion of race and could be used at the same time by the extreme right to instrumentalise community clashes. It could also be used by those who advocate for the establishment of positive discrimination policies in France, such as the Council of Representative Black Associations in France. This line of argumentation is principally used by the supporters of the republican model *à la française* (Keslassy 2007). For them, the trap is to see the ethnic dimension superceding over all other identity components – especially at the expense of national identity. Further opposition to ethnic data collection is *political*: 2007 was marked by French presidential elections. Nicolas Sarkozy, the former interior minister and leader of the ruling conservative Union for a Popular Movement (UMP) succeeded Jacques Chirac as France's president and will hold office for a five year-term. Known for his tough stance on immigration and his promotion of the national identity question in his campaign, he created a Ministry of Immigration, Integration, National Identity and Co-Development in May 2007. The existence of this ministry under the direction of Brice Hortefeux has been contested from the outset. The association of the terms ›immigration‹ and ›national identity‹ has never had any precedent in the history of the French Republic. Many intellectuals oppose the inferred link between national identity and migration implying that national identity is a problem and immigration is its principal cause (Shepard cit. in Coroller 2007). On the 20th November 2007 a new piece of legislation controlling immigration, integration and asylum was passed into law. This new law imposes tighter conditions for families to join their relatives in France.¹⁵ Article 63 intended to facilitate data collection of ethnic or racial origins. But such processes clash with the principle laid down in Article 1 of the French Constitution. And so this article was later prohibited by the Constitutional Council. As expected, this reform met tough opposition: the fear that private information could be used to keep records on individuals has increased and reinforced the opponents' position against data collec-

tion. Finally, another difficulty referred to by opponents of ethnic categorization is *methodological*, because they argue that using ethnicity relies on the fabrication and definition of the ethnic category itself. Should one rely on self-definitions, the statistics face the risk of being skewed in favour of the current ethnic bias, for to let the individual define him-/herself through a category dismisses the fact that ethnic discrimination is being defined by others and not by self-determination (Blum 2006). In such a specific context characterized by legal constraints, it would be difficult to implement *large quantitative surveys* employing a multi-layered framework and combining multiple variables.

Rethinking the glass ceiling beyond parity?

As I have argued, the political context in France promotes the collection of gender statistics to achieve parity between men and women; paradoxically at the same time it prohibits recording other personal data (such as ethnicity). This has a direct impact on the sociological literature dealing with the glass ceiling. The major and obvious consequence is that it merely *limits our quantitative investigation* to gender statistics. For this reason, many issues can not be raised through large quantitative surveys and consequently remain silenced at a political level as well. To use a perhaps exaggerated situation, what if women succeed *en masse* to occupy the highest positions in the next decades and if these women are all white heirs merely benefiting from their high socio-economic capital? In other words, should we limit our reflection on equality and discrimination processes once parity is obtained? Should a better representation of women be our last word? Although including both gender and other categories in statistics, shows how they interact and shape women's experiences is becoming a consensus amongst feminists' theorists, other studies concerned with the glass ceiling remain confined – because of the socio-political context – to a single-axis framework.

This final section concerns itself with searching for an alternative coherent framework, within which we can promote the deconstruction of gender statistics as well as look for a more multidimensional understanding of discrimination without abandoning the concept of the glass ceiling. I first propose to survey the range of arguments and definitions made in

favour of the glass ceiling. I will focus on recent feminist writings and more especially on the controversy, which occurred after the publication of Baxter and Wright (2000). These two authors question the use of gender statistics to define the glass ceiling. Indeed, I will defend the idea that the glass ceiling is paradoxically more relevant, when used as a metaphor. Its open-endedness can represent an advantage to tackle the different logics of social divisions.

The glass ceiling, used primarily as a metaphor, originates from an article published in 1986 in the Wall Street Journal by Hymowitz and Schelhardt (cit. in Landrieux-Kartochian 2003). It was first conceived as a phenomenon, which obstructs women's careers and explains women's scarcity in the leadership of many institutions – universities included. It is defined by the previously mentioned She Figures (2006: 52), as »an indicator that measures the relative chance for women compared to men of reaching a top position.« The controversy borne out of Baxter and Wright's (2000) publication represents a theoretical turn. Compared to the above-mentioned classical definition, they question the appropriateness of *gender statistics to delineate the glass ceiling concept*. Baxter and Wright suggest that when the image is taken literally, the glass ceiling assumes the presence of an impermeable barrier blocking women's vertical mobility. Thus, if women are able to get promoted below this barrier, above it they will not be promoted any more. Following this definition, women should be confronted with disadvantages, which tend to *intensify* as they move up organizational hierarchies. Whatever the reasons are, this definition implies that women's difficulties to get promoted are *greater* in the higher levels than at the bottom of hierarchies. To prove the existence of the glass ceiling defined as such, two points need to be statistically demonstrated: first that the ratio of likelihood of women being promoted declines as they climb up the hierarchy, and secondly, that these difficulties are due to *intensified barriers* and not related to any other mechanism. The use of gender statistics here is primarily intended to attest to this glass-ceiling hypothesis.

An interesting debate occurred after the publication of Baxter and Wright's results. According to Ferree and Purkayastha (2000) their claim is controversial: it suggests that there is no fundamental need to study women's occupational situation at the top levels of hierarchies. They disagree with Baxter and Wright, arguing that their definition relies on a truncated use of the glass ceiling. Indeed, such a conceptualization considers the odds of promotion separately at each step of the hierarchical ladder. Although

from a candidate's perspective, the odds of promotion are the products of all the steps she has gone through. There is no special reason to restrict the notion only to a question of access to positions within organisational leadership (Britton/Williams 2000). Its definition can be extended to include other levels of an organization's hierarchy. For some scholars it can even occur at lower levels and become synonymous with the 'sticky floor'¹⁶ (Reskin/Padavic 1994). Many scientists reckon that it is more appropriate to view women's career as a series of processes, which are respectively accompanied by different forms of discrimination (Long/Fox 1995). For Cotter et al. (2001), the glass ceiling's effects can exist, even if the advancement chances do not become worse at higher levels.

Thus the results of a gender-statistical analysis are at best suggestive, if they do not dismiss a part of the issue. The abandonment of gender statistics does not allow us to leave the concept of the glass ceiling behind – but encourage us to rethink the issue. In contrast to Baxter and Wright I contend that the glass ceiling should remain a metaphor and rather be referred to according to its extended definition. Indeed, causal analyses often fail to distinguish between *superficial* causes giving rise to a particular outcome and *basic causes* which produce this outcome (Liebersohn 1985 cit. in Reskin 1988). Should the causal model thus be incorrect, the remedies which spring from this analysis might be ineffective. Our research should better shift toward sociological *comprehensive explanations of the glass ceiling* in terms of multiple feedbacks between institutional practices, multiple discriminations and the individual's *habitus*. To analyse the complex reality of the glass ceiling, we need to question women's experiences by means of a *comprehensive* set of career trajectories. Such a perspective involves reintegrating women's biographies into the core of our analysis. We need to address the problems women encounter in universities and at the same time to understand *how* they face them, so as to evaluate their weight on women's career paths. Some difficulties can be overcome more easily by women whose *habitus* is already similar to the one required by the scientific community. It is not a coincidence, if the first successful women scientists were the wives or daughters of earlier scientists (for example Marie Curie, Sophie Berthelot). It therefore seems conceivable to *relate* institutional barriers to women's resources, which directly reflect on the individual's socio-economic capital. A broader range of issues leading to women's under-representation in science can thus be addressed.

The proposed approach also erases the dichotomy between studies interested in women's accounts of their personal experiences and those focusing on organisations' functioning mechanisms. Briefly put, it allows us to understand the intersection of the public and private spheres instead of focusing on the first whilst neglecting the other. The ›symbolic violence‹¹⁷ women experience does not only take place in laboratories (Beaufays/Krais 2005), but also in the so-called ›private sphere‹. This position is consistent with the sociological view that discriminations can be multiple *and* not only located in *one* social field. And it also offers a coherent framework – drawing upon an intersectional framework – capable of addressing the diversity and differences implied behind the category of women. To put it differently, only a comprehensive analysis seems capable of grasping how individuals face multiple discrimination. The commitment against discrimination requires attention to any remaining barriers. Thus focusing on biographies with the consent of the interviewees and of the National Commission of Information and Freedom (CNIL)¹⁸ would allow qualitative studies to interrogate issues of discrimination in France. As Kimberlé Crenshaw concludes, our goal »should be to facilitate the inclusion of marginalized groups for whom it can be said: ›when they enter, we all enter‹« (1998: 394).

Notes

- 1 Crenshaw (1998: 395).
- 2 The She Figures refers to the period 2003-2004 in the analysis.
- 3 I would like to thank Prof. Dr. Brita Rang who, as my supervisor, has provided helpful and valuable comments; Annabelle Boutet, Sarah Elsuni, Fabienne Imlinger, Ottavia Nicolini and Tanja Scheiterbauer for their critical discussions and Angela Kolbe and Rirhandu Mageza-Barthel for their constructive remarks.
- 4 Law n° 2000-493, 6th June 2000. For a complete analysis of the differences between quotas and the parity law, see Bereni (2007).
- 5 The Génisson Act refers to the law n° 2001-397, 9th May 2001 and the Roudy Act refers to the Law n° 83-636, 13th July 1983.
- 6 For example, the Association Française des Femmes Diplômées des Universités (AFFDU), Femmes et Mathématique, Femmes et Sciences which are interested mainly in women's contribution in Natural Science. There are also associations and networks formed around questioning gender issues such as the Association Nationale des Etudes Féministes (ANEF), the Réseau Interuniversitaire et Interdisciplinaire National

sur le Genre (RING) and the Association de Jeunes Chercheuses et Chercheurs en Etudes Féministes, Genre et Sexualités (EFIGIES).

- 7 This may be due to statistical indicators serving as a solid benchmarking tool for scientists and researchers, for policy makers as well as human resource managers. Statistics and quantitative studies are often considered as being ›objective‹ and so usually receive more recognition.
- 8 The association between these two frameworks is mine. Not all feminist empiricists use an equality perspective as such, but an equality-minded framework can be embedded in feminist empiricism. Londa Schiebinger (1999) brings these various theoretical models together under the term of ›liberal feminism‹.
- 9 It is questionable if this reductionism represents a form of essentialism as well. We can ask ourselves if the simple use of ›women‹ and ›men‹ categories implies an obligatory essentialist standpoint. In this case, it would suggest that all Feminisms before the ›post-structuralist turn‹ are essentialist, which remains questionable.
- 10 Law n° 78-17, 6th January 1978. The Act was modified in 2004.
- 11 Two exceptions exist to this rule: when the principle of anonymity is respected or when the individual offers his/her consent. It is thanks to these two exceptions that institutions such as the French National Institute of Statistics and Economical Studies (INSEE), the French National Institute of Demographic Studies (INED) or the French Study and Research Centre on Qualifications (CEREQ) are able to offer data on migrant populations.
- 12 This controversy is illustrated by the current dispute between civil society, social scientists and politicians in France. Examples of the ongoing debate are the *Ethnic Statistics Conference* (Paris, October 2006), and the petition by Jean-Francois Amadieu and Patrick Weil against ethnic statistics (2007). The proponents of ethnic statistics are the likes of Patrick Simon, Eric Fassin and Philippe Bataille (see Arnaud/Tassel 2007).
- 13 The European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia has been created by the European Union in the context of Article 13 of the Amsterdam Treaty in 1997.
- 14 For example, see the Durban Declaration in 2001, which followed the World Conference against Racism, Racial Discrimination, Xenophobia and Related Intolerance in 2001.
- 15 The conditions include the evaluation of French language skills, the creation of an integration contract for all family members, obliging the applicant of securing the families economic livelihood and lastly, state-sponsored DNA tests to prove biological relations.
- 16 The ›sticky floor‹ usually describes the forces keeping women at the bottom of the organisational pyramid.
- 17 On the concept of symbolic violence, see Bourdieu (1998).
- 18 The National Commission of Information and Freedom in France (CNIL) is an independent administrative authority protecting privacy and personal data.

Bibliography

- Arnaud, Didier/Tassel, Fabrice (2007): »Pas d'ethnique dans les statistiques.« In: *Libération*, 23rd february.
- Baxter, Janeen/Wright, Erik (2000): »The Glass Ceiling Hypothesis: a comparative study of the United States, Sweden, and Australia.« In: *Gender and Society*, 14, 2, pp. 275-294.
- Beaufays, Sandra/Krais, Beate (2005): »Femmes dans les carrières scientifiques en Allemagne: les mécanismes cachés du pouvoir.« In: *Travail, Genre et Société*, 14, pp. 49-68.
- Bereni, Laure (2007): »De la cause à la loi : les mobilisations pour la parité politique en France (1992-2000)«, http://tel.archives-ouvertes.fr/index.php?halsid=i9d75b6vgqns9vfqtf25ngdob4&view_this_doc=tel-00232810&version=1, (03.04.2008).
- Blum, Alain (2006): »Pourquoi des statistiques ethniques«, <http://www.strategie.gouv.fr/IMG/pdf/actesstatistiquesethniques101106.pdf>, (07.02.08).
- Boéton, Marie (2003): »Discrimination positive en France.« In: *Etudes: Revue de Culture Contemporaine*, 398, 2, pp. 175-184.
- Bourdieu, Pierre (1998): *La domination masculine*. Paris.
- Braidotti, Rosi (2003): »Feminist philosophies.« In: Eagleton Mary (ed.): *A Concise Companion to Feminist Theory*. Oxford. pp. 195-214.
- Britton, Dana/Williams, Christine (2000): »Response to Baxter and Wright.« In: *Gender and Society*, 14, 6, pp. 804-808.
- Coroller, Catherine (2007): »L'état ne peut définir l'identité nationale.« In: *Libération*, 22th june.
- Cotter, David et al. (2001): »The Glass Ceiling effects.« In: *Social Forces*, 80, 2, pp. 655-681.
- Crenshaw, Kimberlé (1998): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.« In: Phillips Anne (ed.): *Feminism and Politics*. New York, pp. 383-395.
- Davies, Kathy (2008): »Intersectionality as buzzword.« In: *Feminist Theory*, 9, 1, pp. 67-85.
- Delphy, Christine (1998): *L'ennemi principal: Economie politique du patriarcat*. Paris.
- Dimitrakopoulos, Ioannis (2006): »Comment construire les statistiques ethniques.«, <http://www.strategie.gouv.fr/IMG/pdf/actesstatistiquesethniques101106.pdf>, (07.02.08).
- Dubet, Francois (2006): »Une société inégalitaire.«, <http://www.ehess.fr/enseignements/cercles-banlieues/>, (15.01.08).
- Dubet, Francois (2006): »Que faire de l'idéal méritocratique.«, http://ep.inrp.fr/EP/colloques/colloque_repenser_justice/communication_francois_dubet/, (15.01.08).
- European Commission (2006) »Women and Science statistics and Indicators: She Figures 2006.«, http://kif.nbi.dk/She_Figures_2006.pdf, (07.02.2008).
- Felouzis, George (2006): »Pourquoi des statistiques ethniques.«, <http://www.strategie.gouv.fr/IMG/pdf/actesstatistiquesethniques101106.pdf>, (07.02.08).
- Ferree, Myra/Purkayastha, Bandana (2000): »Equality and cumulative disadvantage, response to Baxter and Wright.« In: *Gender and Society*, 14, 6, pp. 809-813.
- Gardey, Delphine (2005): »La part de l'ombre ou celle des lumières ? Les sciences et la recherche au risque du genre.« In: *Travail, Genre et Société*, 14, pp. 29-47.
- Guillaumin, Colette ([1972] 2002): *L'idéologie raciste. Genèse et langage actuel*. Paris.

- Haase-Dubosc, Danielle (1999): »Sexual Difference and Politics in France Today.« In: *Feminist Studies*, 25, 1, pp. 183-210.
- hooks, bell (1984): *Feminist theory: from margin to centre*. Boston.
- Keslassy, Eric (2007): »Loi sur l'immigration, les risques des statistiques ethniques.« In: *Libération*, 15th november.
- Landrieux-Kartochian, Sophie (2003): »Au delà du Plafond de verre? L'introduction de la dimension genre dans les politiques de gestion des ressources humaines.« In: *Les cahiers du CERGOR*, 03, 01, pp. 1-25.
- Lépinard, Eléonore (2007): *L'égalité introuvable. La parité, les féministes et la République*. Paris.
- Long, J. Scott/Fox, Mary (1995): »Scientific careers: Universalism and Particularism.« In: *Annual Review of Sociology*, 21, pp. 45-71.
- Ann Phoenix, Ann/Pamela Pattynama, Pamela (2006) »Intersectionality.« In: *European Journal of Women Studies*, 13, 3, pp. 187-192.
- Pourtaud, Danièle (2003): »Introduction aux Actes du Colloque: Carrières scientifiques et universitaires: à quand l'égalité hommes/femmes?«, <http://www.femmesetsciences.fr/colloques/colloqueaspert/actesaspert.pdf>, (11.02.08).
- Reskin, Barbara (1988): »Bringing the Men Back in: Sex Differentiation and the Devaluation of Women's Work.« In: *Gender and Society*, 2, 1, pp. 58-81.
- Reskin, Barbara/Padavic, Irene (1994): *Women and Men at Work*. Thousand Oaks.
- Roux, Patricia/Gianettoni, Lavinia (2007): »L'instrumentalisation du genre: une nouvelle forme de racisme et de sexisme.« In: *Nouvelles Questions Féministes*, 26, 2, pp. 92-108.
- Schiebinger, Londa (1999): *Has Feminism change Science?* Cambridge.
- Schnapper, Dominique (2006): »Etat des lieux, Etat des problèmes.«, <http://www.strategie.gouv.fr/IMG/pdf/actesstatistiquesethniques101106.pdf>, (07.02.08).
- Squires, Judith (2001): »Representing groups, deconstructing identities.« In: *Feminist Theory*, 2, 1, pp.1-27.
- Tabet, Paola (1998): *La construction sociale de l'inégalité des sexes. Des outils et des corps*. Paris.

Elisabeth Holzleithner

Durchquerungen.

Repräsentationen von Geschlecht im Rechtsdiskurs

Der Gedanke an das Recht löst bei vielen Menschen keine sonderlich angenehmen Assoziationen aus. Recht, so wird gemeinhin und nicht ohne Grund vermutet, ist ein Herrschaftsdiskurs, wird *von denen da oben* produziert und von einem System angewendet, das als fremd und fern anmutet. Ein Gericht will man lieber nicht von innen sehen. Allerdings trägt dieser Schein der Rechtsferne des eigenen Lebens. Wir sind als Rechtssubjekte in ein dichtes Netz rechtlicher Regelungen eingesponnen, und als Rechtssubjekte werden wir vom Recht von Anfang an nach dem Schema Frau/Mann kategorisiert. Im Rahmen des Rechtskurses werden vielfältige Repräsentationen von Geschlecht erzeugt, die einen erheblichen Einfluss auf jene Strukturen haben, welche unser tägliches Leben mit gestalten.

Im Folgenden werden einige rechtliche Erzeugnisse von Geschlecht exemplarisch vorgestellt. Es geht dabei einerseits darum, große Argumentationslinien nachzuzeichnen. Andererseits stellt sich im Zuge dessen auch die Frage, inwieweit ein Wandel der Geschlechterverhältnisse durch Recht angestoßen werden kann. Die folgenden Ausführungen fokussieren vorwiegend auf Konzeptionen von Geschlecht im Rahmen des Gleichstellungsrechts der Europäischen Union (EU). Sie münden anhand eines Beispiels aus der deutschen Judikatur in einer radikalen Infragestellung jener Art, wie Recht Geschlecht konstruiert und fragen schließlich, ob auf die rechtliche Kategorie des Geschlechts verzichtet werden könnte.

Elemente des Rechtsdiskurses¹

Recht tritt uns nicht als monolithischer Block entgegen, sondern ist ein äußerst vielschichtiges Phänomen. Im Zentrum des Rechts stehen die Rechtsnormen, wie sie von den zuständigen Organen erlassen werden: dem nationalen Gesetzgeber oder den zuständigen Instanzen der EU. Diese Rechtsnormen werden u.a. dadurch lebendig, dass sie von staatlichen Behörden angewendet werden; diese Anwendung funktioniert nach den Methoden der dogmatischen Rechtslehre, wie sie an rechtswissenschaftlichen Fakultäten gelehrt wird. Dabei werden generelle Normen mit den Mitteln der Interpretation auf einen individuellen Fall angewendet – mit dem Ziel, einen individuell-konkreten Rechtsakt zu schaffen. Im Fall einer sexuellen Belästigung kann das etwa bedeuten, dass ein Gericht ausspricht, der Belästiger habe eine bestimmte Geldsumme an Schadenersatz für jenen Schaden zu leisten, welcher der belästigten Person durch sein Verhalten erwachsen ist.

Gerichte wie Verwaltungsbehörden, Polizei und Gefängnisse sind genuine Bestandteile des Rechtsdiskurses, alle mit bestimmten, rechtlich definierten Kompetenzen. Diese Behörden treten sichtbar in Erscheinung: in der Art, wie die Gebäude und Räume gestaltet sind ebenso wie jene, die darin arbeiten und rechtliche Macht ausüben, gekleidet sind. Richterinnen und Richter tragen Roben, Polizistinnen und Polizisten tragen Uniformen. Roben und Uniformen unterscheiden diese Personen nicht nur äußerlich, sie transportieren spezifische Bedeutungen, sie signalisieren die Ausstattung mit Macht und damit auch den Anspruch des Rechts, Einfluss auf das Verhalten der Rechtssubjekte auszuüben. Ohne Zweifel: Recht ist ein Herrschaftsdiskurs. Es hat den Anspruch, dass all jene, die seiner Jurisdiktion unterworfen sind, ihr Verhalten an den rechtlichen Vorgaben orientieren, dass sie nicht dagegen verstoßen.

Damit das möglich ist, bedarf es eines hohen Institutionalierungsgrads. Recht und rechtsanwendende Organe müssen bekannt sein. Um einen Gedanken aus dem Abstract zum Symposium »Im Zeichen des Geschlechts – Re-presenting Gender«, aus dem heraus dieser Sammelband entstanden ist, aufzugreifen: »Bilder müssen gesehen werden, nur dann können sie wirken.« Beim Recht ist das analog: Recht muss gekannt werden, nur dann kann es wirken. Mehr noch: Die Rechtspraxis – das, was über sie im Umlauf ist – muss im Großen und Ganzen den Eindruck erwecken, dass es sinnvoll ist, sich an rechtliche Instanzen zu wenden; nur dann werden sie

auch in Anspruch genommen.² Beim Recht gibt es schließlich noch eine spezielle Wendung: Recht ist ohne Rücksicht darauf anzuwenden, ob die Rechtssubjekte seinen Inhalt gekannt haben oder nicht.³ Nur unter eng definierten Umständen kann man sich darauf berufen, man hätte eine Norm – etwa ein strafrechtliches Verbot – nicht gekannt; und selbst wenn man die Norm nicht gekannt hat, befreit das noch nicht von der rechtlichen Verantwortung, denn die Unkenntnis kann (und wird in den meisten Fällen aus der Perspektive der Gerichte) vorwerfbar sein.⁴

Derart enorme Macht bedarf der Legitimation. Für das Recht werden im Rahmen rechtsphilosophischer Auseinandersetzungen verschiedene Funktionen genannt, welche seine Herrschaft begründen sollen. Als fundamental gilt ein Zusammenspiel folgender Elemente: die Aufgabe des Rechts, den Friedenszustand herzustellen und zu bewahren; Rechtsstaatlichkeit und Gewaltenteilung als Formen der Bändigung rechtlicher Macht, einerseits durch die Bindung an die Gesetze, andererseits durch die Verteilung von Macht auf unterschiedliche Gewalten; schließlich das demokratische Zustandekommen des Rechts und seine Bindung an die Menschenrechte. Die Idee des liberal-demokratischen Rechtsstaats besteht darin, dass möglichst viele gesellschaftlich relevante Gruppen in angemessener Weise repräsentiert werden. Das bedeutet auch: Es kann und soll jenen Gruppen, die marginalisiert waren oder sind die Chance gegeben werden, mitzubestimmen.

Mitbestimmung verläuft üblicherweise – im Rahmen liberal-demokratischer Rechtsstaaten – über Formen der Repräsentation. Repräsentantinnen und Repräsentanten, so die Vorstellung, sollen Forderungen von Gruppen artikulieren, die allgemein zustimmungsfähig sind und so in den Gesetzgebungsprozess Eingang finden können. Häufig ist in aktuellen Auseinandersetzungen die Rede von einer *Krise der Repräsentation*. Die interne Vielfalt von Gruppen wird heute deutlicher gesehen als früher. Daher erachtet man es zunehmend als problematisch, wenn Gruppeninteressen durch RepräsentantInnen eingebracht werden, als könnte es so etwas wie ein homogenes Gruppeninteresse geben – etwa von *den Frauen*. Dieser Diagnose ist zuzustimmen, allerdings mit einer gewissen Einschränkung: Anders als über Repräsentation kann in komplexen Gesellschaften Politik nicht erfolgen, kann Recht nicht gestaltet werden. Repräsentation ist immer in der Krise und muss es zweifellos sein; das bedeutet aber nicht, dass man sie aufgeben könnte. Es bedeutet lediglich, dass das Bewusstsein der Anfechtbarkeit jeglicher Artikulation im Namen einer Gruppe präsent zu hal-

ten ist, und dass die RepräsentantInnen selbst in diesem Bewusstsein agieren.

Keine Rechtsordnung kann alle an sie gerichteten Anforderungen ohne Einschränkung erfüllen. Die genannten Legitimationskriterien – Friedenssicherung, Rechtsstaatlichkeit, Gewaltenteilung, Menschenrechte, Demokratie – sind so gesehen *Anforderungen* an die Rechtsordnung: sie soll legitim sein und die rechtlichen Institutionen sollen sich bemühen, diesen Anforderungen nachzukommen. Dann kann sich auch ein Vertrauen in diese Institutionen einstellen, deren Vertrauenswürdigkeit eben nicht selbstverständlich ist, sondern ein kostbares Gut, das zu erringen permanente Aufgabe des Rechtsdiskurses darstellt. Um das Funktionieren der Rechtsordnung muss man sich strebend bemühen.

Recht Macht Geschlecht: Gleichheit, Differenz, Diversität

Das gilt auch für jene Ziele westlicher Rechtsordnungen, auf die sie sich angeblich so selbstverständlich verpflichtet haben. Die Geschlechtergerechtigkeit gehört hier bekanntlich dazu. Aber die Gleichstellung der Geschlechter stellt sich nicht einfach ein, weil Rechtsordnungen verbieten, dass auf Grund des Geschlechts diskriminiert wird. Vielmehr ist das Recht in ganz fundamentaler Weise darin verstrickt, jene Geschlechter herzustellen, deren Gleichheit im Weiteren verbürgt werden soll – wenn es sich denn um ein echtes Bemühen handelt. Jeder Mensch ist nicht einfach Mann oder Frau, sondern jeder Mensch bekommt von der Rechtsordnung das eigene Geschlecht als Personenstand aufgestempelt. Auf dieser grundlegenden, ersten Unterscheidung, der man zu Beginn des Lebens nicht entkommt, bauen alle weiteren Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern auf. Das Recht entscheidet, ob einzelne Differenzierungen gerechtfertigt sind oder nicht – ob sie erlaubt sind oder verboten.

Ich möchte diese These im Folgenden anhand einiger Bestimmungen der Richtlinie 2006/54/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 5. Juli 2006 zur Verwirklichung des Grundsatzes der Chancengleichheit und Gleichbehandlung von Männern und Frauen in Arbeits- und Beschäftigungsfragen (Neufassung) explizieren.⁵ Diese Richtlinie definiert einen Standard rechtlicher Geschlechtergleichstellung, der von den EU-Mitgliedstaaten nicht unterschritten werden darf. Im Zuge dessen werden

Fälle eingeführt, in denen eine Differenzierung aufgrund des Geschlechts gerechtfertigt sein kann. Ich werde diese Fälle zunächst anhand des Richtlinientextes vorstellen und meine intensivere Auseinandersetzung mit einer kurzen Darstellung des Konzepts des Arbeitslebens einleiten, wie der Europäische Gerichtshof (EuGH) es konstruiert hat. Dabei wird sich herausstellen, dass in allen Fällen fest im Alltagswissen verankerte Vorstellungen darüber existieren, was ein Geschlecht ausmacht und was mit der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht verbunden ist. Über den Eingang in die Rechtsprechung des EuGH wird dieses Alltagswissen zu rechtlich-normativen Standards veredelt.

Gerechtfertigte Ungleichbehandlungen im Arbeitsleben

In folgenden Fällen ist laut EU-Richtlinie die Ungleichbehandlung aufgrund des Geschlechts gerechtfertigt:

1. Zum »Schutz der Frau, insbesondere bei Schwangerschaft und Mutterschaft« (Art. 28 RL 2006/54).
2. Wenn ein geschlechtsbezogenes Merkmal aufgrund der Art einer bestimmten beruflichen Tätigkeit oder der Bedingungen ihrer Ausübung eine wesentliche und entscheidende berufliche Anforderung darstellt, sofern es sich um einen rechtmäßigen Zweck und eine angemessene Anforderung handelt (Art. 14 Abs. 2 RL 2006/54).
3. Um die volle Gleichstellung von Männern und Frauen im Arbeitsleben zu gewährleisten, dürfen positive Maßnahmen gesetzt werden, welche die Berufstätigkeit des unterrepräsentierten Geschlechts erleichtern und die zum Ausgleich von Benachteiligungen in der beruflichen Laufbahn dienen (Art. 3 RL 2006/54 mit Verweis auf Art. 141 Abs. 4 EG-Vertrag).

Konstruktionen der Privatheit: Die Mutter und das Kind

Am ersten Fall möglicher Ungleichbehandlungen fällt sofort auf, dass zwar ein Schutz von Frauen bei Mutterschaft vorgesehen werden kann, nicht aber ein Schutz von Männern bei Vaterschaft. Diese Vorentscheidung,

Mütterlichkeit als besonders schützenswert anzusehen, ist seit den siebziger Jahren Bestandteil des europäischen Rechts der Geschlechtergleichstellung. Sie hat bereits früh gravierende Auswirkungen gezeitigt, beispielhaft im Fall *Hofmann gegen Barmer Ersatzkasse*.⁶ Dabei ging es u.a. um die Frage, wie denn das Verhältnis von Arbeitsleben und Privatleben europarechtlich zu deuten ist. Da dieses Verhältnis für das Geschlechterverhältnis von größter Bedeutung ist, stand hier auch auf dem Spiel, ob für die Geschlechter unterschiedliche Rollen vorgesehen werden dürfen und inwiefern das Recht darauf Bedacht nehmen soll und darf.

Was war geschehen? Herr Hofmann lebte zusammen mit seiner Lebensgefährtin und ihrem gemeinsamen Kind. Nach dem Mutterschutz ging seine Lebensgefährtin wieder arbeiten, und Herr Hofmann blieb einige Monate daheim beim Kind. Von seiner Firma ließ er sich beurlauben, und er stellte bei der Barmer Ersatzkasse einen Antrag auf ›Mutterschaftsgeld‹. Er argumentierte, das Ziel des Gesetzes bestehe primär darin, die Versorgung des Kindes zu gewährleisten, und dies könne durch einen Vater ebenso wie eine Mutter gewährleistet werden. Im Sinne der Gleichbehandlung stehe ihm daher der Anspruch auf das ›Mutterschaftsgeld‹ zu.

Der EuGH kam gar nicht so weit, sich auf diese Argumentation einzulassen. Er prüfte vielmehr die Frage, inwieweit die Auszahlung eines Mutterschaftsgeldes überhaupt eine Angelegenheit des Arbeitslebens ist. Bekanntlich gehören die Zuständigkeiten, die Frauen mit Blick auf Haushaltsführung und Kinderbetreuung immer noch geradezu naturwüchsig zu wachsen, zu den großen Hindernissen auf dem Weg zur Geschlechtergleichheit im Arbeitsleben. Demzufolge könnte es als logische Konsequenz angesehen werden, dass Gleichheit im Arbeitsleben auch Gleichheit beim Zugang zum ›Mutterschaftsgeld‹ (im Sinne eines Entgeltersatzes für die Betreuung eines Kindes nach Ablauf des Mutterschutzes⁷) bedeutet. Nicht zuletzt ergab sich das Recht darauf gerade aus dem Bestehen eines Arbeitsverhältnisses.

Der EuGH sah dies nicht so. Er formulierte vielmehr lakonisch, es sei nicht Gegenstand der Gleichbehandlungsrichtlinie, »die internen Verhältnisse der Familie zu regeln oder die Aufgabenteilung zwischen den Eltern zu ändern« (*Hofmann*, Rn 24). Nun wollte Herr Hofmann aber gar nicht, dass die Aufgabenteilung zwischen ihm und seiner Lebensgefährtin geändert wird – er wollte bloß die Möglichkeit haben, eine bezahlte Karenzzeit zur Betreuung seines Kindes in Anspruch zu nehmen. Dafür wäre allerdings Voraussetzung gewesen, dass die deutsche Rechtsordnung anerkennt,

dass es auch von der konventionellen Aufgabenverteilung unterschiedene Familienarrangements gibt, die der rechtlichen Absicherung bedürfen. Eine solche Sichtweise bzw. eine derartige Horizonterweiterung wollte der EuGH den EG-Mitgliedstaaten aber offenbar nicht verordnen. Die Entscheidung erklärt es für legitim, wenn nationale Rechtsordnungen die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der Familie zum Ausgangspunkt ihrer rechtlichen Bestimmungen machen und somit Diskriminierungen oder jedenfalls fragwürdige Ungleichbehandlungen festschreiben. Der EuGH proklamiert damit implizit, Gleichbehandlungsrecht müsse nicht progressiv sein. Es kann sich ruhig auf im Alltag verankerte Geschlechterstereotype stützen.

Die Entscheidung im Fall *Hofmann* stützt sich aber nicht nur auf die schroffe Abgrenzung von Privat- und Berufsleben. Sie nimmt auch in Anspruch, auf die besondere Situation von *Müttern* einzugehen. Die Richtlinie ermögliche es, so der EuGH, die Bedürfnisse von Frauen in doppelter Weise zu schützen:

Zum einen handelt es sich um den Schutz ihrer körperlichen Verfassung während und nach der Schwangerschaft bis zu dem Zeitpunkt, in dem sich ihre körperlichen und seelischen Funktionen nach der Entbindung normalisiert haben. Zum anderen geht es um den Schutz der Beziehung zwischen der Mutter und ihrem Kind während der Zeit, die sich an die Schwangerschaft und Entbindung anschließt, damit diese Beziehung nicht durch die Doppelbelastung auf Grund der gleichzeitigen Ausübung eines Berufs gestört wird (*Hofmann*, Rn 25).

Die Beziehung zwischen Mutter und Kind wird so in einer Weise ausgezeichnet, dass es nicht als notwendig angesehen wird, einer anderen primären Bezugsperson zum Kind ebenfalls ein *Recht* einzuräumen, diese Beziehung zu pflegen. Die »Mütterlichkeitsideologie« (McGlynn 2000), die der EuGH in dieser Entscheidung reproduziert, findet schließlich noch Ausdruck in der doch kühnen Behauptung, dass »allein die Mutter dem unerwünschten Druck ausgesetzt sein kann, ihre Arbeit verfrüht wieder aufnehmen zu müssen« (*Hofmann*, Rn 26). Dem ist entgegenzuhalten, dass der Druck, der auf betreuungswillige *Väter* ausgeübt wird, ihre Laufbahn eben nicht zu unterbrechen, bekanntlich ganz beträchtlich und ein relevanter Grund dafür ist, warum nur wenige Männer Karenzzeiten zur Kinderbetreuung in Anspruch nehmen (Eurobarometer Report 2004: 20-22). Deren Engagement in diesem Bereich wäre aber wesentlich, um ein Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern herzustellen, was die Entscheidung betrifft, wer sich um den Nachwuchs kümmern wird und wer einem Unternehmen ohne Einschränkungen zur Verfügung steht. Daher ist auch die

Einführung eines verpflichtenden »Vatermonats«⁸ ernsthaft in Betracht zu ziehen.

Davon ist die EU allerdings weit entfernt. Erst Mitte der neunziger Jahre etablierte die *Richtlinie 96/34/EG zu der von UNICE, CEEP und EGB geschlossenen Rahmenvereinbarung über Elternurlaub*⁹ ein individuelles Recht jedes Elternteils auf Elternurlaub für die Dauer von mindestens drei Monaten, wenn ein Kind geboren oder adoptiert wird. Die Anspruchsberechtigung kann bis zum Alter des Kindes von acht Jahren gehen. Jenseits dieser Mindestdauer macht das Europarecht keine Vorgaben. Das bedeutet, eine auch nur annähernde Gleichbehandlung aller Elternteile ist europarechtlich nicht geboten.

Schutzbedürftigkeiten des ›schwachen Geschlechts‹

Die Richtlinie geht in der Eröffnung der Möglichkeit, Vorschriften zum ›Schutz der Frau‹ zu erlassen, über den ›Sonderfall‹ Schwangerschaft und Mutterschaft hinaus. Es fragt sich freilich, warum die Gleichbehandlungsrichtlinie nur *Frauen* für in besonderer Weise schutzwürdig erklärt und mit Blick auf die Schutzbedürftigkeit von *Männern* schweigt bzw. sichtlich davon ausgeht, dass eine solche nicht existiert. Männlichkeit wird derart als allgemeiner Maßstab fixiert, von dem Frauen abweichen, auf deren ›besondere Bedürfnisse‹ dann eingegangen werden kann. Diese Sichtweise sollte dem Gleichstellungsrecht nicht mehr zugrunde liegen. Auf normativer Ebene könnte dies so gestaltet werden, dass *geschlechtsspezifische* Schutzbedürftigkeiten eine unterschiedliche Behandlung rechtfertigen könnten. Mit dieser Zugangsweise könnte nicht zuletzt einiger historischer Ballast entsorgt werden. Der ›Schutz‹ des ›schwachen Geschlechts‹ vor diversen angeblich schädlichen Einflüssen hat immer auch als Vehikel zur Ausgrenzung und zur Einschränkung der Autonomie von Frauen gedient.

Die Judikatur interpretiert die Schutznorm richtiger Weise ohnehin eng. Das zeigt exemplarisch die Entscheidung im Fall *Stoeckel*,¹⁰ mit welcher der EuGH ein in Frankreich nur für Frauen geltendes *Nachtarbeitsverbot* für richtlinienwidrig erklärt hat. Der EuGH argumentierte, »die Gefahren, denen Frauen durch Nachtarbeit ausgesetzt sind, [würden] sich allgemein ihrem Wesen nach« nicht von jenen Gefahren unterscheiden, »denen auch Männer ausgesetzt sind« (*Stoeckel*, Rn 15). Zumal könne der in der Nacht

größeren Gefahr von Überfällen durch andere Maßnahmen entgegenwirkt werden als durch ein Frauennachtarbeitsverbot (*Stoeckel*, Rn 16), das, wie der EuGH spitz anmerkte, »im Übrigen zahlreichen Ausnahmen« (*Stoeckel*, Rn 14) unterlag.

Mit Blick auf die ebenfalls vorgebrachte Argumentation, die Übernahme von Nacharbeit würde die Belastung von Frauen durch familiäre Pflichten verstärken, verwies der EuGH knapp auf seine schon in *Hofmann* vorgetragene Argumentation, die Richtlinie habe nicht zum Gegenstand, »die internen Verhältnisse der Familie zu regeln oder die Aufgabenteilung zwischen den Eltern zu ändern« (*Stoeckel*, Rn 17). Diese Argumentation bleibt dürftig, dennoch ist das Ergebnis zu begrüßen. Es ist nicht einzusehen, warum nur Frauen davor geschützt werden sollen, mit Nacharbeit – oder mit früh am Morgen beginnender Arbeit – (besser) zu verdienen.

Richtige Männer und Frauen in Waffen

Kommen wir zu jener Bestimmung der Gleichbehandlungsrichtlinie, die es ermöglicht, bestimmte Berufe einem Geschlecht vorzubehalten, wenn das Wesen der Arbeit und die Umstände ihrer Durchführung dies nahelegen. Auf den ersten Blick mag es rätselhaft erscheinen, wann diese Norm greifen soll. Der EuGH hatte sich in diesem Zusammenhang des Öfteren mit der Frage zu befassen, ob Frauen von Berufsfeldern ausgeschlossen werden dürfen, in denen sie Waffen tragen, mit ihnen hantieren oder kämpfen sollen. So ließ der EuGH im Fall *Johnston*¹¹ den Ausschluss von Frauen aus der Polizei in Nordirland mit der Begründung gelten, es lasse »sich nicht ausschließen, dass bei schweren inneren Unruhen die Gefahr von Anschlägen auf Polizistinnen erhöht wird, wenn diese Schusswaffen tragen, und dass dies daher den Erfordernissen der öffentlichen Sicherheit zuwiderläuft« (*Johnston*, Rn 36). Warum dies der Fall sein sollte, blieb unaufgeklärt. Die Behauptung wurde vielmehr als mögliche Einschätzung einer nationalen Autorität hingenommen.

Der EuGH beeilte sich unter Verweis auf die entsprechende Bestimmung in der Gleichbehandlungsrichtlinie hinzuzufügen, es sei »in regelmäßigen Abständen zu prüfen, um unter Berücksichtigung der sozialen Entwicklung festzustellen, ob die Ausnahme von der allgemeinen Regelung der Richtlinie noch aufrechterhalten werden kann« (*Johnston*, Rn 37). Hier

waren es die *Umstände* der beruflichen Tätigkeit, die gegebenenfalls eine Ungleichbehandlung von Frauen rechtfertigen konnten. Gleichzeitig lehnte der EuGH die Begründung des Ausschlusses über eine besondere Schutzbedürftigkeit von Frauen ab: »Es ist nicht ersichtlich, dass Frauen bei der Ausübung ihres Dienstes bei der Polizei in einer Lage wie der in Nordirland herrschenden anderen Risiken und Gefahren ausgesetzt sind als Männer bei der Ausübung desselben Dienstes« (*Johnston*, Rn 45).

Drei weitere Aufsehen erregende Fälle betrafen die Situation von Frauen im Militär und damit den sehr heiklen Bereich der äußeren Sicherheit. Regelungen des Militärs liegen (nur) insoweit in der Kompetenz des EuGH, als das Militär einen *Arbeitsplatz* darstellt, der für Männer und Frauen diskriminierungsfrei zugänglich sein soll. Allerdings bleibt die Organisation der Truppen in der Befugnis der einzelnen Mitgliedstaaten. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung sind die folgenden, nicht unumstrittenen Urteile des EuGH zu verstehen.

In einer ersten Entscheidung erklärte der EuGH es für legitim, Frauen von Elitekampftruppen wie den britischen *Royal Marines* auszuschließen.¹² Diese würden sich als »Speerspitze« von den übrigen Truppen in gravierender Weise unterscheiden: »Es handelt sich um eine Truppe von geringer Personalstärke, deren Angehörige an vorderster Front eingreifen müssen.« Jedes Mitglied der Einheit, selbst Köche, hätten »tatsächlich auch als Angehörige eines Kampftrupps zu dienen«; alle Mitglieder der Einheit würden zu diesem Zweck eingestellt und ausgebildet und es gebe »im Zeitpunkt der Einstellung keine Ausnahme von dieser Regel« (*Sirdar*, Rn 30) der »allseitigen Verwendbarkeit«. Sie vor allem würde »rechtfertigen, dass diese Einheiten ausschließlich aus Männern bestehen« (*Sirdar*, Rn 31).

Egal nun, wie man zu solchen Kampfeinheiten und Elitetruppen steht – die Begründung bleibt rätselhaft. Was denn genau an der allseitigen Verwendbarkeit ist es, das Frauen als ungeeignet erscheinen lässt? Können sie nicht kämpfen? Gefährden sie die Truppenmoral? Verführen Frauen Männer dazu, sich im Fall einer Gefahr kavalierartig um sie zu kümmern, sodass die Kampfkraft der Truppe gefährdet wäre? Oder wäre es zu umständlich, nach Geschlechtern differenzierte Duschen und Toiletten einzurichten? Vorstellungen solcher Art scheinen mir im Hintergrund der Entscheidung zu stehen, und sie wurden aus nachvollziehbarem Grund nicht in den Urteilstext aufgenommen: Sie sind nämlich allesamt nicht überzeugend und der EuGH hätte seine Entscheidung damit noch angreifbarer gemacht. Die *British Marines* nehmen bis heute keine Frauen auf.¹³

Ähnlich konfliktträchtig war der nächste Fall, den der EuGH in diesem Feld zu entscheiden hatte.¹⁴ In *Kreil* ging es um die Frage, ob die deutsche Bundeswehr Frauen die Berufslaufbahn über die Arbeit als Sanitäterin oder in der Militärmusik hinaus öffnen musste – alle anderen Felder waren ihnen versagt, weil sie dann mit Waffen hätten hantieren müssen. Eine solche Regelung erschien dem EuGH als unverhältnismäßig: Ein »Ausschluss, der für nahezu alle militärischen Verwendungen in der Bundeswehr gilt«, könne »nicht als eine Ausnahmemaßnahme angesehen werden, die durch die spezifische Art der betreffenden Beschäftigungen oder die besonderen Bedingungen ihrer Ausübung gerechtfertigt wäre« (*Kreil*, Rn 27). Das Raunen im Blätterwald der deutschen Rechtswissenschaft war beträchtlich; es wurde kontrovers diskutiert, ob der EuGH mit dieser Entscheidung seine Kompetenz überschritten habe (Köster/Schröder 2001). Die Bundeswehr jedenfalls reagierte prompt und kompromisslos: Nach einer Änderung des Grundgesetzes¹⁵ wurde Frauen der Zugang zu allen Positionen und Aufgabenfeldern eröffnet.

Es erstaunt nicht, dass im Lichte einer solchen Judikatur letztlich auch die allgemeine Wehrpflicht für Männer auf den Prüfstand gestellt werden musste.¹⁶ Alexander Dory, ein wehrpflichtiger Deutscher, argumentierte, die Wehrpflicht diskriminiere Männer im Arbeitsleben insofern, als sie einem temporären Berufsverbot gleichkomme und derart den Einstieg in das Berufsleben verzögere (*Dory*, Rn 22). Das war dem EuGH als Anknüpfungsmoment an den Arbeitsprozess zumal in einem derartig heiklen Bereich wie der nicht im Kompetenzbereich der EU liegenden nationalstaatlichen Organisation der Streitkräfte zu wenig. Die Wehrpflicht, so hatte die deutsche Bundesregierung ausgeführt, könne »zur demokratischen Transparenz des Militärapparats, zum nationalen Zusammenhalt, zum engen Kontakt zwischen Streitkräften und Bevölkerung sowie zu der im Verteidigungsfall erforderlichen Mobilmachungsfähigkeit der Streitkräfte beitragen« (*Dory*, Rn 37). Solchen Argumenten wollte sich der EuGH nicht verschließen. Offen bleibt, was die von der deutschen Bundesregierung verfolgten Ziele mit dem Geschlecht der Rekruten zu tun haben. Wir müssen dieses Problem hier allerdings nicht vertiefen.¹⁷

Weil nicht sein kann, was nicht sein darf: zur Unverfügbarkeit der Zweigeschlechtlichkeit im Rechtsdiskurs

Bleiben wir noch kurz bei der Wehrpflicht und werfen einen Blick auf einen Satz, den das Amtsgericht München vor einigen Jahren in einem Urteil notiert hat: »Wehrpflicht und Ehe sind [...] nur zwei der wesentlichen Institute, die eine Zuordnung des Menschen zu einem der beiden Geschlechter voraussetzen.«¹⁸ Diese Aussage kann in Zusammenhang mit jenem Problem verstanden werden, dem sich das Gericht zu stellen hatte: einem Antrag auf Berichtigung des Geschlechtseintrags. Die antragstellende Person forderte, statt als »weiblich« als »Zwitter« eingetragen zu werden. Sie berief sich unter anderem darauf, das Gesetz schreibe nicht vor, dass das einzutragende Geschlecht nur männlich oder weiblich sein kann; daher stehe einem Eintrag als Zwitter auch gar nichts im Wege. Diese im Lichte der durchgängig die Binarität der Geschlechter voraussetzenden Rechtslage durchaus kühne Interpretation des Begriffs ›Geschlecht‹ ist raffiniert – aber konnte sie auch das Gericht überzeugen?

Der Amtsrichter näherte sich dem Problem zunächst so, dass er versuchte herauszufinden, was der Fall ist: mit welchem Phänomen er es also zu tun hat. Dafür konsultierte er den bekannten *Pschyrembel klinisches Wörterbuch*. Das dort niedergelegte Wissen fand umfänglich Eingang in die Entscheidung. Der Amtsrichter zitierte:

Beim Menschen werden [...] das chromosomale, das gonadale, das genitale, das psychische und das soziale Geschlecht unterschieden. Diese [...] Parameter weisen nicht bei jedem Menschen in allen Qualitäten auf das gleiche Geschlecht hin. Vielmehr werden verschiedene Formen der sogenannten Intersexualität beschrieben, eine körperliche Beschaffenheit [...], die sich zwischen den typischen Merkmalen des weiblichen und des männlichen Geschlechts bewegt oder eine Mischform darstellt.

Mit diesem medizinischen Befund könnte eine Interpretation wie jene der antragstellenden Person problemlos begründet werden. Es gibt eben medizinisch betrachtet Personen, die intersexuell sind; wenn das so ist, dann kann auch ihr Geschlecht entsprechend eingetragen werden. Der Richter aber las diese Ausführungen anders. Er knüpfte an den Begriff »Mischform« an. Bei jedem der Elemente (chromosomal, gonadal, genital, etc.), so die Logik, wird von der Medizin jeweils eine männliche und eine weibliche Komponente ausgemacht. Die Medizin zieht diese Unterscheidung gleichsam auf jeder Ebene durch, und selbst wenn jemand intersexuell ist, lassen sich bei dieser Person trotzdem noch die einzelnen männlichen oder weibli-

chen geschlechtlichen Komponenten ausmachen. Dass sie nicht ›zusammenpassen‹, tut dann nichts zur Sache. Entsprechend sieht die richterliche Schlussfolgerung aus. »Daraus ergibt sich, dass die medizinische Wissenschaft die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen als gegeben voraussetzt.«

Der Antrag wurde abgewiesen. Zu schwer wog neben der kreativen Interpretation der medizinischen Information ein ›Grundgedanke‹ der deutschen Rechtsordnung, den der Richter einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts entnehmen konnte: Die deutsche Rechtsordnung und das soziale Leben in Deutschland gehen von dem Prinzip aus, »dass jeder Mensch entweder ›männlichen‹ oder ›weiblichen‹ Geschlechts ist und zwar unabhängig von möglichen Anomalien im Genitalbereich.«¹⁹ An dieser Stelle ist nun das Phänomen der Intersexualität über den Begriff der rein äußerlichen Anomalie vollends zum Verschwinden gebracht worden.

Die antragstellende Person focht das Urteil mit Beschwerde an, doch auch vor dem Landgericht München hatte sie nicht mehr Erfolg.²⁰ Das Landgericht stellte zunächst fest, die antragstellende Person sei gar kein echter Zwitter, sondern ein bloßer Pseudohermaphrodit und als solcher (aufgrund des Überwiegens weiblicher Geschlechtsmerkmale) eigentlich ohnehin eine Frau. Intersexualität sei zudem gar keine eigene Geschlechterkonfiguration, sondern ein Oberbegriff für »Störungen der sexuellen Differenzierung«; schon von daher könne ein Eintrag als Zwitter nicht in Frage kommen. In einem beispielhaften Zusammenwirken von rechtlicher und medizinischer Macht kommt es hier zu einer vollwirksamen Pathologisierung, durch die das Anliegen, im eigenen Sosein anerkannt zu werden, nicht das Licht des subjektiven Rechts erblicken kann: Intersexualität ist rechtlich gesehen kein Phänomen, sondern ausschließlich eine Krankheit und als solche in angeblich legitimer Weise zum Verschwinden zu bringen.

Aber kann es wirklich nur zwei geben? Ist es dermaßen undenkbar, einen Personenstand ›intersexuell‹ vorzusehen, der – wie im vorliegenden Fall – auf Antrag verliehen wird? Ich kann dieser Frage hier nicht weiter nachgehen, möchte sie aber noch etwas radikaler zuspitzen: Brauchen wir denn überhaupt einen rechtlichen Personenstand? Was wäre mit der Abschaffung des rechtlichen Personenstands gewonnen oder verloren? Es wäre zweifellos naiv zu glauben, dass damit die Geschlechterproblematik aus der Welt wäre. Es gibt ja auch Rassismus, ohne dass die ohnehin nicht existente ›Rasse‹ im Personenstand festgelegt wäre. Aber würden durch die Abschaffung der fixen Zuweisung des Geschlechts im Recht Bemühungen um Geschlechtergerechtigkeit eher erschwert oder eher erleichtert?²¹

Verschiedene Probleme wären jedenfalls aus der Welt: Die Schwierigkeiten, die Transsexuelle durchlaufen, um das angenommene Geschlecht eintragen zu lassen oder die leidige Problematik der als heterosexuell institutionalisierten Ehe. Vorbei wären die Tage, an denen der EuGH (mittlerweile ohnehin überholt) formulieren kann: »Es steht [...] fest, dass der Begriff Ehe nach in allen Mitgliedstaaten geltender Definition eine Lebensgemeinschaft zweier Personen verschiedenen Geschlechts bezeichnet.«²² Spitzfindig hatte man noch hinzugefügt, dass durch eine solche Norm niemand diskriminiert werde, denn es stehe jeder Person, gleich welcher sexuellen Orientierung, offen, eine Person des anderen Geschlechts zu heiraten.

Jenseits dieser unangemessenen juristischen Logik stellt sich, wenn man die Problematik zuspitzen möchte, noch die Frage, ob denn mit der Abschaffung des Geschlechts nicht auch die Abschaffung der Ehe einher gehen sollte. Queer TheoretikerInnen artikulieren schon seit langem ihr Unbehagen mit der Forderung von Teilen der Lesben- und Schwulenbewegung, dass die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet werden sollte. Lauthals tönt es, vor allem auf Christopher Street Day-Paraden: »Wir wollen heiraten!« Ist dieser Slogan vielleicht gar nicht subversiv, sondern vielmehr eine Befestigung der herrschenden Ordnung mit ihren Vorstellungen von sexueller Anständigkeit und unschlampigen Verhältnissen? Jede Antwort auf diese Fragen kann nur mit einem wenig wagemutigen »Das kommt darauf an« eingeleitet werden. Einerseits zeigt der massive homophobe Widerstand gegen die Heiratsforderung, dass es sich um weit mehr als eine bloße Bestätigung der herrschenden Ordnung handeln würde. Andererseits ist der Traum vom rechtlich sanktionierten Zusammenleben in einer monogamen, auf Dauer angelegten Beziehung nicht gerade kulturrevolutionär. Alison Bechdel (2004) bringt diese Spannung in einem fabelhaften Comic auf den Punkt (s. Abb. auf der nächsten Seite).

Legal Gender Studies: Leben mit dem Paradox

Ich verstehe die brillante Formulierung dieses Heiratsantrags als Aufforderung, die Spannung auszuhalten, die dadurch entsteht, dass eine Forderung unmöglich einfach progressiv oder einfach konservativ ist. Jede politische Praxis, die auf Transformation der herrschenden Ordnung ausgerichtet ist und *Neues* hervorbringen will, trägt gleichzeitig die Spuren des *Alten*. Dar-



Take Me To The Clark On Time

an ist nichts grundsätzlich Schlechtes. Man sollte es aber wissen. Nehmen wir nur als Beispiel die Abschaffung des Geschlechts als rechtliche Kategorie. Damit ist im Fall des Bestehens der Wehrpflicht verbunden, dass auch Frauen eingezogen werden müssten. Das ist eine Konsequenz, die von vielen Feministinnen abgelehnt würde; und es ist nur ein Grund, warum der Gedanke, das Recht könnte auf die Kategorie Geschlecht verzichten, erhebliche Widerstände erzeugt. Ist es dann überhaupt noch möglich, sich in effizienter Weise für die Gleichstellung der Geschlechter einzusetzen? Würde der Gleichstellungspolitik damit nicht vielmehr der Boden unter den Füßen entzogen? Und könnte die Abschaffung der Ehe im Lichte der Tatsache, dass sie Rechte und Verantwortlichkeiten verteilt, nicht erhebliche negative Effekte für Frauen bedeuten, die im Schutz der Institution bisweilen besser leben als ohne?

Sichtlich ist es nicht einfach, radikale Rechtspolitik im Namen von Frauen und sexuellen Minderheiten zu betreiben, ohne sich in tiefe Kontroversen zu verstricken. Das Dilemma der Repräsentation, ihre ganz grundlegende Problematik, holt die RepräsentantInnen in diesem Feld unausweichlich ein. Dazu kommt, wenn man sich im Rechtsdiskurs bewegt, dass das Recht mit seinem systematischen Rekurs auf die eigenen Traditionen gleichsam naturgemäß eine konservative Schlagseite hat. Damit muss leben, wer sich mit Legal Gender Studies einlässt. Das macht auch einen Teil ihres Reizes aus: Der Versuch, das Recht mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Das hat der Disziplin geschuldete Grenzen, die es sich allerdings immer wieder auszuloten lohnt.

Anmerkungen

- 1 Ähnliche Gedanken finden sich in Holzleithner (2002: 13-21).
- 2 Bei der Inanspruchnahme von Recht ist ein Gender Gap festzustellen. Daher ist die wichtige »Frage nach den Bedingungen der Nutzung des Rechts« (Baer 2001: 47) zu stellen.
- 3 Siehe den aus 1811 stammenden § 2 des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs: »Sobald ein Gesetz gehörig kund gemacht worden ist, kann sich niemand damit entschuldigen, daß ihm dasselbe nicht bekannt geworden sey.«
- 4 Vgl. § 17 dStGB Verbotsirrtum. »Fehlt dem Täter bei Begehung der Tat die Einsicht, Unrecht zu tun, so handelt er ohne Schuld, wenn er diesen Irrtum nicht vermeiden konnte. Konnte der Täter den Irrtum vermeiden, so kann die Strafe nach § 49 Abs. 1 gemildert werden.«
- 5 Diese Richtlinie ersetzt einige frühere Richtlinien, darunter die ursprüngliche Gleichbehandlungsrichtlinie (76/207/EG), die derzeit noch in der Fassung der geänderten Fassung (2002/73/EG des Europäischen Parlaments und des Rates) gilt.
- 6 12.07.1986, Rs. 184/83, Slg. 1986, 3047. Urteile des Europäischen Gerichtshofs sind mit Randnummern versehen; einzelne Zitate beziehen sich jeweils darauf.
- 7 Nach *heutiger* Rechtslage in Deutschland ist diese Möglichkeit gegeben; siehe das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz vom 5. Dezember 2006 (BGBl. I S. 2748), geändert durch Artikel 6 Abs. 8 des Gesetzes vom 19. August 2007 (BGBl. I S. 1970).
- 8 Die *Kinderfreunde* etwa haben eine entsprechende Unterschriftenaktion gestartet. http://www.kinderfreunde.at/index.php?action=Lesen&Article_ID=4876, vom 04.03.2008.
- 9 ABl. Nr. L 145 vom 19/06/1996, S. 4-9.
- 10 *Strafverfahren gegen Alfred Stoeckel*, 25.07.1991, Rs. C-345/89, Slg. 1991, I-4047.
- 11 *Marguerite Johnston gegen Chief Constable of the Royal Ulster Constabulary*, 15.05.1986, Rs. 222/84, Slg. 1986, 1651.
- 12 *Angela Maria Sirdar gegen The Army Board und Secretary of State for Defence*, 16.10.1999, Rs C-273/97, Slg. 1999, I-7403.
- 13 »Women can join the Royal Navy and serve in all branches with the exception of the Mine Clearance Diver Branch, as a member of the Submarine Service or as a Royal Marines Commando. These exclusions are for medical reasons.« In: <http://www.royal-navy.mod.uk/server/show/nav.6113>, vom 31.01.2008.
- 14 *Tanja Kreil gegen Bundesrepublik Deutschland*, 11.01.2000, Rs. C-285/98, Slg. 2000, I-69.
- 15 Gesetz zur Änderung des Grundgesetzes (Art. 12a GG) vom 19.12.2000, dBGBI. 2000 I, S. 1755.
- 16 *Alexander Dory gegen Bundesrepublik Deutschland*, 11.03.2003, Rs. C-186/01, Slg. 2003, I-2479.
- 17 Siehe zum Verhältnis der Entscheidungen *Dory* und *Kreil* z.B. Raible 2003.
- 18 AG München, Beschluss vom 13.09.2001, 722 UR III 302/00; NJW-RR 2001, 1586-1587.
- 19 BVerfGE 46, 286, 298.
- 20 LG München I, Beschluss vom 30.06.2003 – 16 T 19449/04; NJW-RR 2003, 1590-1591.

- 21 Siehe zu diesen Fragen den Beitrag von Angela Kolbe im vorliegenden Band und die darin angeführte weiterführende Literatur.
- 22 *D und Königreich Schweden gegen Rat der Europäischen Union*, 31.05.2001, verbundene Rechtssachen C-122/99 P und C-125/99 P, Slg. I-04319, Rn 34.

Literatur

- Baer, Susanne (2001): »Inklusion und Exklusion. Perspektiven der Geschlechterforschung in der Rechtswissenschaft.« In: Verein Pro FRI – Schweizerisches Feministisches Rechtsinstitut (Hg.), *Recht Richtung Frauen. Beiträge zur Feministischen Rechtswissenschaft*. Lachen/St. Gallen, S. 33-58.
- Eurobarometer Report (2004): »Europeans' Attitudes to Parental Leave.« http://europa.eu.int/comm/employment_social/news/2004/sep/parental_leave_en.htm, (31.01.2008).
- Holzleithner, Elisabeth (2002): *Recht Macht Geschlecht. Legal Gender Studies*. Wien.
- Köster, Constantin/Schröder, Jan (2001): »Eine beachtenswerte Kompetenzüberschreitung – Frauen an die Waffe.« In: *Neue Juristische Wochenschau*, S. 273-274.
- McGlynn, Clare (2000): »Ideologies of Motherhood in European Community Sex Equality Law.« In: *European Law Journal*, 29-44.
- Raible, Karen (2003): »Compulsory Military Service and Equal Treatment of Men and Women – Recent Decisions of the Federal Constitutional Court and the European Court of Justice (*Alexander Dory v. Germany*).« In: *German Law Journal* 4, S. 299-308.

Bildrecht

Copyright © Alison Bechdel 2004. Mit freundlicher Genehmigung der Künstlerin.

Angela Kolbe

No Sex? Überlegungen zur Abschaffung der juristischen Kategorie Geschlecht¹

Die Einteilung der Menschen in ausschließlich zwei Geschlechter ist eine Grundlage der bestehenden Gesellschaft und damit auch der Rechtsordnung. Dabei wird im Alltag davon ausgegangen, dass jeder Mensch körperlich in eines der beiden Geschlechter ›männlich‹ oder ›weiblich‹ eingeordnet werden kann. Diese Einordnung impliziert die Ausbildung einer entsprechenden Geschlechtsidentität und einer sozialen Rolle, sowie der ›passenden‹ sexuellen Orientierung im Sinne von heterosexuellem Begehren. Nicht alle Menschen aber haben einen biologisch oder anatomisch eindeutig klassifizierbaren Körper, wie z. B. Intersexuelle.² Außerdem verfügt nicht jede/r über eine als eindeutig ›weiblich‹ oder ›männlich‹ zu bezeichnende Geschlechtsidentität, wie beispielsweise transidente Menschen.³ Die Zuordnung eines Menschen zu einem der beiden (juristischen) Geschlechter, die anhand des äußeren körperlichen Erscheinungsbildes erfolgt, wird unmittelbar nach der Geburt von ÄrztInnen und Eltern durchgeführt und bedeutet somit zugleich Fremdbestimmung und Zwangskategorisierung. Nicht alle Menschen werden durch die dichotom ausgestaltete rechtliche Kategorie ›Geschlecht‹ repräsentiert. Die rechtliche Kategorisierung des Geschlechts ist für nicht wenige Menschen mit erheblichen Schwierigkeiten und Diskriminierungen verbunden, was dem Wesen und Selbstverständnis modernen Rechts widerspricht. Dabei handelt es sich nicht um eine Problematik, die nur geschlechtliche ›Sonderlinge‹ wie Inter- oder Transsexuelle betrifft. *Jeder* Mensch wird in eine dieser Kategorien eingeordnet und muss sich in seiner Entwicklung an den damit verbundenen geschlechtlichen Normvorstellungen abarbeiten, diese verinnerlichen oder verwerfen.

Das Recht geht bislang nahezu ausschließlich davon aus, dass die Kategorie ›Geschlecht‹ nur Frauen und Männer umfasst. Dies scheint so selbstverständlich zu sein, dass es dafür keiner gesetzlichen Normierung bedarf.

Nicht einmal die Verfassung erläutert, welche Geschlechter es gibt und wie diese zu bestimmen sind (Sacksofsky 2005: 428). Nichtsdestotrotz werden nicht nur in der Verfassung, sondern auch in einfachen Gesetzen die Kategorie ›Geschlecht‹ und ihre Unterkategorien ›Mann‹ und ›Frau‹ verwendet. Eine Problematisierung der rechtlichen Kategorie ›Geschlecht‹ im Sinne einer Infragestellung ihrer Binarität ist in diesem Zusammenhang bislang kaum erfolgt. Nur eine geringe Zahl von WissenschaftlerInnen setzt sich bisher damit auseinander (siehe z.B. Plett 2003a; Büchler/Cottier 2005; Cottier 2007; Elsuni 2007; Holzleithner in diesem Band). In ihren Vorschlägen spiegelt sich ein Dilemma wieder, welches Kategorisierungen grundsätzlich mit sich bringen: Auf der einen Seite ermöglicht die Schaffung neuer oder die Ausweitung bestehender Kategorien die Anerkennung marginalisierter Gruppen und bietet durch die Aufnahme in das Recht Schutz vor Diskriminierung. Zudem erleichtern Kategorien die Anwendung des Rechts auf einzelne Fälle und Lebenssachverhalte. Auf der anderen Seite führen Kategorisierungen durch die Definition ihres Inhalts und ihrer Grenzen zur Festschreibung von Identitäten und zu Exklusionen.

In diesem Zusammenhang möchte ich folgenden Fragen nachgehen: Könnte das Recht auf die juristische Kategorie ›Geschlecht‹ verzichten? Wäre ein solcher Verzicht sinnvoll? Wäre er realisierbar? Diese Fragen sollen exemplarisch an einigen Rechtsbereichen, wie dem Personenstandsrecht, dem Eherecht, der Wehrpflicht, dem Recht über die eingetragene Lebenspartnerschaft und weiteren Rechtsgebieten, durchgespielt werden. Dabei werde ich argumentieren, dass eine rigorose Eliminierung des Geschlechts aus dem Recht, zumindest zum heutigen Zeitpunkt, nicht sinnvoll ist. Deshalb werden nachfolgend weitere Vorschläge diskutiert, wie mit dem Problem des juristischen Geschlechts auch umgegangen werden kann, um insbesondere die Situation intersexueller Menschen zu verbessern.

Geschlecht im Recht

Vor dem Entstehen der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1949 enthielt das deutsche Recht noch relativ viele Regelungen, die auf das Geschlecht des Rechtssubjekts Bezug nahmen und unterschiedliche Rechte und Pflichten für Männer und Frauen festlegten. Diese Vorschriften beinhalteten meist Diskriminierungen gegenüber Frauen und mussten nach dem Inkraft-

treten des Gleichberechtigungsartikels im Grundgesetz im Jahr 1949 beseitigt werden bzw. wurden nach einer Übergangszeit ab dem Jahr 1953 unwirksam.⁴

Heute findet sich die Kategorie ›Geschlecht‹ zunächst im Personenstandsgesetz. Das Personenstandsgesetz verlangt die Eintragung des Geschlechts in das Geburtenbuch innerhalb einer Woche nach der Geburt eines Kindes (§ 16 I PStG). Das Gesetz selbst gibt aber nicht vor, welche Eintragungsmöglichkeiten es gibt. Erst ein dazugehöriger Gesetzeskommentar, der das Personenstandsgesetz auslegt, verrät, dass nur die Eintragung ›Knabe‹ oder ›Mädchen‹ zulässig ist (Gaaz, in: Hepting/Gaaz 2000: § 21, Rdnr. 71). Auf diese Feststellung beziehen sich Rechtsprechung und große Teile der Literatur und konstituieren so die ›herrschende Meinung‹.

Ein weiterer wichtiger Rechtsbereich, in dem das Geschlecht noch eine bedeutende Rolle spielt, ist das Eherecht. Zwar verwendet der Gesetzestext weder die Kategorie ›Frau‹ oder ›Mann‹ noch ›Geschlecht‹, dennoch wird allgemein von der Erfordernis einer Verschiedengeschlechtlichkeit der Ehepartner ausgegangen (siehe z.B. BVerfGE 105, 313, 342; Coester-Waltjen, in: von Münch/Kunig 2000: Art.6, Rdnr. 9).

Weiterhin ist die Kategorie ›Geschlecht‹ im Gesetz über die eingetragene Lebenspartnerschaft zu finden. Hier wird die Gleichgeschlechtlichkeit der Partner vorausgesetzt.

Das Grundgesetz spricht in Art. 3 Abs. 2 GG von ›Männern‹ und ›Frauen‹, die gleichberechtigt sind. In Art. 3 Abs. 3 GG verbietet es u.a. die Bevorzugung oder Benachteiligung wegen des Geschlechts. Außerdem beinhaltet es eine Wehrpflicht nur für ›Männer‹ (Art. 12 a GG).

Weitere Regelungen – mit geringerer Bedeutung – sind z.B. das Verbot für Frauen, im Bergbau unter Tage tätig zu sein, oder das Verbot für minderjährige Mädchen, im Rotlichtviertel zu arbeiten.⁵

Komplette Abschaffung der Kategorie ›Geschlecht‹

Welche Auswirkungen hätte eine Entfernung der Kategorie ›Geschlecht‹ aus der gesamten Rechtsordnung?

Zunächst wären durch den Verzicht diverse Diskriminierungen bzw. Ungleichbehandlungen im Recht aufgehoben bzw. müssten aufgehoben werden. Verschiedene Normen, wie zum Beispiel die aktuelle Vorschrift

über die Wehrpflicht, wären nicht mehr anwendbar. Etwaige Neuformulierungen würden die Diskussion über bestimmte Themen, wie die Wehrpflicht nur für Männer, neu eröffnen. Rechtliche Institute wie die Ehe stünden dann allen Geschlechtern offen.

Die Abschaffung der Kategorie ›Geschlecht‹ hätte nach Andrea Büchler und Michelle Cottier zudem eine befreiende Wirkung, da Biologisierung, Ontologisierung und Essentialisierung der Geschlechterdifferenz rechtlich nicht mehr abgesichert wären. Zudem würde damit verdeutlicht, dass das vorherrschende Zweigeschlechtermodell einem Wandel unterliegt (Büchler/Cottier 2005: 131 f.).

Gegen die völlige Abschaffung der Kategorie ›Geschlecht‹ im Recht wird die wegfallende Schutzmöglichkeit gegenüber Diskriminierungen angeführt. Tatsächlich wäre dann kein Vergleich zwischen Frauen und Männern mehr möglich. Geschlechtsbezogene Diskriminierungen und Hierarchien wären durch die Abschaffung der Kategorie ›Geschlecht‹ allerdings nicht einfach verschwunden. Sie würden durch das Wegfallen der Kategorie aber unbenennbar (Engel 2001: 359). Es wäre dann nicht mehr möglich, gerichtlich gegen Diskriminierungen wegen des Geschlechts vorzugehen. Außerdem fielen sämtliche Regelungen weg, die explizit der beruflichen Förderung von ›Frauen‹ dienen (Quoten etc.) (vgl. Sacksofsky 2004). Neben der Familie gibt es gerade in den Bereichen von Arbeit und Beruf immer noch große Ungleichheiten. Bei einer völligen Entfernung der Kategorie ›Geschlecht‹ aus der Rechtsordnung wäre auch eine geschlechtsneutrale Formulierung wie ›unterrepräsentiertes *Geschlecht*‹ nicht mehr möglich. Die Juristin Sarah Elsuni, die die Notwendigkeit juristischer Kategorien insbesondere im Antidiskriminierungsrecht untersucht hat, betont, dass ein Arbeiten mit Kategorien notwendig ist, um das rechtliche Instrument des Diskriminierungsverbotes überhaupt nutzen zu können (Elsuni 2007). Eine komplette Entfernung der Kategorie ›Geschlecht‹ aus der Rechtsordnung ist daher (noch) nicht sinnvoll.

Die Schweizer Rechtswissenschaftlerin Michelle Cottier schlägt als Ausweg aus diesem Dilemma vor, Geschlecht als Zuschreibung (*ascription*) anzusehen, da dadurch Ungleichheiten und Diskriminierungen rechtlich präziser angegangen werden könnten. Dann sei auch zu erkennen, dass ungleiche Behandlungen auf der Zuschreibung von Kategorien beruhen. Die Kategorien ihrerseits seien mit bestimmten Annahmen verbunden, welche Merkmale und welche Position in der Gesellschaft die mit der Kategorie bezeichnete Personengruppe besitzt. Die einzigen Informationen, die

gebraucht würden um eine Diskriminierung anzuzeigen, wären dann, welche Kategorie der betreffenden Person zugeschrieben ist, und welche Annahmen und welche Position in der symbolischen Hierarchie mit dieser Kategorisierung verbunden sind. Dabei sei es nicht notwendig zu wissen, welches Geschlecht die Person ›tatsächlich‹ habe (Cottier 2007).

Dieses Konzept wirft einige Fragen auf: Die Zuschreibung erfolgt durch die diskriminierende Person, wie aber findet man heraus, welche Zuschreibung der ›Diskriminierer‹ vorgenommen hat? Wie wird die Zuschreibung gemessen, was ist der Maßstab? Es ist nicht unwahrscheinlich, dass am Ende ein ähnliches Ergebnis wie bisher auch vorliegen würde. Bei als Frauen zugeschriebenen Personen wäre wahrscheinlich in der Regel ebenfalls eine Diskriminierung festzustellen, wie vorher bei ›Frauen‹.

Ein völliger Verzicht auf das Merkmal ›Geschlecht‹ als Kriterium unzulässiger Ungleichbehandlung im Antidiskriminierungsrecht ist somit (noch) nicht möglich. In anderen Bereichen bzw. Regelungen, in denen das Geschlecht noch enthalten ist, stellt sich eine Abschaffung als weniger problematisch oder sogar als wünschenswert dar.

Weitere Vorschläge

Nachdem festgestellt wurde, dass eine völlige Abschaffung der Kategorie ›Geschlecht‹ (noch) nicht möglich ist, sollen nun mögliche Alternativen erörtert werden. Dabei werden zuerst einige Vorschläge diskutiert, bei denen weiter mit Kategorien gearbeitet wird, nämlich zum einen die Einführung einer oder mehrerer weiterer Geschlechtskategorien und zum anderen das Aufschieben der Kategorisierung auf einen späteren Zeitpunkt. Ein weiterer Vorschlag dreht sich um den Inhalt der Kategorie ›Geschlecht‹ bzw. deren Interpretation und ein letzter erörtert die Möglichkeit des Verzichts auf die Registrierung des Geschlechts im Geburtenbuch.

Die Einführung einer weiteren Kategorie

Es gäbe die Möglichkeit, eine dritte (oder vierte, fünfte etc.) Geschlechtskategorie einzuführen, da das Personenstandsgesetz nicht vorschreibt, welche Eintragungsmöglichkeiten es für die standesamtliche Registrierung

gibt. Dies wird insbesondere im Zusammenhang mit Intersexualität diskutiert (siehe Plett 2003a; Büchler/Cottier 2005).

Die Biologin Anne Fausto-Sterling schlägt eine Geschlechterordnung vor, die aus fünf Geschlechtern besteht: Neben Frauen und Männern soll es noch ›Herms‹ (echte Hermaphroditen), ›Merms‹ (männliche Pseudohermaphroditen) und ›Fermms‹ (weibliche Pseudohermaphroditen) geben (Fausto-Sterling 1993).⁶ Fünf Jahre später distanzierte sich Fausto-Sterling von ihrem Vorschlag, da sich dieses Fünf-Geschlechtermodell immer noch auf die Genitalien bezogen hatte. Die Geschlechtsidentität würde aber unabhängig von den Genitalien ausgebildet, man solle daher nicht auf diese fixiert sein (Fausto-Sterling 2000).

Grundsätzlich wäre es möglich, die juristischen Geschlechter beliebig zu vervielfachen, je nach dem wie man Geschlecht definiert. Die Ersetzung des Zweigeschlechtermodells durch ein Geschlechtermodell mit drei Geschlechtern oder auch fünf, wie es Fausto-Sterling vorschlug, impliziert allerdings nicht die Abschaffung jeglicher Geschlechtsdiskriminierung. Je größer die Anzahl der ›Geschlechter‹ würde, desto unpraktikabler würde dieses Geschlechtermodell. Zudem würde die geistige Anstrengung (»mental gymnastics«, Hird 2000: 358), Diskriminierungen zu rechtfertigen, aufwändiger.

Die Schaffung einer Eintragungsmöglichkeit wie ›Zwitter‹ oder ›intersexuell‹ würde aber eine rechtliche Grundlage dafür bereitstellen, Intersexualität nicht länger als Krankheit anzusehen, und wäre zudem ein Schritt zur Sichtbarmachung und gesellschaftlichen Akzeptanz intersexueller Menschen (vgl. Lang 2006: 215). Einige ForscherInnen argumentieren jedoch, dass die Schaffung einer dritten Kategorie letztlich auch wieder überwunden werden müsste, um eine vollständige Befreiung von Geschlechtskategorien und Zwangskategorisierungen zu erlangen. Sie sehen daher eine dritte Kategorie lediglich als Übergangslösung (vgl. Lang 2006: 215).

Ein so genanntes ›drittes Geschlecht‹ wird nicht von allen intersexuellen Menschen gewünscht (siehe die Nachweise bei Lang 2006). Angst vor einer neuen Zwangskategorisierung und Stigmatisierungen sind die Gründe für die Ablehnung. Geschlechterordnungen in anderen Kulturen, die ein ›drittes Geschlecht‹ aufweisen, werden zum Teil als freier und toleranter glorifiziert (Herdt 1996: 424 f.). Nach dem Psychologen Heino Meyer-Bahlburg ist es aber »nirgendwo besonders glorreich ein Drittes Geschlecht zu sein« (zit. n. Lang 2006: 187).

Es stellt sich auch die Frage, wer zu dieser dritten Kategorie gehören würde und ob die medizinische Diagnose die Voraussetzung für die Zugehörigkeit wäre. Intersexualität unterteilt sich nämlich in ganz unterschiedliche Arten und unterschiedliche Phänotypen, was eine eindeutige Bestimmung schwierig machen könnte. Damit bliebe aber die Definitionsmacht der Medizin über intersexuelle Körper bestehen. Das ›dritte Geschlecht‹ wäre dann ein ›Sammelbecken‹ für ganz unterschiedliche Menschen.⁷ Ihre Zusammenfassung unter einen einzigen Begriff würde ein- und ausschließend zugleich wirken und Identitäten festschreiben. Diese ausschließenden und universalisierenden Mechanismen wurden bereits beim Begriff ›Frau‹ von unterschiedlichen feministischen Strömungen wie dem *third world feminism* oder der lesbischen Frauenbewegung kritisiert.

Zudem bliebe laut Antke Engel die normierte Zweigeschlechtlichkeit unangetastet. Denn zum einen findet die ›Normalität‹ im Sinne von Mann oder Frau dadurch Bestätigung, indem der Abweichung ein Platz – in Form einer eigenen Geschlechtskategorie – zugewiesen wird, zum anderen bleiben für alle diejenigen, die nicht als Minderheit ausgegliedert werden, die ›entweder/oder-Logik‹ und der Zwang zur geschlechtlichen Eindeutigkeit bestehen (Engel 2001: 358). Die Einführung und Anerkennung eines dritten Geschlechts stellt die Kategorien ›männlich‹ und ›weiblich‹ nicht in Frage. Diese Kategorien bleiben weiterhin abgeschlossen und stereotyp.

Die Argumente gegen die Einführung einer dritten Kategorie zeigen, dass eine *zwangsweise* Kategorisierung generell problematisch ist. Der Zwang, dass ein bestimmtes juristisches Geschlecht mit einem spezifischen Körper (und Gender) verbunden sein muss, betrifft nicht nur Intersexuelle und Transsexuelle, sondern alle Menschen. Jeder Mensch bekommt nach der Geburt eines der binär organisierten Geschlechter zugewiesen und ›muss‹ bestimmte geschlechtsspezifische Verhaltensweisen und Eigenschaften entwickeln um die geschlechtliche Norm zu erfüllen.

Die Diskussion um die Schaffung einer dritten Kategorie für intersexuelle Menschen spiegelt das grundsätzliche Dilemma von (geschlechtlichen) Kategorien wider: Auf der einen Seite kann eine eigene Kategorie Anerkennung und Schutz vor Diskriminierung bedeuten, auf der anderen Seite führt sie zur Festschreibung von Identitäten und zu Exklusionen, da Normierungen immer auch zu Vereindeutigungen führen und damit Grenzüberschreitungen und Fluktuationen ausschließen (Sacksofsky 2005: 430).

Die Vervielfältigung von Geschlechtsidentitäten und damit auch die Vervielfältigung rechtlicher Geschlechtskategorien, zum Beispiel durch die

Schaffung einer dritten Eintragungsmöglichkeit, könnte aber ein Schritt auf dem Weg zu einer größeren Vielfalt geschlechtlicher Identitäten sein und letztendlich zur *Bedeutungslosigkeit* von Geschlecht führen, die ja eigentlich vom Recht auch gefordert wird, wie z.B. das Verbot der Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zeigt.

Provisorisches Geschlecht

Eine andere Option könnte sein, intersexuellen Kindern bei der Geburt zunächst nur ein provisorisches Geschlecht zuzuweisen. Die Eltern würden sich dann, wie gegenwärtig auch, nach der Geburt für ein Geschlecht entscheiden. Zu einem späteren Zeitpunkt, zum Beispiel bei Erreichen der Volljährigkeit könnte sich der/die Betroffene dann aber endgültig entscheiden (Rothärmel 2006: 284). Einen ähnlichen Vorschlag machte bereits 1909 der Jurist Eugen Wilhelm, der vorschlug, bis zur Volljährigkeit intersexuelle Menschen einem dritten Geschlecht (»zwitterhaft«) zuzuordnen. Im Alter von 21 Jahren sollten sich diese Menschen dann für eines der konventionellen Geschlechter ›Mann‹ oder ›Frau‹ entscheiden (Wilhelm 1909: 67).

Ein positiver Effekt wäre außerdem, dass geschlechtszuweisende Operationen in den Augen der ÄrztInnen und der Eltern intersexueller Kinder nicht mehr als notwendig erschienen, da gar nicht entschieden werden müsste bzw. könnte, an welches Geschlecht das äußere Erscheinungsbild des Kindes angepasst werden soll.

Ein provisorisches Geschlecht macht aber nicht nur für intersexuelle Menschen Sinn, bei denen eine eindeutige Geschlechtsbestimmung nicht möglich ist, sondern für alle Menschen. Auch für transsexuelle Menschen wäre ein Geschlechtswechsel damit wesentlich vereinfacht. Der Wechsel des Geschlechts würde dann ohnehin wesentlich ›normaler‹ sein, da *jede/r* sich zu einem bestimmten Zeitpunkt entscheiden müsste, ob er/sie sein/ihr Geschlecht behalten oder wechseln möchte. Die allgemeine Einführung eines provisorischen Geschlechts würde damit Intersexuelle und Transsexuelle mit ›normalen‹ Menschen gewissermaßen gleichstellen. Die ›Sensation‹, die eine ›Geschlechtsumwandlung‹ immer noch darstellt, ginge verloren.

Aufgrund der Normalisierung des Geschlechtswechsels würde Transsexualität nicht mehr als Krankheit gelten, was dem Empfinden vieler

transsexueller Menschen entspricht. Da die Zuordnung eines Geschlechts zumindest heute immer eine fremd- und keine selbstbestimmte Entscheidung ist, sollte die Zuweisung eines provisorischen Geschlechts daher für alle Neugeborenen gelten. Zu einem bestimmten Zeitpunkt könnte sich dann jede/r entscheiden, welches (juristische) Geschlecht er/sie in Zukunft haben möchte.

Womöglich würden bei der Einführung der Figur des »provisorischen Geschlechts« Befürchtungen aufkommen, dass manche Menschen versuchen würden, sich bestimmten geschlechtsspezifischen Pflichten zu entziehen. Zum Beispiel, dass bisherige Männer mit 18 Jahren ihr Geschlecht in ›weiblich‹ ändern lassen wollten, um dem Wehr- und Zivildienst zu entgehen. Solche Sorgen sind wohl eher unbegründet. Mit einem Geschlechterwechsel wären auch neue Pflichten und eine veränderte Anrede- und Zuschreibungspraxis verbunden, da der Personenstand dafür maßgeblich ist. So würden Männer, die nur um dem Wehrdienst zu entgehen, zum weiblichen Geschlecht wechseln, dann auch als ›Frau X‹ angeredet. Dies kann sich in der Alltagspraxis durchaus als eine größere Irritation gestalten als es aus einer theoretischen Betrachtungsweise erscheint.

Fraglich bleibt, wie viele Eintragungsalternativen es dann geben sollte. Sicher ist jedenfalls, dass lediglich zwei Kategorien nicht genug sind. Der große Vorteil dieses Konzepts ist, dass das juristische Geschlecht nicht mehr auf dem Körper beruht. Die Registrierung des Geschlechts erfolgte dann vielmehr aufgrund einer Selbstdefinition des Individuums, wie auch Cottier vorschlägt (Cottier 2007: 6). Dies verhindert Fremdbestimmung und ermöglicht durch die amtliche Registrierung gleichzeitig die Beweisbarkeit von Diskriminierungen.

Das psychische Geschlecht als entscheidendes Element der Geschlechtsbestimmung ist jedenfalls gegenwärtig im juristischen Diskurs im Aufwind. In einer Entscheidung zum Transsexuellengesetz hat das Bundesverfassungsgericht im Jahr 2005 das subjektive Geschlechtsempfinden als Kriterium für die rechtliche Bestimmung der Geschlechtszugehörigkeit deutlich aufgewertet (BVerfGE 115, 1, 15). Indem es der Geschlechtsidentität einen erhöhten Stellenwert (wenn nicht sogar den entscheidenden) zumaß, erklärte es damit faktisch die Annahme der Naturhaftigkeit des Geschlechts für obsolet. Das psychische Geschlecht wird somit vom Gericht nun nicht mehr als notwendig auf dem körperlichen beruhend angesehen. Dies lässt darauf hoffen, dass sich die Geschlechtsbestimmung generell zu einer mehr

an psychischen als an physischen Merkmalen orientierten Entscheidung entwickelt.

Erweiterte Auslegung von ›Geschlecht‹

Wie oben ausgeführt, ist es sinnvoll, auf die Kategorie ›Geschlecht‹ im Antidiskriminierungsrecht noch nicht zu verzichten. Allerdings wird eine Auslegung dieser Kategorie, die nur von männlich und weiblich bzw. Mann und Frau ausgeht, den Individualitäten der Menschen und ihrem Recht auf Diskriminierungsschutz nicht gerecht. Elsuni schlägt daher vor, die rechtliche Kategorie ›Geschlecht‹ möglichst weit auszulegen. Geschlecht würde dann nicht mehr nur die zwei konventionellen Alternativen umfassen, sondern noch vieles mehr, wie zum Beispiel Transsexualität und Intersexualität, Transgender und weitere Geschlechtsidentitäten (Elsuni 2007: 143). Die Bedeutungen der Kategorie sollen ständig hinterfragt werden, um dem Bedeutungswandel von Definitionen und damit unterschiedlichen und sich verändernden Identitäten gerecht zu werden (Elsuni 2007: 142 f.). Im Antidiskriminierungsrecht ist ein solches weites Verständnis der Kategorie ›Geschlecht‹ auch nicht mehr fern. Grundgesetzkommentare verstehen zwar bislang in der Regel unter Geschlecht im Sinne von Art. 3, Abs. 3 GG nur Frauen und Männer.⁸ Die Kommentare zum neuen Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz vertreten aber bereits eine solche weite Auslegung. So subsumieren zum Beispiel Däubler und Schiek intersexuelle und transsexuelle Menschen bereits unter die Kategorie ›Geschlecht‹ (Däubler, in: Däubler/Bertzbach 2007: § 1, Rdnr. 45; Schiek, in: Schiek 2007: § 1, Rdnr. 32; siehe auch Annuß 2006: 1630; Dieball, in: Degener et al. 2008: 152; a. A. Adomeit, in: Adomeit/Mohr 2007: § 1, Rdnr. 51 ff.).⁹

Eine Änderung des Personenstandgesetzes wäre eigentlich nicht notwendig, da dieses nur von ›Geschlecht‹ spricht und nicht vorgibt, welche Eintragungsmöglichkeiten im Geburtenbuch daraus resultieren. Bürokratisch würde das natürlich eine Umstellung bedeuten, da weitere Eintragungsmöglichkeiten neben ›Mädchen‹ und ›Knabe‹ eingeräumt werden müssten. Die entsprechenden Verwaltungsvorschriften müssten dafür korrigiert werden (Plett 2003b: 37).

Abschaffung der Registrierung im Geburtenbuch

Eine weitere Möglichkeit, die von Bächler und Cottier vorgeschlagen wird, ist die Abschaffung der *Registrierung* des Geschlechts im Geburtenbuch (Bächler/Cottier 2005: 132). Im übrigen Recht bliebe die Kategorie ›Geschlecht‹ bestehen, lediglich im Personenstandsrecht würde auf eine Feststellung des Geschlechts verzichtet. Hier wäre also ebenfalls zu überlegen, welche Auswirkungen dies auf die Rechtsbereiche hätte, die auf das Geschlecht Bezug nehmen:

Da zwischen Ehe und Lebenspartnerschaft unterschieden wird, und für ersteres eine Verschiedengeschlechtlichkeit und für zweiteres Gleichgeschlechtlichkeit vorausgesetzt wird, ist beim Eingehen einer solchen Verbindung die Kenntnis des Geschlechts der PartnerInnen notwendig. Allerdings möchte nicht jeder Mensch heiraten oder eine Lebenspartnerschaft eingehen. Zweckmäßig wäre daher, die Registrierung nur im Falle eines Heirats- bzw. Lebenspartnerschaftswunsches zu verlangen. (Besser noch wäre, wenn nicht zwischen den beiden rechtlichen Instituten unterschieden würde, sondern jede/r heiraten könnte, unabhängig vom Geschlecht der PartnerInnen).

Bezüglich der Wehrpflicht stünde man bei Wegfall der Registrierung vor praktischen Schwierigkeiten: Nach geltendem Recht können nur Männer für den Wehrdienst herangezogen werden, die Kenntnis des Geschlechts ist also notwendig. Die Bundeswehr richtet sich dabei nach den amtlichen Melderegistern. Eine Musterung oder Einberufung aller wehrpflichtigen Männer wäre dann nicht mehr möglich. Es müssten dann alle Geschlechter zur Wehrpflicht herangezogen werden oder niemand.¹⁰ Die so gestaltete Wehrpflicht ist allerdings eine Ungleichbehandlung, die Männer diskriminiert und daher ohnehin grundsätzlich verändert werden sollte.¹¹

Die wegfallende Registrierungspflicht würde den Eltern intersexueller Kinder jedenfalls den Druck nehmen, ihren Kindern ein Geschlecht zu weisen zu müssen. Die Kinder könnten dann erstmal ohne die daraus folgenden (für die physische und psychische Gesundheit problematischen) geschlechtszuweisenden Operationen aufwachsen. Ab dem 01.01.2009 wird es zwar möglich sein, sich eine Geburtsurkunde ohne Geschlechtseintrag ausstellen zu lassen (§ 59 II PStG in der Fassung ab 01.01.2009). Im Geburtenbuch bleibt aber die Registrierung des Geschlechts bestehen. Dennoch liegt damit eine Lockerung der ›Beweispflicht‹ des Geschlechts vor.

Fazit

Von den diskutierten Vorschlägen scheinen mir die erweiterte Auslegung und die Abschaffung der Registrierung diejenigen zu sein, die am einfachsten und schnellsten zu realisieren wären. Sie sind im Vergleich mit den anderen Vorschlägen eher unauffällig – es wird nicht plötzlich ein drittes Geschlecht geschaffen, für das die Gesellschaft noch nicht bereit ist – und doch wirkungsvoll. Sie entlasten die Eltern intersexueller Kinder von rechtlichem und gesellschaftlichem Druck durch den Verzicht auf die Registrierung und führen zu einer Anerkennung und zum Schutz intersexueller Menschen durch das weite Verständnis von ›Geschlecht‹.

Das Recht ist zwar nur ein Bereich, in dem zu einer Vervielfältigung von ›Geschlecht‹ und damit langfristig zu einer Bedeutungslosigkeit dieser Kategorie beigetragen werden kann. Der Rechtsdiskurs bietet aber ein Forum, um alternative Vorstellungen zu formulieren und neue Forderungen zu stellen. Weiterhin beinhaltet das Recht die Möglichkeit der Ausweitung von Kategorien. Die Kategorie ›Geschlecht‹ eignet sich dafür besonders gut, da es sich hierbei um einen grundsätzlich weiten Begriff handelt, unter dem vieles verstanden und subsumiert werden kann. Eine erweiterte Auslegung führt dann zu einer Inklusion und damit Repräsentation bislang ausgeschlossener Subjekte.

Anmerkungen

- 1 Für Anregungen danke ich Prof. Dr. Ute Sacksofsky, M.P.A. (Harvard) und Assistenzprofessorin Dr. Elisabeth Holzleithner.
- 2 Intersexuelle sind Menschen, die biologische Geschlechtsmerkmale von beiden Geschlechtern besitzen und deren Geschlecht daher nicht eindeutig zu bestimmen ist.
- 3 Transidente Menschen sind Personen, die zwar meistens einen biologisch eindeutigen Körper haben, sich aber mit der dazu zugeordneten Geschlechtsidentität und/oder Geschlechtsrolle nicht identifizieren können. Von ihnen werden heute diejenigen Transsexuelle genannt, die ihr Geschlecht komplett wechseln wollen und häufig auch eine operative Geschlechtsumwandlung anstreben. Menschen, die keine Geschlechtsumwandlung durchführen lassen wollen oder ihre Geschlechtsidentität zwischen männlich und weiblich, gemischt oder auch als ganz anders einordnen, werden Transgender genannt.
- 4 Siehe zum »Grundrecht auf Gleichberechtigung« Sacksofsky 1996.
- 5 § 64a Bundesberggesetz; § 1 Verordnung über das Verbot der Beschäftigung von Personen unter 18 Jahren mit sittlich gefährdenden Tätigkeiten vom 3. April 1964 (BGBl I S. 262).

- 6 Der Gründer des ersten Instituts für Sexualwissenschaft, Magnus Hirschfeld, der vier Gruppen von Geschlechtsmerkmalen unterschied und diese jeweils noch in Unterkategorien aufteilte, ging Anfang des 20. Jahrhunderts sogar von einer achtstelligen Zahl an Geschlechtsvarianten aus, nämlich 43.046.721 »Sexualtypen« (Hirschfeld 1926: 596).
- 7 Dies trifft aber wohl auch auf die Kategorien ›Frau‹ und ›Mann‹ zu.
- 8 Einzig Jarass fasst darunter auch »Hermaphroditen« (Jarass in Jarass/Pieroth 2007: Art. 3, Rdnr. 122).
- 9 Auch der EuGH vertritt diese Interpretation und stellte bereits mehrfach eine Diskriminierung wegen des Geschlechts im Zusammenhang mit Transsexualität fest (EuGH 30.04.1996 – C-13/94, NJW 1996, 2421; EuGH 07.01.2004 – C-117/101, NJW 2004, 1440). Fälle, in denen es um Intersexualität ging, hatte er meines Wissens noch nicht zu entscheiden. Wenn allerdings bereits das Anknüpfen am Auseinanderfallen von biologischem und psychologischem Geschlecht als Geschlechtsdiskriminierung gilt, muss dies doch erst recht für das Anknüpfen am Fehlen einer eindeutigen Zuordnung zum Geschlecht der Männer oder der Frauen gelten (siehe Schiek, in: Schiek 2007: § 1, Rdnr. 27).
- 10 Siehe dazu auch den Beitrag von Elisabeth Holzleithner in diesem Band.
- 11 Nach herrschender Meinung wird die Wehrpflicht nur für Männer für verfassungsgemäß gehalten (siehe z.B. BVerfGE 12, 45, S.52; Kokott, in Sachs 2007: Art. 12a, Rdnr. 4; Jarass, in: Jarass/Pieroth 2007: Art. 12a, Rdnr. 3). Auch die Verbote für Frauen unter Tage und für minderjährige Mädchen im Rotlichtmilieu zu arbeiten, stellen meiner Meinung nach verfassungsmäßig nicht zu rechtfertigende Ungleichbehandlungen dar – was nicht heißen soll, dass dies nun für Frauen und Mädchen erlaubt werden sollte; vielmehr sollte man sich überlegen, dies auch für Männer und Jungen zu verbieten. Sie verstoßen gegen Art. 3 II, III GG.

Literatur

- Adomeit, Klaus/Mohr, Jochen (2007): Kommentar zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz. Stuttgart.
- Annuß, Georg (2006): »Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz im Arbeitsrecht.« In: *Betriebs Berater*, Nr.30, S. 1629-1636.
- Büchler, Andrea/Cottier, Michelle (2005): »Intersexualität, Transsexualität und das Recht. Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption.« In: *Freiburger FrauenStudien*, 17, S. 115-140.
- Cottier, Michelle (2007): »Feminist, transgender and intersex visions of a gender-free society and the legal category of sex.« Vortrag gehalten auf der Internationalen Konferenz Law and Society in the 21st Century. Humboldt Universität Berlin, 25.-28.07.07.
- Däubler, Wolfgang/Bertzbach, Martin (Hg.) (2007): Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz. Handkommentar. Baden-Baden.

- Dieball, Heike (2008): »Diskriminierung wegen des Geschlechts.« In: Degener, Theresia/Dern, Susanne et al. Antidiskriminierungsrecht. Handbuch für Lehre und Beratungspraxis. Frankfurt/Main, S. 152-166.
- Elsuni, Sarah (2007): »Zur ReProduktion von Machtverhältnissen durch juristische Kategorisierungen am Beispiel ›Geschlecht‹.« In: Behmenburg, Lena/Berweger, Mareike et al. (Hg.): Wissenschaft(f)t Geschlecht. Machtverhältnisse und feministische Wissensproduktion. Frankfurt/Main, S. 133-147.
- Engel, Antke (2001): »Die VerUneindeutigung der Geschlechter – eine queere Strategie zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse?« In: Heidel, Ulf (Hg.): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Hamburg, S. 346-364.
- Fausto-Sterling, Anne (1993): »Five Sexes. Why male and female are not enough«, *The Sciences*, Vol.2. March/April.
- Hepting, Reinhard/Gaaz, Berthold (2000): Personenstandsrecht. Personenstandsgesetz Kommentar. Frankfurt/Main/Berlin.
- Herdt, Gilbert (1996): »Mistaken Sex: Culture, Biology and the Third Sex in New Guinea.« In: Herdt, Gilbert (ed.): Third Sex. Third Gender. Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History. New York, S. 419-445.
- Hird, Myra (2000): »Gender's nature: Intersexuality, transexualism and the ›sex/⟨gender⟩ binary«, *Feminist Theory*, Vol. 1, S. 347-364.
- Hirschfeld, Magnus (1926): Geschlechtskunde: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart.
- Jarass, Hans/Pieroth, Bodo (2007): Grundgesetz. 9. Aufl. München.
- Lang, Claudia (2006): Intersexualität. Menschen zwischen den Geschlechtern. Frankfurt/Main.
- Münch, Ingo von/Kunig, Phillip (2000): Grundgesetz-Kommentar. Bd. 1, Präambel. Art. 1-19, 5. Aufl. München.
- Plett, Konstanze (2003a): »Intersexualität als Prüfstein: Zur rechtlichen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit.« In: Heinz, Kathrin/Thiessen, Barbara (Hg.): Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche. Opladen, S. 323-336.
- Plett, Konstanze (2003b): »Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin.« In: Kohler, Frauke/Pühl, Katharina (Hg.): Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen. Opladen 2003. S. 21-41.
- Rothärmel, Sonja (2006): »Rechtsfragen der medizinischen Intervention bei Intersexualität«, *MedR*, S. 274-284.
- Sachs, Michael (2007): Grundgesetz. 4. Aufl. München.
- Sacksofsky, Ute (1996): Das Grundrecht auf Gleichberechtigung. Eine rechtsdogmatische Untersuchung zu Artikel 3 Absatz 2 des Grundgesetzes. 2. Aufl. Baden-Baden.
- Sacksofsky, Ute (2004): »Frauenförderung und Gerechtigkeit.« In: Löther, Andrea (Hg.): Erfolg und Wirksamkeit von Gleichstellungsmaßnahmen an Hochschulen. Bielefeld, S. 38-52.
- Sacksofsky, Ute (2005): »Die blinde Justitia: Gender in der Rechtswissenschaft.« In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Geschlechterforschung / Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Stuttgart, S. 403-443.
- Schiek, Dagmar (Hg.) (2007): Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz. München.
- Wilhelm, Eugen (1909): Die rechtliche Stellung der (körperlichen) Zwitter de lege lata und de lege ferenda. Halle.

Teil 5
Soziale Repräsentation:
zwischen Konvention und Variation

Leben durcharbeiten. Selbstverhältnisse von Angestellten in subjektivierten Arbeitsverhältnissen

Depression ist zu einem Massenphänomen geworden. Die Zahl der Fehl-tage von ArbeiternehmerInnen auf Grund von psychischen Leiden, wie beispielsweise Burn-Out Erkrankungen oder auch Tinnitus, sind gestiegen (IGES Institut für Gesundheits- und Sozialforschung GmbH 2006; Weber et al. 2006). Ist es »die Müdigkeit, man selbst zu sein« (Ehrenberg 2000: 103), die die Depressionen begründet? Der paradoxe Wandel des Selbst (Honneth 2002), wie er vielerorts beschrieben wird, scheint mit seinen neuen Wahlmöglichkeiten, der gestiegenen Autonomie bei gleichzeitig erhöhtem Risiko, die Subjekte und ihre Subjektivität zu fordern und – womöglich psychisch – zu überfordern. Das Subjekt steht nun im Zentrum seiner Lebensplanung, es kann und muss sich aber auch ganz und gar *selbst* verwirklichen.

Im vorliegenden Text wird diese Fokussierung auf das Selbst im Kontext des Wandels der Erwerbsarbeit diskutiert. Grundlage hierfür bildet mein soziologisches Promotionsprojekt. Zentrale Fragestellung in diesem ist, wie Angestellte, die mit Vertrauensarbeitszeit und Zielvereinbarungen arbeiten, ihre eigene Situation subjektiv erleben und welche Formen von sozialen Beziehungen dabei eine Rolle spielen. Im Gegensatz zu den derzeit prominenten soziologischen Beiträgen zum Thema möchte ich den dabei oft eingenommenen arbeitszentrierten Blick ablösen durch eine Perspektive auf soziale Beziehungen und die Beziehung zum Selbst, die ich hier als Selbstverhältnis und Anerkennungsverhältnis analysieren möchte. Im Zentrum meiner Forschung stehen Schicksale von zeitsouveränen Angestellten.¹ Man könnte einwenden, es handele sich dabei um Einzelschicksale einer kleinen, sehr spezifischen gesellschaftlichen Gruppe. Ich halte ihre Schicksale jedoch für prototypisch für die gegenwärtigen Umbrüche. Sie stehen für soziale Felder, in denen Verschiebungen in den kulturellen Deutungsmustern neue Ideen erfordern. Zudem, so meine These,

sind diese Deutungen immer weniger in kollektiven Sinnstrukturen aufgehoben. Ich möchte auf die Deutungsmuster und kulturellen Repräsentationen eingehen und die Deutungen und Prioritäten der Befragten, die mit diesen verknüpft sind, beleuchten. Es geht dabei um die Frage, welche kulturellen Repräsentationen den Befragten überhaupt zur Verfügung stehen, um ihre eigene Situation zu beschreiben.

Zentrale Annahme ist, dass die Sorge um sich heute paradoxe Kraft entfaltet: zum einen ist Selbstsorge *die* derzeitige neoliberale Anrufung an die Subjekte, zum anderen kann Selbstsorge zu Distanz von sozialen Anforderungen verhelfen. Entscheidend dabei ist ein Verständnis von Selbst als intersubjektivem Konzept, welches hier entfaltet werden soll. Die Argumentation verläuft in vier Schritten: Zunächst sollen derzeitige Diagnosen zur Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeit aufgegriffen und im Sinne meiner Fragestellung analysiert werden. Anschließend werden theoretische Zugänge zum Selbst und Selbstverhältnis dargelegt. Im Anschluss daran gehe ich mit diesem theoretischen Rüstzeug auf die empirische Untersuchung ein. Schließlich werden erste sich daraus ergebende Ergebnisse formuliert und der Bezug auf die Frage nach Selbstverhältnissen und kulturellen Repräsentationen und Deutungsmustern hergestellt.²

Das ›unternehmerische Selbst‹ und seine Sorgen

Der Wandel der Arbeit wird in den gängigen Debatten der Arbeits- und Industriesoziologie als »Subjektivierung von Arbeit« bezeichnet (Kleemann et al. 2002; Moldaschl et al. 2003; Nickel et al. 2005). Auch hier scheinen also die Selbstverhältnisse eine prominente Rolle einzunehmen. Was meint Subjektivierung von Arbeit?

Der Formenwandel der Erwerbsarbeit rufe die Subjekte verstärkt zu Selbstkontrolle, Selbstrationalisierung, Selbstökonomisierung auf, so die vielleicht prominenteste These, vorgetragen von Pongratz und Voß (Pongratz et al. 2004a, 2003, 2004b). Diese »Subjektivierung« oder »Entgrenzung« der Arbeit gerate, so die arbeitssoziologische Argumentation, zu einer zunehmenden Verpflichtung an die ArbeitnehmerInnen, die Grenzen zwischen Arbeitstätigkeit und Privatheit und damit einhergehend zwischen ›Arbeit‹ und ›Leben‹³ einzureißen und subjektive Eigenschaften, wie kommunikative und affektive Praktiken, in den Arbeitsprozess zu integrieren.

Aus dieser Perspektive spielt insbesondere die Flexibilisierung der Arbeitszeit und die damit erreichte Verschiebung von Arbeitszeit und Freizeit (Gottschall et al. 2005) oder noch stärker die Auflösung dieser beiden abgegrenzten Bereiche eine Rolle (Hochschild 2002). Insbesondere die Grenzen zwischen ›Innen‹ und ›Außen‹ des Betriebs, zwischen Arbeitszeit und Freizeit, zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt stehen, so die Argumentation, im Zuge der forcierten Flexibilisierung von Arbeit zur Disposition.

Verschiedene empirische Untersuchungen machen als den Prototyp der neuen Arbeitskraft den »Arbeitskraftunternehmer« (Pongratz et al. 2004a, b) aus, dieser muss vor allem eine Fähigkeit mitbringen: Selbststeuerung. Letztere, so eine hier vertretene Annahme, ist mit dem Risiko der Selbst-(über)forderung verbunden, da womöglich externe Anforderungen zu internen umgedeutet werden,⁴ zugleich eröffnet Selbststeuerung womöglich eine neue Weise des Verhältnisses zu sich selbst. Im Gegensatz zum taylorfordistischen Rationalisierungsparadigma nehmen postfordistische Management-Konzepte die ganze Person in den Blick (Kocyba 2000). Ulrich Bröckling, der Foucaults Ansatz der Gouvernementalität folgt, versteht die genannten Veränderungen als neoliberale Anrufung: Selbstmanagement sei *die* neue Form der Techniken des Selbst im Postfordismus. Dies gehe einher mit einer Ausbreitung der unternehmerischen Logik, die nun nicht alleine auf unternehmerischer Ebene angesiedelt ist, sondern die Subjektivierungsweise betrifft. Manageriales Denken, so Bröckling, wird auf alle Lebensbereiche angewendet und somit auch auf die Selbstverhältnisse der Menschen. Der damit entstehende neue normative Rahmen und die Imperative lauten: »Sei ein unternehmerisches Selbst«.⁵

Die überwiegenden Ergebnisse der Forschungen zu Subjektivierung von Arbeit diagnostizieren, dass es bei den in besonders subjektivierten oder entgrenzten Arbeitsverhältnissen Beschäftigten oftmals zu einer Verwechslung der Herrschafts- und Abhängigkeitsbeziehungen kommt.⁶ Dies gehe einher mit dem Eintauschen der Idee fremdbestimmter Tätigkeiten in ein integriertes Gefühl von Selbstbestimmung. Dazu merkt Baethge an, dass, »wer die Arbeit auf sich und nicht sich auf die Arbeit bezieht, womöglich zu einer prekären Verkennung der tatsächlichen Machtverhältnisse« neige (Baethge 1991: 10). Diese Verkennung erscheint als ein Phänomen der »herrschaftsstabilisierenden Realitätsverleugnung« (Eichler 2005: 212).⁷

Die eben dargelegten Diagnosen legen den Schwerpunkt auf makrosoziologische Beschreibungen. Zur Beantwortung meiner Frage fehlt eine Perspektive auf Subjektivität und die individuellen Deutungen und Praxen

der Individuen selbst. Daher werden im Folgenden verschiedene Zugänge zu ›Selbst‹ und Selbstverhältnissen dargelegt, zentral ist dabei der Blick auf Subjektivität und Intersubjektivität.

Selbstverhältnisse

Michel Foucaults Idee der Selbsttechnologie, die er von der Antike herleitet, ist eng verwoben mit einem Begriff von Selbstverhältnis (Foucault 1984; 1989a; 1989b; 2004). Technologien des Selbst werden mit Foucault als »gewusste und gewollte« Praktiken verstanden, die das Selbst transformieren und modifizieren.⁸ Foucaults Begriff von Subjektivität meint in erster Linie ein Sich-zu-sich-Verhalten (Foucault 1989a), das ein Sich-Verhalten zur eigenen Existenz ist (Fink-Eitel 2002). Dieses bedeutet zudem, dass sich das Subjekt zu den Weisen seiner Unterwerfung von sich aus verhalten kann, sich ihnen fügend oder widersetzend.⁹ Dieses Selbstverhältnis geht in der Antike, in der Foucault schürft, einher mit der »Sorge um Sich«, die heute vor allem als Zwang erscheint, sich selbst steuern zu müssen. Die Forderung Foucaults, zu analysieren, wie Techniken der Herrschaft sich der Prozesse bedienen, in denen Individuen auf sich selbst einwirken, und umgekehrt Selbsttechnologien in Zwangs- und Herrschaftsstrukturen integriert werden, gewinnt damit eine neue Qualität.

Entscheidend für meine Argumentation ist Foucaults Verständnis des Selbstverhältnisses als sozialer Beziehung. Selbstsorge allein als autarke – oder besser: atomistische – Fähigkeit zu betrachten, wie dies gerne von den Gouvernamentalitätstheoretikern angenommen wird, verkennt die Dimension der Anerkennung. Die Erfahrung des Umsorgt-Werdens stellt eine notwendige Voraussetzung für das Selbstverhältnis dar, so die Argumentation analytischer und sozialpsychologischer Theorien der Anerkennung wie sie beispielsweise von Jessica Benjamin, Axel Honneth oder Charles Taylor formuliert werden (Benjamin 1988; Honneth 1994; Taylor 1996).¹⁰ Die konkrete Erfahrung des Anderen ist in diesem Sinne Bedingung des Selbstverhältnisses. Die Kernthese der Anerkennungstheorie Benjamins und Honneths ist, dass gegenseitige Anerkennung zwischen Subjekten eine Grundbedingung menschlicher Existenz ausmache. Dabei geht es um das stetige austarieren der »inneren und äußeren Realität« (Winnicott 2002: 23) und der notwendigen Spannung zwischen Selbstbehauptung und gegensei-

tiger Anerkennung (Benjamin 1988).¹¹ Anerkennung begründet somit das Selbstverhältnis des Menschen und basiert auf der Tatsache, dass die Subjekte sich »wechselseitig in ihrer konkreten Bedürfnisnatur bestätigen und damit als bedürftige Wesen anerkennen« (Honneth 1994: 152).

Diese Ansätze nehmen Bezug auf die Thesen der relationalen Psychoanalyse und damit auf Intersubjektivität.¹² Relationale Psychoanalyse begründet einen Paradigmenwechsel in der Konzeption der psychoanalytischen Theorie und stellt Intersubjektivität in ihr Zentrum (Altmeyer et al. 2006). Das Subjekt wird dieser Auffassung nach geformt von und ist eingebettet in eine Matrix von Beziehungen mit anderen. Diese Matrix von Beziehungen formt das ganze subjektive Erleben, Denken, Sprechen und Handeln von Anfang an und durchgehend. Die Psyche ist damit nicht mehr primär als Kompromiss zwischen Trieb und Abwehr zu sehen, sondern als Zusammensetzung von relationalen Konfigurationen. Dieser Ansatz hilft somit Subjektivität nicht als Ergebnis rein endopsychischer und damit vorgesellschaftlicher Triebkonflikte zu verstehen. Subjektivität ist also intersubjektiv vermittelt.

Anerkennungsverhältnisse sind, ebenso wie auch die Arbeitverhältnisse, in bestimmte Geschlechterarrangements eingelassen. Anknüpfend an feministische Theorien zu ›Care‹ und der eben genannten Theorie Jessica Benjamins, kann von einer Polarisierung der Fähigkeit zur Selbstbehauptung und Abhängigkeit entlang der Geschlechterverhältnisse ausgegangen werden.¹³ Care wird verstanden als eine interaktive Praxis im privaten wie öffentlichen Raum mit benennbaren strukturellen Voraussetzungen wie materielle und zeitliche Ressourcen sowie inhaltliche, beziehungsförderliche Gestaltungsmöglichkeiten. Im Mittelpunkt stehen Fragen der Gerechtigkeit und Verantwortlichkeit. Die Dichotomisierung gesellschaftlichen Lebens in eine hierarchische Ordnung von öffentlicher und nachgeordneter privater Sphäre und die Zuordnung von Care zu letzteren bedingen die Entwertung der Sorgepraxen. Hier folgt das Konzept den Ideen zur Geschlechterpolarisierung Jessica Benjamins. Die Anerkennung von Bedürftigkeit und wechselseitiger Abhängigkeit wird im Konzept des Care in den Mittelpunkt gestellt und dieses grenzt sich somit von den Vorstellungen der soziologischen und sozialphilosophischen Diskurse um Souveränität und Autonomie ab. Der autonome Erwachsene wird in letzteren Theorien vorausgesetzt, ohne dass der Frage seiner Sozialisation und alltäglichen Reproduktion Bedeutung geschenkt würde (Benhabib 1995; Conradi 2001).¹⁴

Der besondere Beitrag, den die Care-Theorien zu einem Konzept von Selbst leisten können, ist ein Subjektivitätsverständnis, dass die Angewiesenheit von Menschen auf andere impliziert und dabei auf die Geschlechterverhältnisse und daraus resultierende geschlechterdifferente Selbst- und Anerkennungsverhältnisse eingeht (Eckart 2008).

Man könnte einwenden, dass die Care-Ethik nicht immer angemessen die ungleichen, hochgradig abhängigen oder gar unterdrückenden Bedingungen berücksichtigt, unter denen viele der Care-Praxen, insbesondere der von Frauen, erscheinen. Ebenso ist es wichtig die Geschlechterdifferenzen selbst zu beobachten, die durch die dominanten Strukturen die Selbstaufopferung und Unterwürfigkeit unter dem Deckmantel von ›Care‹ beständig aufrechterhalten werden. Grundsätzlich ist es also von Belang einen kritischen Blick auf das Konzept von Selbst und das Modell der Beziehung zu richten, mit welchem die Care-Ethik operiert. Hierzu Sasha Roseneil:

We should be wary that advocating an ethics of care might involve endorsing a model of self which is so fundamentally relational that any sense of individuality, separateness, and capacity to act autonomously is negated. (Roseneil 2004: 414)

Es geht also darum, ein Konzept von Selbst zu etablieren, welches sowohl das Eingebundensein in Beziehungen und Machtbeziehungen berücksichtigt als auch die Idee autonomer Handlungen und Individualität zulässt. Es ist eben genau dieses Spannungsfeld, welches für das Konzept ›Selbstverhältnis‹ berücksichtigt werden muss.

Die empirische Untersuchung

Im Fokus der empirischen Untersuchung stehen, wie bereits aufgezeigt, die Veränderungen der Erwerbsphäre, was mit dem Begriff Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeit bezeichnet wurde. Die von mir befragten Personen sind mit zwei Elementen der Arbeitsorganisation konfrontiert: Durch die Selbststeuerung ihrer eigenen Arbeitszeit sowie die Regulierung ihrer eigenen Tätigkeit aufgrund von Zielvereinbarungen. Meine Annahme ist, dass diese Arbeitsorganisation ein erhöhtes Maß an Selbstregulierung und damit verbunden die Sorge um Sich erfordert, was womöglich Auswirkungen auf das Selbstverhältnis und die sozialen Beziehungen der Befragten hat. Konkret schließen sich an meine Überlegungen folgende Fragen an: Wie gehen die Leute mit den Anforderungen um? Was bedeutet dies für

ihre Erfahrungen und Beziehungen mit anderen? Welches Verhältnis, welche Beziehung haben sie zu sich selbst? Wie ist das subjektive Erleben des Einzelnen in der spezifischen Situation?

Ich habe mit Frauen und Männern im Alter von 30-45 Jahren, die als sogenannte *Zeitsouveräne*¹⁵ in verschiedenen Branchen¹⁶ arbeiten, leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Der Leitfaden orientierte sich teilweise an Untersuchungen zur alltäglichen Lebensführung, ich habe aber bewusst weniger auf die Synchronisation der anfallenden Arbeiten abgezielt, sondern auf die sozialen Beziehungen und Selbstsorge-Praxen der Befragten (Diezinger 2004; Jurczyk et al. 1993). Dabei habe ich mich am Vorgehen Sasha Roseneils aus dem Projekt *Friends & Unconventional Partnership* orientiert (Roseneil et al. 2004). Zudem hat der Leitfaden mit einer biografischen Einstiegsfrage begonnen.¹⁷

Deutungsmuster und Praxen

Auf den ersten Blick scheinen die Deutungsmuster der Befragten und die damit zusammenhängenden Alltagspraxen recht konventionell. Die Arrangements orientieren sich an der existierenden fordistischen Arbeitsorganisation mit der klassischen Nine-to-Five Arbeitswoche mit einem ›freien‹ Wochenende. Alle der Befragten, das ist ein Merkmal dieser spezifischen Arbeitsorganisation, arbeiten über die vertraglich vereinbarte Arbeitszeit hinaus.¹⁸ Dies deckt sich mit arbeitssoziologischen Studien zur Vertrauensarbeitszeit, die ebenfalls konstatieren, dass Angestellte, die neuerdings mit Vertrauensarbeitszeit beschäftigt sind, länger arbeiten als vor der Einführung der Vertrauensarbeitszeit und zudem auch Arbeit in das Wochenende mitgenommen wird (Böhm et al. 2004a; Böhm et al. 2004b).¹⁹ Dennoch versuchen die Befragten das Arbeiten zu Hause grundsätzlich zu vermeiden. Die Zielvereinbarungen erhöhen zudem diesen Druck, da letztere meistens in einer Weise abgesprochen werden, die von den Befragten als unrealistisch gedeutet wird. Einhergehend mit dieser Organisation durch Zielvereinbarungen sind die Befragten in erhöhtem Maße mit der Regulierung ihrer Tätigkeiten beschäftigt.²⁰ Beinahe kein Befragter schöpft die Vertrauensarbeitszeit wirklich für sich als Zeitsouveränität aus, sie arbeiten jeden Tag der Woche und verschieben die Arbeitszeit lediglich zu Beginn oder am Ende des Arbeitstages, Termine zwischendurch sind die Ausnah-

me und bedürfen einer wirklichen Rechtfertigung. Dies hängt sicherlich mit der nach wie vor zum größten Teil fordistisch organisierten Umwelt der Befragten zusammen. Die Supermärkte haben zwar inzwischen länger geöffnet, die Öffnungszeiten von öffentlichen Institutionen wie Kindergärten oder Schulen sind – bis auf wenige Ausnahmen – nach wie vor unvereinbar mit einer starken Flexibilisierung der Arbeitszeit.

Auch die sozialen Beziehungen stellen sich angesichts der strukturell anders organisierten Arbeit anders dar. Die offene Frage danach, wer ihnen wichtig ist, zeigt, dass beinahe alle Befragten in heterosexuellen Zweierbeziehungen leben und sich in ihren Deutungsmustern auch an den damit verbundenen Werten orientieren. Auffällig ist jedoch die Betonung von Freundschaft, auch wenn dies oftmals nur als Mangelbeschreibung Erwähnung findet.²¹ Gerade die Singles pflegen intensive Freundschaftsnetzwerke. Dieses Ergebnis verweist womöglich darauf, dass sich die klassische Individualisierungstheorie um eine essentielle Variable bringt, schaut sie allein auf die Unterscheidung ›Single‹ oder ›zusammenlebend‹.²²

Allein eine der befragten Frauen ist Mutter, bis auf zwei Ausnahmen haben alle Männer im Forschungssample Kinder. Das Geschlechterverhältnis erscheint also in diesem Zusammenhang geprägt durch das männliche Ernährermodell. Signifikant ist jedoch, dass diese Männer ihre Vertrauensarbeitszeit nutzen, um Fürsorgeaufgaben für die Familie zu übernehmen. Sie bringen ihre Kinder in den Kindergarten oder zum Arzt, kommen dadurch später und gehen auch mal zwischendurch aus dem Büro, um am Elternabend teilzunehmen und bringen diese Praxen explizit mit ihrem Arbeitszeitmodell zusammen. Vaterschaft wird also, und das ist qualitativ anders als im klassischen Familienernährer-Modell, aktiv betrieben und spielt für die Selbstwahrnehmung der Befragten eine große Rolle. Auch dieses Ergebnis ist an anderer Stelle bereits unter dem Stichwort »neue Väter« verhandelt worden (Bambey et al. 2005).

Die Beziehungen mit den Kollegen oder Kunden sind hoch kommunikativ. Jeden Morgen gilt es erst mal den »Email-Berg« abzuarbeiten, die Mobiltelefone und Blackberrys kommen permanent zum Einsatz.²³ Die Befragten befinden sich in einem dauerhaften Zustand der Kommunikation und Angewiesenheit auf Informationsaustausch mit anderen. Hier gibt es große Unterschiede in den Deutungen, die meisten Befragten empfinden diese permanente Verfügbarkeit und virtuelle Kommunikation als anerkenntnisstiftend,²⁴ lediglich einige Wenige beschreiben dies explizit als Be-

lastung, es sind auch diejenigen, die diese Kommunikationsgeräte abschalten, wenn sie das Gebäude verlassen.

Da also die Befragten durch ihre strukturelle Neu-Organisation der Arbeit schlicht mehr Zeit mit Arbeiten verbringen, stellt sich das Verhältnis von Zeit für sich und Arbeitszeit anders dar. Es kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass die Befragten in der wenigen zur Verfügung stehenden Zeit, in der sie nicht mit Erwerbsarbeit beschäftigt sind, all ihre auf ihre Selbstsorge und ihre sozialen Beziehungen ausgerichteten Handlungen vollziehen. Vielmehr scheint sich auch am Arbeitsplatz selbst ein anderes Verhältnis im Umgang mit sich zu etablieren. Dies entspricht nun der These der Subjektivierung von Arbeit, jedoch in umgekehrter Form. Es ist nicht allein so, dass subjektive Eigenschaften verstärkt im Arbeitsprozess integriert und vernutzt werden. Vielmehr wird der Arbeitsprozess genutzt, um darin selbstsorgende Handlungen zu integrieren. Hier könnte man einwenden, dass sei stets der Fall bei so intensiv tätigen Beschäftigten, und dies soll hier auch nicht in Frage gestellt werden. Qualitativ von Bedeutung sind jedoch die kulturell anderen Repräsentationen und Selbstdeutungen, die vorliegen. Es geht eben nicht mehr ausschließlich um eine klare Grenzziehung zwischen Arbeitszeit und erwerbsfreier Zeit, zwischen Arbeit und Leben, wie die soziologische Zeitdiagnose es benennt, sondern um andere Formen der Grenzen.

Zudem lässt sich die Baethgesche These der herrschaftsstabilisierenden Realitätsverleugnung (s.o.), in dem die Angestellten quasi verwechseln, dass sie sich nicht auf die Arbeit, sondern die Arbeit auf sich beziehen, am Beispiel meiner Studie nicht ungebrochen unterstützen. Lediglich ein Typus entspricht diesem Deutungsmuster. Bei diesem stellt sich die Internalisierung der externen Anforderungen in der Tat so dar, wie die Debatte um Subjektivierung von Arbeit diagnostiziert. Hier lässt sich zudem ein geschlechtsspezifischer Unterschied im Umgang mit externen Anforderungen ausmachen. Diejenigen Befragten, die die externen unreflektiert zu internen Anforderungen umwandeln, sind männlich. Die Frauen wiederum erkennen die externen Anforderungen zwar als extern, haben aber dennoch Schwierigkeiten sich angemessen von diesen abzugrenzen.²⁵ Schuldgefühle und Grenzziehungen KollegInnen gegenüber spielen hier eine Rolle.

Auffällig viele der Befragten haben im Laufe ihrer Erwerbsbiographie aber auch darüber hinaus bereits die Erfahrung einer Krise gemacht. Diese hatte stets den Charakter eines Bruchs mit vorherigen Anforderungen und Arrangements. Diese Krisenerzählungen gehen oftmals einher mit Be-

schreibungen, den »Zugang zu sich selbst« verloren zu haben, die Befragten haben »ihre eigenen Grenzen« überschritten und nicht mehr »auf sich geachtet«. Dieses Phänomen verweist auf ein in den Sozialwissenschaften der 1970er und 80er Jahre prominentes Konzept: Entfremdung. Einige mögen nun zu recht fragen, was man angesichts all der Kritik am Essentialismus dieses Konzepts heute damit anzufangen gedenke. Zieht man Rahel Jaeggis Entwurf hinzu, so wird deutlich, dass nicht nur dieser Begriff neue Relevanz erhält, sondern dass er zudem nicht essentialistisch gefasst werden kann und also ohne eine Bezugnahme auf Authentizität auskommt (Jaeggi 2005).²⁶ In den Krisendeutungen der Befragten kommt das, was Jaeggi als »Selbstentfremdung« (2005: 3) konzeptualisiert, zum Tragen. Es geht dabei um die Frage nach *Selbstzugänglichkeit* und *qualitativer Kohärenz*.

Entfremdung, insbesondere Selbstentfremdung, beschreibt Jaeggi als »Beziehung der Beziehungslosigkeit«, in diesem Falle insbesondere der Beziehung zu sich selbst. Es geht um die verloren gegangene Selbstzugänglichkeit und eine Kohärenz der verschiedenen Anteile der Subjektivität.

Nicht entfremdet zu sein bezeichnet eine bestimmte Weise des *Vollzugs* des eigenen Lebens und eine bestimmte Art, sich zu sich und den Verhältnissen, in denen man lebt und von denen man bestimmt ist, *in Beziehung zu setzen*, sie sich *aneignen* zu können (Jaeggi 2005: 51, Hervorhebung im Original)

Befragte die kürzlich an die Grenzen ihrer eigenen Kompetenzen gestoßen sind reflektieren Überforderungen anders als der Rest der Befragten. Angesichts dieser Krise mussten sie »lernen, gut zu sich selbst zu sein«, oder zumindest so zu handeln, dass erneute Überforderungskrisen vermieden werden können.²⁷ Es ist also durchaus auch in diesem explorativen Feld die »Erschöpfung man selbst sein zu müssen«, wie eingangs formuliert, zu beobachten. Mir scheint es dabei jedoch weniger darum zu gehen, man Selbst *sein* zu müssen, sondern vielmehr, sich Selbst *regulieren* zu müssen, was mitunter in Selbstentfremdung mündet. Ein für die Frage nach Selbstverhältnissen also relevantes Ergebnis.

Gefragt nach Selbstsorge-Praxen und Wünschen sprechen alle Befragten von Erfahrungen, die durch die Abwesenheit von der Forderung nach Selbststeuerung gekennzeichnet sind. So fühlen sich viele der Befragten am wohlsten, wenn sie »draußen« sind oder »in der Natur«. Was auch immer diese Naturerfahrung für den Einzelnen für eine jeweilige subjektive Bedeutung hat, allen gemeinsam ist der Wunsch nach einer Entlastung von Selbstregulierung bzw. von Regulierung überhaupt.²⁸

Weiterhin äußern einige der Befragten Wünsche, die den Möglichkeitsrahmen ihrer jetzigen Lebenssituation überschreiten;²⁹ diese Wünsche beschreiben ebenfalls Varianten, die man als Selbstentfremdung analysieren könnte.

Selbstregulierung und Selbstentfremdung

Was bedeuten diese vorläufigen Ergebnisse nun für meine Frage nach den Selbstverhältnissen der Befragten? Welche kulturellen Repräsentationen stehen den Befragten also zur Verfügung, um ihre Situation zu beschreiben, auf welche nehmen sie Bezug?

Eine Entlastung von Selbstregulierung als großer Wunsch der Befragten zeigt, dass es angesichts der hier vorgestellten Arbeitsorganisation scheinbar zu einem Selbstverhältnis kommt, welches durch Selbstregulation gekennzeichnet ist. Es geht zudem darum, im Rahmen dieser Selbstregulierung auch Grenzziehungs- und Selbstsorgepraktiken zu integrieren, die nicht mehr länger entlang der vermeintlichen Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit verlaufen. Es gibt zwar sozialwissenschaftliche Diskurse um das unternehmerische Selbst und auch in Managementliteratur und anderen Medien wird dieses herauf beschworen. Einen Bezugspunkt für eigene Deutungen stellt es für die Befragten meiner Studie jedoch nicht dar. Vor allem die Selbstregulierung und alle dazu gehörigen Praxen, die davor schützen können, sich im Rahmen dieser Selbstregulierung zu überfordern, sind kulturell (noch?) nicht repräsentiert. Die sozialen Beziehungen der Befragten sind geprägt durch diese hohe Anforderung an Selbststeuerung. Diese Form des Selbstverhältnisses, die Selbstregulierung also, geht, so wurde deutlich, nicht selten einher mit einer Variante der Selbstentfremdung.

Angesichts der von mir dargelegten Selbstregulierung die das Selbstverhältnis der mit den neuen Arbeitsorganisationen Konfrontierten so bis ins Mark prägen, erscheint der Bezug auf das Konzept der Selbstzugänglichkeit womöglich einen Ausweg aus dem Dilemma der Nicht-Repräsentation zu bieten.

Anmerkungen

- 1 In unterschiedlichen Branchen, der Schwerpunkt liegt aus geografischen Gründen auf Investmentbanken.
- 2 Selbstverständlich berührt meine Fragestellung auch das Thema ›Zeit‹ und die soziologischen Debatten darüber in fundamentaler Weise. Stichworte dazu sind »Eigenzeit« (Nowotny 1989) und »Zeithandeln« (Jürgens 2007). Aufgrund der hier angestrebten Zuspitzung soll im Folgenden jedoch der Schwerpunkt auf Selbstverhältnisse gelegt werden.
- 3 Ich verzichte an dieser Stelle auf eine ausführliche Kritik der Entgrenzungsthese, die man in dem knappen Satz »aus eins mach zwei mach eins« zusammenfassen kann, siehe hierzu beispielsweise Jürgens 2006.
- 4 Dies ist natürlich immer so gewesen, der Arbeitnehmer muss sich, um nicht verrückt zu werden, die Arbeitsanforderungen *zu Eigen* machen, dies bekommt nun aber eine neue Qualität.
- 5 Bröckling identifiziert hier in erster Linie eine Diskursfigur, die sich ebenso in den Anforderungen der Harz IV Gesetzgebungen zur ICH AG finden. Siehe hierzu auch Boltanski/Chiapellos Arbeiten zum Neuen Geist des Kapitalismus (2003).
- 6 Der Grund für dieses Phänomen soll hier nicht erörtert werden, Tom Holerts Argument des »Glamours«, das mit solch flexibilisierten Beschäftigungsverhältnissen verbunden ist, könnte jedoch in eine aufschlussreiche Richtung weisen (Holert 2004).
- 7 Hier soll nicht behauptet werden, diese Form der Realitätsverleugnung sei ein neues, gar postfordistisches Symptom, mit Sicherheit findet es sich ebenso in weniger entgrenzten ›Normalarbeitsverhältnissen‹. Das entscheidende hier ist jedoch der Wechsel des Diskurses um die Selbstbestimmung der Arbeitnehmer, sie sind Arbeitskraftunternehmer und Ich-AGs.
- 8 »Techniken, die es Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren eigenen Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen« (Foucault 1984: 35).
- 9 Das »Subjekt (konstituiert) sich über Praktiken der Unterwerfung bzw. – auf autonomere Art und Weise – über Praktiken der Befreiung und der Freiheit« (Foucault 1984: 137f.).
- 10 Gewiss bestehen zwischen den Autorinnen einige Differenzen, diese sollen an dieser Stelle jedoch keine Rolle spielen.
- 11 »Selbstbehauptung und Anerkennung bilden die Pole eines prekären Gleichgewichts« (Benjamin 1988: 15). Hier wird stark auf D.W. Winnicotts Konzept der »Übergangsphänomene« Bezug genommen, es führt nun aber zu weit weg von der eigentlichen Frage, dies näher auszuführen.
- 12 Diese Perspektive verlässt zugegebenermaßen das Terrain der Soziologie, und ist mehr im Feld der Psychotherapieforschung anzusiedeln. Ihre Kernthesen können meiner Ansicht nach dennoch eine Erweiterung meiner Forschung darstellen.
- 13 Die sogenannte Care-Debatte versammelt verschiedene Zugänge feministischer Forschung zum Thema Sorge/Kulturen des Sorgens der letzten zehn Jahre, die insbesondere

- re im US-amerikanischen und skandinavischen Raum ihre Wurzeln hat (vgl. dazu etwa Tronto 1996; Leira et al. 2002).
- 14 Es ist zudem bei diesem Ansatz wichtig den Tatbestand zu berücksichtigen, dass Sorge und Unterstützung zwischen Individuen hin und her gegeben werden kann, zwischen denen keinerlei biologische, rechtliche oder sozial anerkannte Verbindung besteht. Es sind nicht nur die vertrauten Personen oder die Teile des heterosexuellen Paares oder der Kernfamilie die umsorgt werden. Sasha Roseneil argumentiert eher dafür, dass Bild des Sorgens zu *queeren*, und auch Praxen der Freundschaft ernst zu nehmen (Roseneil 2004).
 - 15 »Zeitsouveränität« meint das Arbeiten mit Zielvereinbarungen und »Vertrauensarbeitszeit«, das ist ein Arbeitszeitmodell, bei welchem der Arbeitgeber komplett auf die Kontrolle der geleisteten Arbeitszeit verzichtet und allein die Arbeitsergebnisse festlegt. Die Befragten arbeiten also rein ergebnisorientiert.
 - 16 Banken, Software-Beratung, Automobilindustrie. Fallzahl 18, je 9. Beinahe alle Befragten sind heterosexuell zusammenlebend, der überwiegende Teil der Männer hat Kinder, nur eine Befragte ist Mutter. Die Befragten sind alle im Vertrieb beschäftigt und verfügen über vergleichbare Qualifikationen.
 - 17 Die Auswertung verläuft auf zweierlei Ebenen. Ich habe zunächst eine inhaltsanalytische Auswertung durchgeführt. Aufgrund dieser Analyse wurden Typen gebildet, die anschließend als Portraits dargestellt werden. Grundlage hierfür bildet eine hermeneutische Analyse der Interviews. In diesen Portraits werden schließlich Elemente der spezifischen Besonderheit des Typs aufgegriffen und dargelegt.
 - 18 10 bis 12 Stunden täglich im Durchschnitt.
 - 19 Manche der Befragten deuten die Vertrauensarbeitszeit auch schlicht als Instrument, um Überstunden unsichtbar und für die Beschäftigten selbst nicht mehr einsetzbar zu machen.
 - 20 Dabei werden auf Hilfsmittel wie Blackberry und andere Kommunikationsmittel zurückgegriffen.
 - 21 Die Befragten betonen stets, dass sie gerne mehr Zeit für ihre Freunde hätten.
 - 22 So auch die Ergebnisse der Studie von Sasha Roseneil und Shelly Budgeon (2004).
 - 23 Dies auch immer wieder während der Interviews.
 - 24 Hier ist Voswinkels Unterscheidung zwischen »Würdigungs- und Bewunderungsanerkennung« hilfreich. Voswinkel unterscheidet zwei Formen der Anerkennung: Würdigung und Bewunderung. Während die »Würdigung« vor allem die Zugehörigkeit zu einer Wertgemeinschaft betont, hebt die »Bewunderung« die Differenz als Anerkennung für Besonderheit, große Leistungen und Erfolg hervor (Voswinkel 2002).
 - 25 Eine Ausnahme bildet die einzige in der DDR sozialisierte weibliche Befragte.
 - 26 »Es gibt keine Wahrheit des ›Selbst‹ jenseits seiner Äußerungen« (Jaeggi 2005: 66).
 - 27 Diese Krisen äußerten sich in vielerlei Formen: Bandscheiben-Vorfall, Burn-Out, Schwindelanfälle, Depression. Die Betroffenen machen nun Yoga, autogenes Training oder Sport. Sie halten sich an die vertraglich vereinbarte Arbeitszeit (oder bemühen sich darum) und versuchen bei den Zielvereinbarungsabsprachen die Ziele realistischer mitzugestalten. Dies ist allerdings keineswegs immer möglich.
 - 28 Diese Bedeutungen werden in der Dissertation ausführlich berücksichtigt.

- 29 Das ist natürlich, was Wünsche ausmacht. Diese Befragten möchten am liebsten morgen los, mit dem »One-Way-Ticket nach Lateinamerika« oder »mit dem Rucksack nach Asien« oder »noch einmal etwas ganz anders sein, zum Beispiel Förster«.

Literatur

- Baethge, Martin (1991): »Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit.« In: *Soziale Welt*, 1, S. 6-19.
- Bambey, Andrea/Gumbinger, Hans-Walter (2005): »Der randständige Vater – Sozialwissenschaftliche Erkundungen einer prekären Familienkonstellation.« In: Dammasch, Frank/Metzger, Hans-Geert (Hg.): *Die Bedeutung des Vaters. Psychoanalytische Perspektiven*. Frankfurt/Main, S. 218-254.
- Benhabib, Seyla (1995): *Selbst im Kontext: kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne*. Frankfurt/Main.
- Benjamin, Jessica (1988): *Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt/Main.
- Böhm, Sabine/Herrmann, Christa et al. (2004a): »Vertrauensarbeitszeit – die Zeit des Arbeitskraftunternehmers?« In: Pongratz, Hans Jürgen/Voß, Günther (Hg.): *Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung*. Berlin, S. 139-162.
- Böhm, Sabine/Herrmann, Christa et al. (2004b): *Herausforderung Vertrauensarbeitszeit. Zur Kultur und Praxis eines neuen Arbeitszeitmodells*. Berlin.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Conradi, Elisabeth (2001): *Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit*. Frankfurt/Main und New York.
- Diezinger, Angelika (2004): »Alltägliche Lebensführung: Die Eigenlogik alltäglichen Handelns.« In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 204-208.
- Eckart, Christel (2008): »Privatheit – Zur Gestaltung von Beziehungen des Sorgens.« In: Jurczyk, Karin/Oechsle, Mechthild (Hg.): *Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen*. Münster (im Erscheinen).
- Ehrenberg, Alain (2000): »Die Müdigkeit man selbst zu sein.« In: Hegemann, Carl (Hg.): *Endstation Sehnsucht. Kapitalismus und Depression I*. Berlin, S. 103-139.
- Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/Main und New York.
- Eichler, Lutz (2005): »Seelenlose Unternehmer ihrer Selbst? Über die psychische Wirkung subjektivierter Arbeit.« In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.): *Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie*. Berlin, S. 203-226.
- Fink-Eitel, Heinrich (2002): *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit I)*. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (1984): *Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch*. Berlin.
- Foucault, Michel (1989a): *Der Gebrauch der Lüste (Sexualität und Wahrheit II)*. Frankfurt/Main.

- Foucault, Michel (1989b): Die Sorge um sich (Sexualität und Wahrheit III). Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität 2: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am College de France 1978/1979. Frankfurt/Main.
- Gottschall, Karin/Voß, Günther (2005): »Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung.« In: Dies. (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering, S. 11-33.
- Hochschild, Arlie Russel (2002): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet. Opladen.
- Holert, Tom (2004): Gespräch zwischen Tom Holert und Marion von Osten, http://www.ateliereuropa.com/4.1_holert.php, (13.02.08).
- Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/Main.
- IGES Institut für Gesundheits- und Sozialforschung GmbH (2006): Gesundheitsreport. Berlin.
- Jaeggi, Rahel (2005): Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt/Main und New York.
- Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hg.) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden.
- Jürgens, Kerstin (2007): »Die Ökonomisierung von Zeit im flexiblen Kapitalismus.« In: *WSI Mitteilungen*, 4, S. 167-173.
- Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo et al. (2002): »Subjektivierung von Arbeit – ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion.« In: Moldaschl, Manfred/Voß, Günther G. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München und Mering, S. 53-100.
- Kocyba, Hermann (2000): »Die falsche Aufhebung der Entfremdung. Über die normative Subjektivierung der Arbeit im Postfordismus.« In: Hirsch, Mathias (Hg.): Psychoanalyse und Arbeit. Kreativität, Leistung, Arbeitsstörung, Arbeitslosigkeit. Göttingen, S. 13-26.
- Leira, Arnlaug/Saraceno, Chiara (2002): »Care: actors, relationships and contexts.« In: Hobson, Barbara/Lewis, Jane et al. (Hg.): Contested Concepts in Gender and Social Politics. Cheltenham, S. 55-83.
- Nickel, Hildegard Maria/Lohr, Karin (2005): »Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen.« In: Nickel, Hildegard Maria/Lohr, Karin (Hg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, S. 207-239.
- Nowotny, Helga (1989): Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt/Main.
- Pongratz, Hans Jürgen/Voß, Günther (2004a): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin.
- Pongratz, Hans Jürgen/Voß, Günther (2003): »Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich? Zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz.« In: Dies. (Hg.): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin, S. 208-215.
- Roseneil, Sasha (2004): »Why we should Care about Friends: An Argument for Queering the Care Imaginary in Social Policy.« In: *Social Policy & Society*, 3, S. 409-419.

- Roseneil, Sasha/Budgeon, Shelly (2004): »Cultures of Intimacy and Care Beyond ›the Family‹: Personal Life and Social Change in the Early 21st Century.« In: *Current Sociology*, 2, S. 135-159.
- Taylor, Charles (1996): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt/Main.
- Tronto, Joan (1996): »Politics of Care. Fürsorge und Wohlfahrt.« In: *Transit*, 12, S. 142-153.
- Voswinkel, Stephan (2002): »Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit.« In: Honneth, Axel (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt/Main und New York, S. 65-92.
- Weber, Andreas et al. (2006): »Psychische und Verhaltensstörungen. Die Epidemie des 21. Jahrhunderts?« In: *Deutsches Ärzteblatt*, 13, S. 169-172.
- Winnicott, Donald Woods (2002): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart.

Milena Noll

Repräsentationen sexualisierter Gewalt. Zur Reproduktion von Geschlechterverhältnissen in der familialen Erziehung

Was ich wollte, also wie 'ne Frau halt, wie 'ne Frau behandelt werden. // (Pause, 2 Sek.)
In den Filmen, die man sich anguckt, oder er sich angeguckt, is' ja 'ne Fr-, also in den
Pornos wird ja 'ne Frau, (seufzt). (Pause, 2 Sek.) Ja, was heißt missbraucht, nicht, haben
wohl, kommt drauf an. Ich hab' immer von Julia Roberts geträumt, von *Pretty Woman*.
(I: Ja. (heiter)) Ah. Und ich hab' ihm das im Fernsehen gezeigt. Och wie schön! Und:
Ach wie schön! // Also wie man verführt wird, wie man mal in 'n Arm genommen, wie
// man halt *lieb* miteinander is'. // Kann der net. Das wäre was für, das äh, ja. Und das
mit 'm Missbrauch, das hätt' er net verstanden. Sollt ich doch vergessen. Is doch vorbei.
// Das war 's. // (Interview Irma)

Dieser Abschnitt ist aus einem biographisch-narrativen Interview mit einer 44-jährigen Frau, die ich Irma genannt habe, entnommen. Irma möchte von ihrem Mann ›wie eine Frau behandelt werden‹. Im Gegensatz dazu bevorzugt ihr Mann pornographische Filme, in denen die Frau zum Sexualobjekt stilisiert wird, unter Umständen auch eine Frau missbraucht wird. Um sich von den Filmen ihres Ehemannes abzugrenzen, führt sie die Protagonistin Julia Roberts in ihre Erzählung ein, von der sie ›schon immer geträumt hat‹. Der Film *Pretty Woman* dient Irma dabei als Identifikation. Ein Film, einem Märchen gleich, der die Verwandlung von einer Prostituierten zur Ehefrau als Erlösung durch einen Prinzen inszeniert.

Bei der Protagonistin des Films handelt es sich um eine Frau, die von Männern benutzt wurde, die sich nach Liebe, Zuwendung und gesellschaftlicher Anerkennung sehnt. Diese bekommt sie aber nur über die ›Erlösung‹ durch den Mann, der sie zur Ehefrau nimmt und ihr damit zu einer neuen gesellschaftlichen Stellung verhilft. Darin wird der ideale Entwurf der heterosexuellen Liebe transportiert, der zur Aufrechterhaltung bestehender Geschlechterverhältnisse und einer Geschlechterhierarchie beiträgt. Irma will von ihrem Mann begehrt werden. Ihr eigenes Begehren macht sie von ihm abhängig. Da der Film *Pretty Woman* die Protagonistin als Objekt der Be-

gierde stilisiert, resultieren daraus Unterwerfungspraxen, die Irma nicht bewusst sind.

Irmas Versuch, über ihre Erfahrung sexualisierter Gewalt in der Kindheit mit dem Ehemann zu sprechen, stößt ebenso nicht auf seine verständnisvolle Haltung, sondern er verharmlost ihre Gewalterfahrung, rät ihr sie zu vergessen, weil diese Zeit vorbei sei. Irma erhält kein Verständnis für das ihr zugefügtes Leid. Sie wurde in ihrer Kindheit von mehreren Familienangehörigen, ihrem Vater, drei Onkel und einem Nachbarn, sexuell missbraucht. Den Begriff ›sexueller Missbrauch‹ scheint ihr Mann nicht benennen zu können.

Irmas misslungener Versuch über die erlebten sexuellen Gewalterfahrungen zu sprechen ist nicht ein Einzelfall,¹ sondern ein Beispiel dafür, dass dieses Thema in der Gesellschaft noch immer tabuisiert ist. Bis weit in die 1970er Jahre sind die realen Gewalterfahrungen von Kindern als Phantasie verspottet, die Verantwortung den betroffenen Mädchen und Jungen zugeschrieben und die Glaubwürdigkeit der Betroffenen in Frage gestellt worden. Inzwischen gibt es zwar ein gesellschaftliches Bewusstsein für diese Unrechtserfahrungen, das aber nur teilweise eine Sprache für diese zulässt. Gerade an diesem empirischen Ausschnitt wird deutlich, dass Irmas Versuch, diese Unrechtserfahrungen aufzudecken, gleich wieder verdeckt wird.

In diesem Zusammenhang beschäftigen mich folgende Fragen: Wie können die Wirkungen der erlebten sexualisierten Gewalterfahrungen der Frauen auf den Umgang ihrer Kinder empirisch rekonstruiert werden, wenn es in ihren Schilderungen für viele Aspekte der Unrechtserfahrungen keine Sprache gibt? Was bedeutet es für ein Mädchen, in der Kindheit die Erfahrung machen zu müssen, auf ihr Geschlecht reduziert und zum Sexualobjekt für Wünsche und Begierden von Männern gemacht zu werden, den eigenen Vater als jemanden zu erleben, der sich der Tochter sexuell bemächtigt, statt sie zu schützen? Und wie gehen die betroffenen Frauen später in der Erziehung mit ihren Kindern um? Welche Rolle spielt das Geschlecht des Kindes?

In der Diskussion dieser Fragen werden in diesem Beitrag zwei Aspekte fokussiert: Erstens den durch Geschlechterkonstruktionen (*doing gender*) geprägten Umgang der Befragten mit ihren Kindern, in dem sich die Geschlechterhierarchien in der familialen Erziehung und die grundlegenden Aspekte der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse aufrechterhalten und reproduziert werden. Zweitens das Problem der Sprachlosigkeit und

Benennung des Unsagbaren für die Befragte und am Ende auch für die Forscherin. Hierbei ist die leitende Frage, was repräsentiert wird und was nicht repräsentiert werden kann, weil die sexualisierten Gewaltverhältnisse – die als erzählbare eine repräsentierte *oder* als nicht-erzählbare eine nach außen nicht-repräsentierte Erfahrung sind – eine konstitutive Bedeutung für die Gestaltung des Geschlechterverhältnisses im Umgang mit den Kindern haben. Zum Schluss wird ein Ausblick auf das Problem der Repräsentierbarkeit sexualisierter Gewalterfahrungen gegeben.

Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse in der familialen Erziehung

Während es zum Themenfeld des sexuellen Missbrauchs inzwischen eine Fülle von Beiträgen gibt, gehen den biographischen Erlebnisweisen und langfristigen Verarbeitungsstrategien von Frauen mit sexualisierter Gewalterfahrung in der Kindheit bisher nur wenige Studien nach (vgl. Birk 2001). Im deutschsprachigen Raum finden sich nur zwei Studien, die sich mit Müttern missbrauchter Mädchen beschäftigen (vgl. Breitenbach 1998; Gerwert 1996). Der Zusammenhang zwischen der eigenen sexuellen Gewalterfahrung und der Beziehung zu den eigenen Kindern, sowie der Kindererziehung wurde im deutschsprachigen Kontext bisher nicht untersucht. In der von mir durchgeführten qualitativen Studie² wurden mittels narrativer Interviews (nach Schütze 1977) zehn Frauen der Jahrgänge 1941-1976 nach den langfristigen Wirkungen einer sehr belasteten Kindheit befragt. Die Daten werden mittels biographieanalytischen und tiefenhermeneutischen Verfahren analysiert und in Fallstudien rekonstruiert. Dabei interessierten mich vor allem die Chancen und notwendigen Voraussetzungen für eine positive Bearbeitung und Bewältigung des Erlebten, um auf diesem Weg Verstehensprozesse zu fördern.

Die Erinnerungen an die sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit und Jugend scheinen im Alltag ständig präsent zu sein. Diese sind wie in den meisten Fällen ein verdecktes Thema, welches in der Partnerschaft, im Umgang mit den Kindern und in der Beziehung zu ihren eigenen Müttern ihre Wirkung entfaltet. Vor diesem Hintergrund beschäftigen sich die befragten Frauen mit der Rolle als Frau und ihren Vorstellungen davon, eine ›gute Mutter‹ zu sein. In den untersuchten Fällen zeigt sich, dass das

Frausein vom Muttersein getrennt gedacht wird. Gerade an dem zu Anfang zitierten Beispiel wird dies deutlich: Irma ist zwischen der Auffassung von Frausein mittels medial wirksam vermittelnden Bildern und dem Wunsch, von ihrem Mann begehrt zu werden in einem Widerspruch, da dieses mit dem gesellschaftlich vorgegebenen kulturellen Anspruch, als ›gute Mutter‹ für das Innere der Familie zuständig zu sein, ein perfektes Familienleben zu organisieren, korreliert. »Ich bin nicht nur Mutter, ich bin auch 'ne Frau, // und dein Vater hat's nur nicht gesehen« sagt Irma zur Tochter in einer weiteren Interviewstelle. In Irmas Versuch, sich aus der festgeschriebenen Mutterrolle zu befreien, dient *Pretty Woman* als Identifikationsentwurf von Weiblichkeit, um eigene Ansprüche und Wünsche zunächst einmal zu formulieren. Ihr Wunsch, von ihrem Mann begehrt zu werden und ihre Vorstellung von einem liebevollen Umgang in der Partnerschaft kann ihr Ehemann nicht erfüllen, wonach sich Irma eigentlich sehnt.

In der Analyse von Lebensgeschichten wird immer wieder deutlich, dass die Subjekte ihr Leben nie außerhalb des gesellschaftlichen Rahmens der bestehenden Geschlechterverhältnisse reflektieren. Die Biographien sind als »*geschlechtsgebundene soziale Konstruktionen*« (Dausien 2000: 111, Hervorhebung im Original) in den vorgegebenen gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen verankert, aber veränderbar.

Wie kann die Relevanz von Geschlecht vor dem Hintergrund persönlicher und fremder, kulturell verankerter Geschlechterverhältnisse in der familialen Erziehung empirisch rekonstruiert werden? In den Interviewauswertungen frage ich nach den Praxen des *doing gender*, der interaktiven Herstellung bzw. sozialen Konstruktion des Geschlechts. Geschlecht wird im alltäglichen Handeln hergestellt. Die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht im Alltag (*sex-category*) sowie die Innenrepräsentanz von *gender* muss permanent von anderen bestätigt und interaktiv validiert werden. Dies wird schon von George Herbert Mead als »intersubjektive Konstitution von sozialer und personaler Identität in Bezug zur Geschlechtlichkeit« herausgestellt (zitiert nach Gildemeister 2004: 133). Das Geschlecht ist erst immanent, wenn es andere anerkennen. Zwischenmenschliche Interaktionen stellen einen formenden Prozess eigener Art dar, weil er Zwänge impliziert, in welche die Akteure involviert sind und denen sie nicht ausweichen können. »Einer dieser Mechanismen ist der Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation der Interaktionsteilnehmer – und genau dabei wird Geschlechtszugehörigkeit zentral«, so Gildemeister (2004: 133). Aus diesem Grund stellt die Interaktion eine wichtige Analyseebene dar, da dort

»basale (generative) Mechanismen« (Gildemeister 2004: 133) wirksam werden, die sich dem immanenten Interaktionsgeschehen als solchen nicht entziehen können. Die Interaktionen basieren auf einem Klassifikationsschema, mit dem wir die Welt ordnen und unser Gegenüber einordnen. Das Klassifikationsschema darf nicht missverstanden werden, in dem Sinne dass es einfach nur zur Anwendung bei der Kategorisierung von Personen kommt, sondern stattdessen wird der Klassifikationsprozess fortlaufend durch »die institutionellen Arrangements und das Wissen um die damit verbundenen Verhaltens- und Handlungsmuster« im wechselseitigen Prozess aktualisiert (Gildemeister 2004: 133).

Dausien (1999) schlägt vor, den Ansatz des *doing gender* um die biographische Dimension zu ergänzen, um so der Frage nachgehen zu können, wie sich konkrete situationsgebundene Interaktionspraktiken zu dauerhaften Strukturen verfestigen, in denen auch Differenzen und Vielfältigkeiten wahrgenommen, beschrieben und anerkannt werden können. Die Lebensgeschichte steht also in ihrer Komplexität im Zentrum des Forschungsinteresses, nicht bestimmte Merkmale der Kategorie Geschlecht.

In der empirischen Analyse der untersuchten Biographien wird die komplexe, prozesshafte Verschränkung dieser Aspekte in je konkreten Gegenstandsbereichen bzw. Lebensgeschichten sichtbar, die nichts anderes sind als konkrete Ausformungen jener lebenslangen Auseinandersetzung zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. Dausien 1999: 238f.). Die Lebensgeschichten sind komplex und widersprüchlich, gekennzeichnet von häufigen biographischen Krisen und Brüchen oder neuen Wendungen. Die (sexuelle) Entsubjektivierung der Frau durch den Mann (Missbrauchstäter, Ehemann), die Verletzung ihrer Identität wahrzunehmen, bedarf einer intensiven Auseinandersetzung. Die jahrelangen Therapien, von denen mir die Frauen berichten, können offenbar bewirken, dass die Unrechtserfahrungen nicht als Schicksal oder als unveränderlich oder normal hingenommen werden. Dies hängt von der Frage ab inwieweit die »Unverletzlichkeit der eigenen Person als unumstößliches Menschenrecht (erkannt und) anerkannt (wird)« (Brückner 2001: 134). Insbesondere fällt auf, dass diese Unrechtserfahrungen von Frauen nur schwer zu thematisieren und öffentlich zur Sprache zu bringen sind. Die Angreifbarkeit oder Verletzbarkeit im Zusammenhang mit der sexuellen Ausbeutung ist ein Teil der sozialen und kulturellen Konstruktion ›Frau‹ und die geschlechtliche Identität dieser befragten Frauen mit ›Verletzung‹ verknüpft. Den sexuellen Missbrauch zu

thematisieren ist schwer, denn jahrelang wurde das Schweigen, also das Nicht-Sprechen, vom Täter kontrolliert und belohnt.

In der Analyse von lebensgeschichtlichen Erzählungen der befragten Frauen sind auch die Arbeiten von Lorenzer (1986) interessant. Im Sinne von Lorenzer bringen die Figuren im Text auf sinnlich-unmittelbare Weise innere Erfahrungen zur Sprache, die vom Bereich des Benennbaren ausgeschlossen und kulturell unbewusst bleiben. In den ausgewählten Schlüssel-szenen stehen »die ›inneren‹ Spannungen zwischen Wunsch und Verbot, zwischen Selbstentfaltung und Zwang [...] zur Debatte« (Lorenzer 1986: 23). Damit spricht Lorenzer im Bezug auf die Erzählungen der Befragten das Spannungsverhältnis an, womit aus meiner Analyseperspektive die befragten Frauen zu kämpfen haben, das sich zwischen dem Wunsch zu Erzählen oder durch das internalisierte Verbot zu Sprechen und zu Verdrängen in Lebensgeschichten repräsentiert. Das zur »Debatte stellen« ist nach Lorenzer »Aufklärung wie Wendung gegen Unterdrückung« (Lorenzer 1986: 23). Gerade mittels tiefenhermeneutischer Interpretation ist es möglich, die »vom gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossenen Lebensentwürfe« (Lorenzer 1986: 27) zu entschlüsseln.

Der Ansatz tiefenhermeneutischer Interpretation untersucht die »›Doppelbödigkeit‹ des Textsinnes« (Lorenzer 1986: 34) im Spannungsfeld von manifesten und latenten Lebensentwürfen. Die (Interaktions-)Szene enthält zwei Aussageebenen: die erste manifeste Ebene ist eine diskursive, sprachlich gefasste und bewusste Aussage und die zweite, latente Ebene eine präsentative, in Wortbildern, in szenisch arrangierten Anekdoten, un- oder vorbewussten Aussagen. Auf der manifesten Textebene repräsentiert sich ein bestimmter normativer Diskurs der Gesellschaft, in den das Individuum eingefügt ist, während die latente Textebene die nicht sprachliche, kulturell möglicherweise verpönte Aussage enthält, die sprachlich nicht fassbar ist, weil es zu sagen verboten ist. Diese basale Erfahrung der betroffenen Frauen im Umgang mit dem Sprechverbot in der Kindheit zeigt, dass diese dem Unbewussten näher stehen, als es in Sprache auszudrücken möglich ist. Das Hauptinteresse der tiefenhermeneutischen Methode richtet sich nicht nur auf die diskursive, sondern auch auf eine bildliche und szenische Dekodierung von Texten. Im gesamten Interpretationsprozess ist das ›szenische Verstehen‹ von zentraler Bedeutung.

Für die tiefenhermeneutische Textanalyse wird von der Interpretin die nötige Sensibilität und Offenheit für die eigenen Reaktionen und Einstellungen im Bezug auf die eigene Biographie und den Text eingefordert.

Eine weitere Anforderung ist, nach dem ersten Lesen des Textes, den Text auf das eigene Erleben wirken zu lassen. Damit wird die ›szenische Teilhabe‹ der Forscherin reflektiert: Im Zuge des szenischen Verstehens wird die Übertragung der eigenen Affekte, die durch den Text ausgelöst und über dessen Wirkung der latente Sinn aufgeschlüsselt und als Gegenübertragung bezeichnet wird, bewusst. Die Zugänge zum latenten, verborgenen Sinn eröffnen sich im dem Moment, in dem die »gleichschwebende Aufmerksamkeit« der Leserin ins Stocken gerät, weil der Text »Irritationen« (Lorenzer 1990) und »Gefühle hervorruft, die mit keiner erkennbaren manifesten Bedeutung des Textgeschehens in Zusammenhang gebracht werden können oder sogar solchen Bedeutungen widersprechen« (König 1997: 228). In den Szenen wird der latente Sinn nicht nur vor der eigenen Lebenserfahrung entschlüsselt, sondern in seiner ›konkreten Bildhaftigkeit‹ vorgestellt. Denn nur wenn die szenische Struktur des Textes in der sinnlich-bildhaften Gestalt freigelegt wird, werden die »in der präsentativen Symbolik des Textes inszenierten sinnlich-symbolischen Interaktionsformen konkret fassbar« (König 1997: 228). Diese Verfahrensweise konzentriert sich primär auf die subjektiv erlebte, szenisch-bildhafte Aussagekraft, in der die argumentationslogische Struktur im Text vernachlässigt wird. ›Szenisches Verstehen‹ findet in dem Interpretationsrahmen einer Gruppendiskussion statt. Dort werden die zur Sprache gebrachten Assoziationen, Irritationen und Verstehenszugänge diskutiert, geprüft und validiert.

Dialektik von Erzählbarkeit versus Nichterzählbarkeit traumatischer Gewalterfahrungen

Wie können Wirkungen der erlebten innerfamiliären sexualisierten Gewalt bei Frauen auf den Umgang mit ihren Kindern empirisch analysiert werden, wenn viele Aspekte der Schilderungen der Frauen nicht erzählbar sind? Was bedeutet es für Mädchen, in der Kindheit die Erfahrung machen zu müssen, auf ihr Geschlecht reduziert zu werden? Sie machen die Erfahrung, dass ihr Frau-Sein sie zum Objekt der Begierde für Männer macht, die an ihrem Geschlecht interessiert sind und nicht an ihnen als Person. Ihre Geschlechtlichkeit wird überwiegend von anderen konstruiert. Für die Entwicklung eines stabilen geschlechtlichen Selbst bleiben folglich keine Freiräume innerhalb der Familie. Vor allem innerhalb der Familie ist es die

langfristige Verwirrung, der das Kind auf kognitiver, emotionaler und sexueller Ebene ausgesetzt ist. Es ist frühzeitig sexuell stimulierter Pseudo-Partner und zugleich strukturell abhängiges Kind. Die Täter verwickeln die Mädchen in ihre Ausbeutungsmuster, so dass die Betroffenen die Manipulationen nicht als solche durchschauen und so verstrickt werden. Letztendlich strengen und passen sich Mädchen an, »um es richtig zu machen – ganz nach dem Muster ihrer Erziehung zu Kommunikation und Rücksichtnahme« (Olbricht 1997: 73).

Irma wächst in solch einer Familie auf, in der die Beziehungsstrukturen durch starke asymmetrische Macht- und Gewaltverhältnisse gekennzeichnet sind, die das familiale Generationsgefüge und die Positionen innerhalb der Generationsbeziehungen verwischen. Die Rollenverteilung in der Familie verläuft geschlechtstypisch und reproduziert ein hierarchisches Geschlechterverhältnis auf der Interaktionsebene. Die Verwirrung hinsichtlich der Generationszugehörigkeiten und die Vermischung der Rollen einer (väterlichen) Autoritätsfigur und eines sexuellen Pseudopartners wird von den Missbrauchern häufig durch die möglichst vollständige Verleugnung der Tatsache, dass überhaupt sexuelle Handlungen stattfinden, aufrecht erhalten. Zweifel an der eigenen Wahrnehmung sind beim Kind die Folge. Der Missbrauch ereignet sich auf diese Weise in völligem Schweigen und Geheimhaltungsdruck. Olbricht betont, die Mädchen »können aber die (widersprüchlichen) Handlungen (des Vaters) nicht in ihren Alltag einordnen und sehen auch keinen Bezug zu den vermittelnden erzieherischen Werten und Normen, die gerade in Traumafamilien häufig sehr restriktiv sind und Sexualität und sexuelle Handlungen, aber auch Aggressivität und Gewalt tabuisieren« (2004: 73). Dem Kind wird auf diese Weise die Möglichkeit genommen, die zentralen Aspekte dieser emotional intensiven und verwirrenden Erfahrung kognitiv und sozial sinnvoll zuzuordnen – und es ist darüber hinaus noch gezwungen, diese Verwirrung geheim zuhalten. Die Mutter des Opfers spielt insgeheim oder gar offen mit, fällt als Vertrauensperson auch aus. Der Mangel an adäquaten Beziehungserfahrungen und Modellen führen dazu, dass in der gestörten Familienstruktur der Bezugsrahmen fehlt, in dem gesunde intime Beziehungen entwickelt und bewertet werden können. Das Kind kann nicht die erforderlichen Stadien der Kindheit durchlaufen, was als ›traumabedingte Frühreife‹ (Olbricht 2004) oder auch als die Entwicklung eines ›falschen Selbst(s)‹ (Winnicott 1997) bezeichnet wird. Damit wird ein normaler Entwicklungsverlauf verhindert.

Die erlebten Unterwerfungspraxen in der Kindheit und die Erfahrung der permanenten Verlustkontrolle über seine körperliche Integrität und Persönlichkeit infolge der traumatischen Missbrauchserfahrung führen zur Zerrüttung des emotionalen und kognitiven Selbst- und Weltverhältnisses des Kindes. Frühe grenzverletzende Übergriffe durch vertraute, nahe Bezugspersonen bedeuten immer eine starke gefühlsmäßige Verunsicherung. Besonders wenn der Vater der Täter ist, den das Kind liebt und zu dem es in einer lebenswichtigen Beziehung steht, er es aber missbraucht und verletzt, wird das Kind in seinem Vertrauen zu sich selbst und in die Welt zu tiefst erschüttert.

Im Erwachsenenalter ist die Sehnsucht dieser Frauen groß, Normalität in ihr Leben zu bringen. Einerseits wünschen sie sich, die schrecklichen Ereignisse in ihrer Kindheit zu verleugnen und andererseits sie laut auszusprechen. In diesem Konflikt zeichnet sich die zentrale Dialektik des psychischen Traumas ab (Herman 2003). Menschen mit traumatischen Erfahrungen erzählen widersprüchlich, bruchstückhaft und häufig ohne Gefühle, so dass sie unglaubwürdig wirken. Dabei ist ein Ausweg aus dem Dilemma gefunden, einerseits es auszusprechen und andererseits Stillschweigen bewahren müssen. Erst wenn das Trauma als Wahrheit anerkannt ist, kann die Genesung der Betroffenen beginnen. Viel häufiger ist es der Fall, dass das Schweigen aufrechterhalten wird, und »die Geschichte des traumatischen Ereignisses nicht als Erzählung, sondern als Symptom« auftaucht (Herman 2003: 9). Herman nennt drei kennzeichnende Aspekte, die das paradoxe Verhältnis von Trauma und Erzählung beschreiben: (1) *Inneres Verhältnis zum Trauma*: Die Betroffenen leiden unter einem psychischen Trauma an einem inneren Konflikt: zwischen dem Wunsch zu sprechen und dem Wunsch zu verdrängen. (2) *Äußeres Verhältnis zum Trauma*: Nur im Kontext von äußerer Realität kann von einer Anerkennung des Traumas als ›Wahrheit‹ gesprochen werden. (3) *Problem der Repräsentation*: Verhältnis von Trauma und Sprache: Trauma zerstört die Fähigkeit zur Symbolisierung (vgl. Hermann 2003: 9ff.).

Ich möchte wieder zum Fallbeispiel Irma zurückkommen: Sie will es nicht zulassen, dass sich ihre Geschichte in der nächsten Generation wieder fortsetzt. Damit ›die Generation einmal Stopp macht‹, will sie ihren Kindern von den erlittenen sexuellen Missbrauchsübergriffe erzählen. Wie aber kann über die erlebte sexuelle Missbrauchserfahrung in der Kindheit mit den eigenen Kinder gesprochen werden? Welche Rolle spielt das Ge-

schlecht des Kindes? Diesen Fragen möchte ich an dem Fallbeispiel von Irma im Umgang mit ihrem Sohn und ihrer Tochter nachgehen.

Im Folgenden greife ich eine Schlüsselszene heraus, die das Problem der Erzählbarkeit von Irma im Umgang mit ihrer Tochter rekonstruiert.

Jetzt hab' ich 's meinen Eltern gesagt. Also meiner Familie. Meine Tochter hat, voriges Jahr haben wir mal zusammen Kalwass gekuckt. Da is' auch 'n Mädchen missbraucht worden, und da sag ich: »Siehste Marina, (atmet tief ein) ich äh hab, bin auch äh, ich hab' das in meiner Kindheit auch erfahren, und ich hab' jetzt furchtbar Angst um dich, dass es dir auch passiert und deshalb ich so 'ne übermäßige Angst hab, dass, wenn du weg gehst, dass dir das passiert, oder Vergewaltigung oder sonst irgend was.« // Da hat sie mich nur angeguckt und das war's. (Irma 27-33: 14)

Die erste Sequenz irritiert: Sie hat ›es‹ ihren Eltern gesagt, ihrer Familie. Da mit ›es‹ der sexuelle Missbrauch durch Vater, verschiedene Onkel und Nachbar gemeint ist, erwartet die Interviewerin irgendeinen Kommentar zu diesem Geschehen. Da sich hier bezüglich der Reaktion der Eltern oder der Familie eine Leerstelle öffnet, kann nur vermutet werden, dass sie wenig oder gar kein Verständnis erhalten hat, sondern möglicherweise wiederum jene Sprachlosigkeit und Emotionslosigkeit, mit der sie schon seit ihrer Kindheit zu kämpfen hatte. Die Eltern und die Familie können oder wollen nicht mit dem Geschehen umgehen, sind möglicherweise überfordert. Sie bleibt also mit ihren Erlebnissen, Erfahrungen, Frustrationen wiederum alleine. Auch der Dialog mit der Tochter misslingt, aber da sie hier konkret die Situation erzählt und aufgrund der Bedeutung, die diese Szene offenbar für sie hatte, auch wörtliche Rede benutzt, können wir darin auch ihren eigenen ambivalenten Umgang mit der Situation studieren.

In dieser Schilderung sieht sie zusammen mit ihrer Tochter die TV-Sendung *Kalwass* an, in der über den sexuellen Missbrauch eines Mädchens beraten wird. Diese Szene ist für den Umgang mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter konstitutiv. Irma berichtet ihr vom Missbrauch. Im gleichen Atemzug formuliert sie ihre Angst, kontrolliert die Heranwachsende und schränkt ihre Freiheit ein. Sie wehrt die Möglichkeit über das Geschehen zu sprechen unbewusst ab, indem sie dafür keine Zeit und keinen Raum lässt, sondern sogleich die Aufmerksamkeit auf ihre Tochter lenkt. In der direkten Rede spricht sie den Begriff des ›sexuellen Missbrauchs‹ auch nicht aus. Sie projiziert ihre frühen Grenzverletzungen auf die Tochter und schreibt ihr die Opferrolle zu. Die Tochter sieht Irma nur an. Die Mutter agiert und kommuniziert mit ihr, aber es entwickelt sich kein Gespräch, kein Dialog, keine Verständigung und Auseinandersetzung mit dem Geschehenen.

Es gibt hier einen Zusammenhang zwischen der Erzählbarkeit der Unrechtserfahrungen und der Rolle des Geschlechts. Irma will ihrer Tochter von ihrer Missbrauchserfahrung erzählen, weil sie möglicherweise dadurch ihre empathische Zuwendung, die Anteilnahme an ihrem Leid, erhofft. Damit überfordert die Mutter ihre Tochter. Eine Verarbeitung des Geschehens braucht ein therapeutisches Setting. Ein Dialog mit der Tochter setzt einen geschützten Raum voraus und sehr viel Kompetenz auf beiden Seiten. Eine zentrale Kategorie scheint zwischen der Mutter und Tochter ein ›emotional verstrickter Umgang‹ zu sein. Dazu stehen ihre Mutterrolle und die Erzählung der Missbrauchserfahrung im Konflikt. Über ihre Missbrauchserfahrungen zu sprechen ist mit Scham besetzt. Sie müsste auch von den eigenen ›Verstrickungen‹ (Ambivalenzen) erzählen. Sind die eigenen Schuldgefühle, also die Gefühle der Mitverantwortlichkeit für die Missbrauchsübergriffe in der Kindheit, präsent und unbearbeitet, so hat dies Konsequenzen für ihr Selbstbild als gute Mutter; die Gefahr liegt nahe, sich womöglich von außen angreifbar zu machen.

Zugleich ist aber wichtig zu wissen, dass sich das Kind in der traumatischen Situation, die durch die reale Vergewaltigung hervorgerufen wird, in einer derart ungeheuren Angst, Hilf- und Schutzlosigkeit befindet, welche aus dieser Not heraus erfordert, sich mit dem Aggressor zu identifizieren, um seelisch zu überleben. Umso wichtiger ist es im Rahmen des Bewältigungsprozesses, sich von der Identifizierung, also der Introjektion des Täters, zu befreien. Irma müsste sich mit dem Täter als Aggressor auseinandersetzen und ihn mit Vorwürfen konfrontieren. Deshalb spielt nach Birck (2001: 53ff.) bei der Aufarbeitung der sexualisierten Gewalterfahrung besonders das Konzept der »Missbrauchserkenntnis« der Betroffenen eine zentrale Rolle. Denn die Betroffenen müssen anerkennen lernen, dass allein der Täter die Verantwortung und Macht hatte, den Missbrauch zu beenden, sowie die Ursache für ihre Verletzung und ihr Leiden dem sexuellen Missbrauch zuschreiben. Schließlich wird aus der Einsicht in die eigene Verhaltensweisen und Denkfehler, die aus der überlebensnotwendigen Anpassung an das Missbrauchsgeschehen hervorgegangen ist, die eigene Verstrickung mit dem Täter als Folge von Missbrauch erkannt. Vor diesem Konzeptverständnis werden Irmas Schuldgefühle als Anpassung an das Missbrauchsgeschehen verstanden. Aber auf einer emotionalen und kognitiven Ebene weiß sie, dass sie ihre Betroffenheit den Kindern erzählen muss, denn ›irgendwann‹ soll die Tradierung ihrer Familiengeschichte unterbrochen werden. Einerseits funktioniert das Verschweigen und Sprachlos-

machen erfolgreich, und andererseits führt die Kommunikation darüber auch leicht zur Ausgrenzung oder Ächtung und erneuter Schuldzuschreibung. Die Annahme, dass sie die Anerkennung und Achtung ihrer Kinder verlieren könnte, steht dem Wunsch entgegen, verstanden, anerkannt, akzeptiert und geliebt zu werden.

Zum Umgang mit ihrem Sohn schildert Irma folgende Überlegungen:

Ich hätt' Angst davor, dass mein Sohn mal 'n Mädchen anpackt. Ja, // hab' ich Angst davor. Einerseits. Andererseits is' er 'n ganz charmanter lieber, liebenswerter, // junger Mann. (Interview Irma)

Ja, er ist männlich. // Ähm (Pause, 2 Sek.) er kann sehr, ach, es ist alles (seufzt) männlich, er ist charmant, er kann charmant sein, // er kann herrisch sein, er hat alle Varianten (Pause, 2 Sek.) an sich. Ich bin im Internet und frage nach äh, wie nennt sich das, Gefühlsäußerungen, nach äh was für Gefühle, ich kann sie gar nicht benennen. // Er ist auch oft arrogant. Ich kann immer äh, Situationen kann ich besser erzählen als das, wie, wie man es nennt. // Und dann muss ich mir immer sagen, er ist äh nicht dass ich das Gleiche anfangen wie mit meinem Mann. Dann erwische ich mich dabei, wie ich meinen Sohn und meine Tochter so behandle, wie ich 's zu Hause erlebt habe. Meine Brüder konnten zehnmal Scheiße brüllen, denen ist nichts passiert. Und ich bemüh' mich um, (Pause, 3 Sek.) ich will's allen gerecht machen. Umso ungerechter werde ich. (Interview Irma)

Sie sieht in ihrem dreizehnjährigen Sohn mehr den Mann als das Kind am Übergang zum Jugendlichen. Sie umschreibt ihn mit Begriffen wie charmant, herrisch, arrogant. Dabei benutzt sie Wörter, mit denen eigentlich auch ein erwachsener Mann beschrieben werden könnte. Ihre Gedanken kreisen um ihre eigene Kindheit, die Situation im Elternhaus und ihr eigenes Verhalten. Sie kann die alten Muster nicht in neuen Handlungen abstreifen, da sie in ihrem Handeln und ihren Emotionen noch in der Vergangenheitsbewältigung ihrer Familiengeschichte verfangen ist. Aber sie reflektiert zugleich auch ihr Verhalten und kann die Probleme zumindest verbalisieren. Ihre Brüder hatten Privilegien, die mit Akzeptanz oder Schweigen ertragen wurden. Sie will ›gerecht‹ sein und es allen ›recht machen‹.

Die frühe Vermittlung der Unterlegenheit der Frau und deren Verfügbarkeit und Abhängigkeit wirkt auf ihre Wahrnehmung des Sohnes. Die sexualisierte Gewalterfahrung in der Kindheit hat sie verinnerlicht, so dass sie ihren Kindern starke sexuelle Attribute zuschreibt und dadurch binäre Geschlechterverhältnisse reproduziert. Beim Sohn hat sie Angst, dass er zum Täter werden kann. Die Macht und Sprachlosigkeit wird an dieser Stelle wieder zum Thema. Sie geht nicht davon aus, ihn verändern zu können. Und sie reflektiert die Ungleichbehandlung der Geschwister auf der

Basis der tradierten Geschlechterverhältnisse. Die Brüder konnten sich grob benehmen, Aggressionen äußern, ihnen ist nichts passiert. Ähnliche Freiheiten scheint sie unbewusst auch dem Sohn zu gewähren und damit reproduziert sich eine Geschlechterordnung, die sie kritisiert und dennoch nicht in ihren eigenen Alltag und Handeln als Mutter zu überwinden vermag.

Problem der Repräsentation sexualisierter Gewalt und Reflexionen der Forscherin

Unter dem Aspekt der Macht der Wissenschaft (Friebertshäuser 2006) und der Geschlechterverhältnisse bzw. der *Ordnung der Geschlechter* (Honegger 1991) sind die Repräsentationen von sexualisierter Gewalt auf der Ebene der Erzählbarkeit versus Nichterzählbarkeit über sexualisierte Gewalterfahrungen und deren Wirkung aber noch weiter zu denken. Die folgenden Überlegungen diskutieren das Problem der Sprache und der Reproduktion von patriarchalen Geschlechterverhältnissen durch Sprache und Handeln. Dabei rückt die Reflexion der Reproduktion von patriarchalen Geschlechterverhältnissen durch die Wissenschaft in den Blick, die bei der empirischen und methodischen Umsetzung auch an ihre Grenzen stößt. Allerdings müssen die Machtmechanismen, die Geschlechterhierarchien aufrechterhalten, sichtbar gemacht und in Frage gestellt werden. Nur wenn die Beziehungen innerhalb der familialen Erziehung und sozialen Umwelt (Gesellschaft) als ein interaktiver Prozess verstanden werden, in dem es durch aktive Aneignung, Handlung und Veränderung sozialer Praxen zu einem Prozess der Vergeschlechtlichung kommt, wird auch verstehbar, wie tief die Strukturen in den Personen verankert sind.

Denn bei der Verarbeitung der Erfahrungen sexuellen Missbrauchs und auch in der alltäglichen sozialen Umwelt im biographischen Prozess des *doing gender* haben die bestehenden Strukturen, Hierarchie- und Machtunterschiede eine gewichtige Bedeutung, indem sie und ihre Funktion in die Ausgestaltung von inneren und äußeren Beziehungen, Handlungen und Symbolwelten einfließen. An diesem Vorgang der subjektiven Verschränkung von eigenem Selbstentwurf, der vorgefundenen Lebenswelt und von erfahrenen Interaktionsstrukturen, sind bewusste und unbewusste Vorgänge beteiligt, die sich auf den interaktiven Umgang in der familialen Erziehung

und auf die Geschlechterverhältnisse auswirken. Mit der Entfaltung durch ihre latent wirksame reproduktive Kraft entstehen vielschichtige aber dominante Deutungen von Geschlecht, die die Möglichkeiten und Grenzen des individuellen Handelns in der familiären Erziehung festlegen. Dadurch konstituiert sich soziale Normalität und alternative Praxisentwürfe werden gehemmt. Im Alltag, in sozialen Praxen und in Diskursen wird festgelegt was ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ bedeutet. Bei der Analyse von Texten, bzw. in meinem Fall von Interviews, muss daher auch danach gefragt werden, wie Begriffe in Texten repräsentiert sind, mit welchen Interaktionen (Szenen) diese verknüpft werden und in welchen immanenten Zusammenhang sie eingebettet sind. Aber ebenso wichtig ist es, dass die Forscherin reflektiert, wie sie sich selbst als geschlechtliches Subjekt konstituiert, welche verborgenen Praxisentwürfe, aber auch utopische Theoriekonstruktionen im Forschungsprozess wirken können. Deshalb sind nicht nur die Reflexion der Entwicklung der Kontaktaufnahme zur Befragten und das Erleben der Interviewsituation aus Sicht der Forscherin für die Interpretationsanalyse wichtig, sondern auch die Protokolle des Forschungsprozesses, die im Forschungstagebuch festgehalten werden. Die Protokolle stellen ebenfalls einen Text dar, der hilft durch Reflexion, möglicherweise eigene verdeckte Praxisentwürfe aufzudecken. Damit werden, mit Bourdieu (1997) gesprochen, die wissenschaftlichen Erkenntnisse im Hinblick auf ihre Entstehungsbedingungen reflektiert und die Befragten im Forschungsfeld als Akteure in einem sozialen Raum betrachtet. Diese selbstreflexive Haltung in der Wissenschaft ermöglicht nach Friebertshäuser, sich des »biographisch, geschlechtlich, kulturell, sozial und historisch begrenzten eigenen Standortes im sozialen Raum und des daraus resultierenden Denkhorizontes bewusst zu werden, um die Grenzen des Denkbaren zu erkennen und zu erweitern« (2006: 244).

Das Problem der Sprache spiegelte sich im Analyseverfahren wider. Nicht immer war es für mich leicht, eine richtige Wortwahl zu treffen. Das Problem der Erzählbarkeit versus Nichterzählbarkeit holte auch mich ein, drückte sich in meinem Ringen um die richtigen Worte aus. Worte sind teilweise stark gesellschaftlich aufgeladen, so dass jede Bezeichnung eine Klassifizierung und abwertende Konnotationen beinhalten kann und damit das Problematisierte selbst reproduziert. Dieser Effekt muss im Forschungsprozess immer wieder reflektiert werden. Beim Interpretieren von verschiedenen Positionen, die durch die lebensgeschichtlichen Erfahrungen geprägt und reflektiert werden, bildet die Sprache selbst den Ausgangs-

punkt, der Vermittlung benötigt. Zumindest kann davon ausgegangen werden, dass Forscherin und Befragte zwar gleiche Wörter benutzen, aber unterschiedliche Sprachen sprechen. Im Sinne von Deuber-Mankowsky (2004) wird die Wahrnehmung auf das reduziert, was faktisch erzählt wird – also ausschließlich was repräsentiert und bereits vertreten ist. Es kann aber nicht immer mit einer gelingenden Kommunikation gerechnet werden. Aus diesem Grund kritisiert Spivak die »radikale Praxis«, denn sie müsse die Lehre aus der doppelten Lektion der Repräsentation ziehen (2003: 48). Es gilt diejenigen zu »vertreten«, die keine Stimme haben und deren Anliegen unverstanden und ungehört sind. Die doppelte Lektion der Repräsentation bedeutet, dass Botschaften, Inhalte zu entziffern sind, die nicht kommuniziert wurden (Spivak 1996: 292). Man kann den Blick darauf richten, was sich als Sichtbares präsentiert, aber auch nach dem zu fragen, was unsichtbar gemacht wurde, damit das Sichtbare hervortreten kann. Aus dieser Annahme leite ich ab, dass auch im Text »nachzuspüren« ist, was nicht erzählbar ist oder auch was nicht erzählwürdig erscheint. Dies ist einerseits an den Brüchen und Irritationen im Text festzumachen. Andererseits können die Befragten aber auch nur das erzählen, was ihnen selbst in Sprache zugänglich ist. Erzählungen von Gewalterfahrungen sind traumatische Erzählungen, die von der Ausblendung der erlebten sexuellen Gewalt gekennzeichnet sind. Die Frauen, die diese Erfahrung lange Jahre verdrängt haben, können nur schwer über die erlittene Gewalt sprechen. Sexualität und sexueller Missbrauch sind zudem höchst tabuisierte Themenfelder und auch dafür fehlt oftmals die Sprache, die das Erlebte angemessen in Worte fassen könnte. Hier zeigt sich das Problem der Repräsentierbarkeit: Das, was nicht in Sprache zugelassen wird, ist aus den öffentlichen Diskursen ausgeschlossen und bleibt in der privaten Sphäre des Intimen verborgen. Dann gibt es Erzählungen die selbstverständlich erscheinen, so dass man nicht dahinter blickt, was tatsächlich passiert ist. Hier sind Verständigungsprozesse bzw. Übersetzungsarbeiten notwendig, die die erfahrene Welt der Befragten aufschlüsseln und verstehbar machen.

Zum Schluss möchte ich den zu Anfang zitierten Interviewausschnitt wieder aufgreifen: Irmas Versuch des Durchbrechens der Mauer des Schweigens kann auch als Ausdruck gesehen werden, eine Stimme und eine Sprache für das Nicht-Sagbare zu finden, um die in den sexuellen Missbrauch eingeschriebenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu durchbrechen. Welche Rollen dem Imaginären, den Wünschen, Träumen

und medialen Identifikationen bei der Veränderung bestehender Verhältnisse zukommen, wäre dabei eine weitere interessante Forschungsfrage.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu die erste repräsentativen Prävalenzstudie des BMFSFJ zur *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland* (2004), in welcher insgesamt 10.000 Frauen ab dem 16. Lebensjahr über ihre Gewalterfahrungen in verschiedenen Lebensphasen befragt wurden.
- 2 Gegenstand meines Forschungsprojektes *Sexualisierte Gewalt und Erziehung. Auswirkungen sexueller Missbrauchserfahrungen von Frauen auf die Erziehung ihrer Kinder* in der Disziplin *Erziehungswissenschaft* sind die Erfahrungen und Formen der Verarbeitung von Frauen, die intrafamiliären sexuellen Missbrauch in ihrer Kindheit erfahren haben. Dabei stehen die Auswirkungen des eigenen Erlebens auf die Beziehungen und die Erziehung ihrer Kinder im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004): *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland*. Bonn
- Birck, Angelika (2001): *Die Verarbeitung einer sexuellen Missbrauchserfahrung in der Kindheit bei Frauen in der Psychotherapie*. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (1997): »Verstehen.« In: Boudieu et al.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz, S. 779-802.
- Breitenbach, Eva (1998): *Mütter missbrauchter Mädchen: eine Studie über sexuelle Verletzung und weibliche Identität*. 3. Aufl., Pfaffenweiler.
- Brückner, Margit (2001): »Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Liebe, Fürsorge und Gewalt.« In: Brückner, Margit/Böhnisch, Lothar (Hg.): *Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderungen*. Weinheim/München, S. 119-178.
- Dausien, Bettina (1999): »Geschlechtsspezifische Sozialisation- Konstruktiv(istisch)e Ideen zur Karriere und Kritik eines Konzepts.« In: Hermann, Martina/Oechsle, Mechtild et al. (Hg.): *Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven*. Opladen, S. 116-246.
- Dausien, Bettina (2000): »Biographie als rekonstruktiver Zugang zu ›Geschlecht‹.« In: Lemmermöhle, Doris et al. (Hg.): *Perspektiven der Biographieforschung. Lesarten des Geschlechts*. Opladen, S. 96-115.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (2004): »Konstruktivistische Ursprungsphantasien. Die doppelte Lektion der Repräsentation.« In: Helduser, Urte et al. (Hg.): *Under construction. Kon-*

- struktivistische Perspektiven feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/Main und New York, S. 68-80.
- Friebertshäuser, Barbara (2006): »Verstehen als methodische Herausforderung für eine reflexive empirische Forschung.« In: Friebertshäuser, Barbara/Rieger-Ladich, Markus et al. (Hg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. 1. Aufl., Wiesbaden, S. 231-251.
- Gerwert, Ute (1996): Sexueller Mißbrauch an Mädchen aus der Sicht der Mütter. Eine Studie über Erleben und Bewältigung der Mütter betroffener Mädchen. Frankfurt/Main.
- Gildemeister, Regine (2004): »Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung.« In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 132-140.
- Herman, Judith Lewis (2003): Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. Konzepte der Psychotraumatologie, Bd. 3. Paderborn.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt/Main.
- König, Hans-Dieter (1997): »Tiefenhermeneutik als Methode kultursoziologischer Forschung.« In: Hitzler, Roland/Honner, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Frankfurt/Main, S. 213-244.
- Lorenzer, Alfred (Hg.) (1986): »Tiefenhermeneutische Kulturanalyse.« In: König, Hans-Dieter et al. (Hg.): Kultur-Analysen. Frankfurt/Main, S. 11-98.
- Olbricht, Ingrid (1997): Folgen sexueller Traumatisierung für die weitere Lebensgestaltung. Vortrag bei den 47. Lindauer Psychotherapiewochen am 23. April 1997 in Lindau.
- Olbricht, Ingrid (2004): Wege aus der Angst, Gewalt gegen Frauen. Ursachen – Folgen – Therapie. München.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): »Interview.« In: Landry, Donna/McLean, Gerald (Hg.): The Spivak Reader. New York/London, S. 287-309.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2003): »Can the Subaltern Speak?« In: *Die Philosophin*, 27, S. 42-59.
- Winnicott, Donald Wood (1997): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart.

Wyke Stommel

The Requirement of Legitimization as an Impediment for Online Support. A Conversation Analytical Study of an Internet Forum on Eating Disorders

As the internet is increasingly used for health-related support and information (Brann/Anderson 2002), it could be expected that persons with eating problems do not hesitate to seek support online. Online forums have been characterized as a low-threshold supplement to medical services, since the only prerequisite for using them is internet access (Burrows et al. 2000). However, I will argue that it is not always easy to join an online forum, since implicit requirements dictate the recognition of being ill. This may discourage potential members to become a member of an online-support group. In order to optimize the offer of online support, we need to discover the impediments that jeopardize the low-threshold character of health-related internet forums.

In this paper, I demonstrate how novice members of an online forum on eating disorders (re-)present themselves to the forum community and thereby legitimize their online visit. This encompasses a view on representation as being constitutive of social realities, rather than descriptive. I illustrate this by means of a fine-grained analysis of three data extracts taken from the German *Hungrig-Online* (HO) forum.¹ The aim of the paper is twofold. First, the purpose of the analysis of novice members' first contributions (and the received responses) is to unveil the normative requirements operative in the online forum with regard to who can legitimately become a member. The implicit requirement of presenting yourself as eating disordered may be assumed to affect particularly those persons that are not sure whether they have an eating disorder. The second aim is mainly methodological. I attempt to demonstrate that an interaction analysis proves useful for research on online communities, when the asynchronic exchange

of forum contributions is treated as a form of interaction. Thus, I argue that ethnomethodological aspects of Conversation Analysis (CA) and Membership Categorization Analysis (MCA) can be productively used as a set of tools for the empirical analysis of computer-mediated communication.

The paper is structured as follows: I will present two detailed analyses, each preceded by a presentation of the relevant ethnomethodological/conversation analytical approach. The first analysis illustrates that presenting the self in terms of an eating disorder and age, is treated as a normative requirement for novice members in this forum. In response to this legitimization, the novice member is accepted by regular members. The second analysis goes one step further by revealing that failing to conduct this legitimizing act is made relevant in the interaction as a problem. The Extracts 2 and 3 thus shed light on the potential impediment generated by the legitimization requirement in an online community. This, I will argue, is highly unfavourable, at worst even harmful for persons who are not certain (yet) whether they have an eating disorder or not.

Conversation analytical approach

It has been argued that Conversation Analysis, together with Membership Categorisation Analysis, renders a social constructionist concept of identity or self presentation empirically approachable (e.g. Kitzinger 2000, Benwell/Stokoe 2006). It leans on ethnomethodology, which means that it investigates what methods individuals employ to make sense of their world, how they display this understanding to others, and how they produce the mutually shared social order in which they live (Drew 2005). It thus avoids offering descriptions of social settings which compete with the actual descriptions produced by the individuals who are party to those settings. To clarify this point: traditional sociology may interpret discussions in an online forum as produced by adolescent females per se, whereas for CA this is irrelevant unless the members themselves orient to this identity in the interaction. Put differently, CA avoids applying categories a priori in order to be sensitive to what is relevant to participants, rather than to the researcher. It seeks to describe the conversational methods individuals themselves use in their actual descriptions. Hence, it analyses *how* people do things, rather than *why* they do them. Participants' sensitivity to positions,

accounts and dilemma's as it is displayed in talk is not seen as a representation of a mental state (Edwards 1997). Instead, interactional accomplishments are seen as stemming from individuals that have an *interest* in presenting the world in one way rather than in another, which is reflected in the turn by turn conduct of conversation.

Traditionally, CA involves the collection and transcription of audio or audio-visual recordings of conversation. Both so-called ordinary and institutional conversation are appropriate data for the analysis.² CA has also been proposed for the analysis of a relatively recent type of interaction: computer-mediated communication (Herring 2004). The methodology of CA cannot be transferred one to one to computer-mediated conversation,³ but at least the most important ethnomethodological principle can, namely the view that when people use language, they conduct social action. In other words, also in computer-mediated interaction language can be studied for how it is used to perform actions in the specific online setting. Though turns may be constructed differently in computer-mediated interaction, the language use in online forums can still be conceptualized as social action.⁴

From a CA perspective, the concept ›representation‹ does not only refer to representing some facet of the world, but also to the fact that representations are *involved* in that world in a constitutive way (Garfinkel 1967). This understanding of representation contradicts the commonly assumed dichotomy between a description and the object of the description (Potter 1996). Representations are not only descriptions, but constitutive elements of events. Thus, ›representation‹ refers to the practice of presenting something in interaction; it is this aspect of representation which I focus on in this paper. In the sense of doing identity, presentation can be understood as presenting yourself or any other person. In other words, presentations can carry out all kinds of social actions: proposing, accusing, joking, requesting, accounting, etc. For example, presenting yourself by saying ›I am a feminist‹, you may *accuse* another person for disrespecting women, but you could also *account* for the fact that you are in a feminist activist group or *joke* in a situation in which you refuse to do housekeeping work. Which action is done by the presentation depends on the context of the utterance, i.e. the sequential organization of the interaction. This means that, to understand what action is being done by a specific presentation depends not only on the broader social setting, but also on what was said/typed immediately before, and after the presentation. CA assumes that not only researchers can observe this, but that members (i.e. the interactants) are sensitive to the

actions being performed in their encounters, and that they may articulate their understanding of them in a subsequent turn.⁵

The online forum of *Hungrig-Online*

Hungrig-Online is an internet portal which offers chat rooms and information sites, but also an online forum for persons struggling with eating disorders.⁶ To date, the HO-forum has received almost 1 million contributions composed by over 20,000 members. A survey from 2003 showed that 97 percent of the participants are female, almost half are under 23 years old and the participants predominantly suffer from anorexia and bulimia (Leiberich et al. 2004). HO aims at reaching not only people with eating disorders who engage in therapy, but also those who have not found medical assistance yet. HO's mission at the time of data collection was:

People with anorexia, bulimia, binge-eating disorder or obesity have one thing in common: their enormous shame keeps them from confiding to someone. Sufferers conceal their problems and distance themselves from friends and family. We offer sufferers and relatives an alternative to this lonely silence. [...] The portal *Hungrig-Online.de* can and should not replace therapy. Rather, our aim is to raise awareness for eating disorders through information and clarification and to offer support and motivation for seeking professional help. (Translation W.S.)⁷

The forum contains various sub-forums on specific topics, among which one sub-forum, called New Here (*Neu Hier*), is meant for novice members to introduce themselves to the HO-community. The extracts that are presented in the next sections stem from the New Here sub-forum from 2005.

Analysis 1: Self-presentation as legitimization

Focussing on the activity of presenting the self in online-forum interaction demands two aspects: 1. a descriptive analysis of the presentation, and 2. an understanding of what kind of action is done by such a presentation. Consider the presentation that is being done in Extract 1, which is the first posting to the HO-forum composed by novice member Lotte.⁸

Extract 1. (#32)

Lotte: hey ihr alle

1 ... ich habe mich über die feiertage bei euch angemeldet nachdem

2 ich schon nal [*sic*] ab u [*sic*] zu bei euch im forum zu gast war.

3

4 ich wollte mich aber jetzt auch mal vorstellen.

5 ich bin [18-22] jahre alt u schon 4 jahre lang ms. [...] (»Original«)

Extract 1. (#32)

Lotte: hey all of you

1 ... I registered here with you during the holidays after

2 having been around with you in the forum as a guest now and then.

3

4 but now I would also like to introduce myself.

5 I am [18-22] years old and AN already since four years. [...] (Translation W.S.)

In this extract, a clear presentation is delivered in Line 5, consisting of two identity categories: age (divided into age groups for the sake of anonymity) and »ms«, which stands for »anorectic« (*magersüchtig*). The question now is: what does this presentation »do« or accomplish in this sequential position? The preceding lines offer an answer. Crucial is the use of »guest« (*gast*) in Line 2. As a guest, Lotte was unknown and invisible for other forum participants, in a way eavesdropping on other people's conversations. »but now« (*aber jetzt*), in Line 4, marks the contrast or the transfer from being a guest to an active member by introducing yourself. It announces that Lotte is about to render herself visible – or better – readable to the others and thereby she metaphorically enters the community. The choice of categories in this presentation of age and anorexia indicates which identity categories Lotte holds relevant for this setting. Hence, the question here is *why* Lotte's age, her eating disorder (anorexia), and the duration of this eating disorder (4 years) are relevant. This question can be answered by looking at previous CA studies, for example one which looked at how patients present themselves with a specific problem when visiting a medical practitioner (Heritage/Robinson 2006).⁹ Heritage and Robinson's analysis of hundreds of doctor-patient interactions revealed that in dialogue with the physician, patients present their problems as an account for seeking medical help. In other words, patients have the »task« to present good reasons for the medical visit. Similar accounting can be found in Line 5: presenting yourself as being of a certain age and being anorectic for a few years may serve as an account or a legitimization for joining the HO-forum. Lotte's posting receives various replies (not included in Extract 1,

but original citations): *hey be welcome!* and *Hy [sic] willkommen* (Hi welcome). These welcomes work as a direct acceptance of Lotte in the forum and thus affirm the reading of her posting as a legitimization. This means that a specific presentation of the self can be a means to justify your presence or participation there and then. Hence, at this point it may be concluded that an analysis focussing on CA's premise of language use as social action yields that (re-)presenting the self in a specific manner is a legitimization of joining the HO-forum.¹⁰

Membership Categorization Analysis

The presentation in Extract 1 draws attention at another significant aspect, namely that specific categories are used, such as *ms* or *anorectic*.¹¹ A framework, which is useful for understanding categorization as it is used by interactants is the so-called Membership Categorization Device (Schegloff 2007). Membership Categorization Analysis (MCA) is »concerned with the organisation of common-sense knowledge in terms of the categories members employ in accomplishing their activities in and through talk« (Francis/Hester cit. in Benwell/Stokoe 2006: 65).¹² Characteristic of categories is that they are organized in collections (e.g. *anorexia* and *bulimia* belong to the collection *eating disorders*). Further, categories and members of categories are linked to particular actions, which are called ›category bound activities‹. By mentioning an activity which is category-bound, the relevance of the category can be introduced in the scene (for instance, in a forum on eating disorders the description of a binge makes relevant the category *bulimia*, of which *binging* is a typical feature). Another aspect is that categories are viewed as inference rich, which means that the knowledge that ordinary people have about what people are like, how they behave and so forth is referred to and accessed by person categories, such as *student*, *professor*, *Muslim* or *Catholic*. Additionally, MCA supposes that categories follow certain rules of application, which are (unconsciously) known by speakers. One of these rules is the ›consistency rule‹, which states for instance that if several persons have to categorize themselves, the category collection picked up by the first speaker can be used by the subsequent speaker. So, if a person introduces her/himself as a 30 year old, she/he renders the category collection *age* relevant for the next person to introduce

her-/himself with, rather than for instance the collection profession, nationality or illness.

Analysis 2: Legitimization problem

In Extract 1, Lotte presented herself by means of the category collections age and eating disorder. According to the consistency rule, it may be expected that other novice members also present themselves by using categories of these collections. Extract 2 demonstrates that when a person cannot be consistent with the category collection of previous speakers, this is ›oriented to‹ as significant trouble. Lili, just like Lotte, is a novice member in the HO-forum, while Sara is writing here as a regular member.

Extract 2. (#25)

Lili: Neu hier! BED?

1 Hallo Ihr Lieben,
2 weiß nun endlich was mit mir los ist. das hat irgendwie jahre gebraucht und eine
3 gute psychologin, die mir den spiegel vorgehalten hat. nun weiß ich endlich auch,
4 dass binge eating eine krankheit ist und mir geholfen werden kann. vorher habe
5 ich die ganze sache gar nicht gekannt. ich dachte so lange ich das ganze essen
6 noch bei mir behalte, bin ich doch noch nicht krank?? dann ist es doch nur
7 frustessen und das kann ich doch ändern?? aber irgendwie kam ich nicht raus aus
8 der ganzen sache. [...] (»Original«)

Extract 2. (#25)

Lili: New here! BED?

1 Hello dear ones,
2 finally know what is wrong with me. somehow it has taken years and a
3 good psychologist who made me look into the mirror. now I finally know too,
4 that binge eating is an illness and that I can be helped. Before
5 I did not know anything about this thing. I thought as long as I keep the food
6 inside of me, I am not ill?? then it is only
7 frustration eating and I can change that?? but somehow I could not get rid of
8 this thing. (Translation W.S.)

I will analyze Extract 2 to show *how* the legitimization requirement may cause trouble for the novice member in this setting. First have a look at the title consisting of two parts, in which Lili sets the frame of her first posting. In the first part, »New here« (*Neu hier*) with an exclamation mark refers to Lili's novice status in the forum, which is frequently oriented to in titles of first postings (Lili thus follows the consistency rule). The second part of the

title is uncommon: BED (Binge Eating Disorder) and a question mark. Binge Eating Disorder is an eating disorder included in the diagnostic classification standard DSM-IV of 1994 with the status ›diagnostic category in need of further research‹ (van Hoeken et al. 2005). It is characterized by binge eating episodes, but *lacking* purging and other compensatory behaviour, such as vomiting (as in bulimia). In sum, in medical discourse BED is a contested but existent category. Returning to Lili's title, it must be noted that the question mark after BED is surprising, since Line 2 implies that Lili *knows* she has BED. So what does the question mark in the title do? Reading Line 2-4, it appears to express the uncertainty Lili *used to have* about whether she was eating disordered or not. The uncertainty of the past is counteracted by »now« (*nun*) both in Line 2 and 3. In the past, Lili thought that as long as she does not vomit, she is not eating disordered. In other words, she used to consider vomiting as a category-bound activity of eating disorders. Now, a psychologist made her realize that she belongs to the category BED, of which vomiting is not a feature (according to the DSM-IV criteria).¹³ This is very important because according to Lili, only when you are diagnosed as ill you can receive help (Line 4). She thought that only »frustration eating« (*frustessen*), a description of bingeing, is not enough to have an eating disorder, so you are supposed to deal with it by yourself. In other words, an inference of being diagnosed with an eating disorder is that you do not have to cope with your disorder by yourself, but that you can legitimately call for help. The very start of the posting in Line 2 »now I finally know what is wrong with me« (*nun weiss ich endlich was mit mir los ist*) implies that it has taken a long time before Lili knew what her problem was, and that as soon as she knew it, she composed her first posting. Now she knows it, so now she can legitimately join the HO-community. Put differently, the diagnosis (BED as a category from the collection eating disorders) serves as Lili's entry ticket to the HO-forum. This is neither stated on the HO-website, nor a speculation of the analyst, but an orientation towards the category by Lili, the member, herself. Thus, this extract confirms that presenting the self as eating disordered counts as a legitimization for joining the HO-forum, but it further suggests that participants who *think* that they do not fulfil the conditions for such a legitimization do not join the forum. Hence, it demonstrates that this forum is not as easily accessible for ›unreported‹ cases, i.e. those sufferers that have not sought medical assistance yet, as it intends to be.

It may be expected that novice members' legitimization trouble is alleviated by regular members of the HO-forum. Consider Sara's response to Lili.

Extract 3. (#25) (continuation of extract 2)

Sara: Re: Neu Hier! BED?

9 Hallo Lili!

10 Willkommen hier!

11 Wie alt bist du denn?

12 Ich hatte wohl auch mal sowas in der Art wie BED. Naja, mittlerweile habe ich

13 Bulimie. Und seitdem in etwa [*sic*] mache ich auch eine Therapie, ich haette

14 mich vorher nie als »krank« oder so betrachtet, es war, wie wenn ich das mit

15 dem kotzen irgendwie »gebraucht« habe, um zu sehen, dass ich ein Prblem [*sic*]

16 habe...[...] (»Original«)

Extract 3. (#25) (continuation of extract 2)

Sara: Re: New Here! BED?

9 Hello Lili!

10 Welcome here!

11 How old are you then?

12 I also used to have something like BED. Anyway, in the meantime I have

13 bulimia. And since then I also do therapy, before

14 I never used to see myself as »ill« or so, it was as if I somehow

15 »needed« this vomiting thing, in order to see that

16 I have a problem...[...] (Translation W.S)

Sara's cordial greeting and welcoming in Line 9-10 can be read as actions of acceptance. Lili is assured that she is an eligible novice member of HO. Thus, her legitimization has been successful. (Note, however, that the question about age in Line 11 points Lili to the fact that she has »overlooked« that part of the legitimization standard – the relevance of the collections eating disorders *and* age in Extract 1.) Subsequently, Sara goes into the topic of BED, the troublesome category. She presents her personal experiences with BED-like symptoms, which creates affiliation to Lili, especially through the use of »also« (*auch*) in Line 12. However, Sara does not univocally assure Lili that BED is a sufficient legitimization; rather, she implicitly echoes that BED is a relatively unfamiliar and thus contested category. Her personal experience with BED is described as »something like BED« (*sowas in der Art von BED*, Line 12), while her current bulimia is formulated straightforwardly: »Anyway, in the meantime I have bulimia« (*Naja, mittlerweile habe ich Bulimie*, Line 12-13). In her case, she »needed« vomiting to recognize she had a problem. Thus, she treated the activity of vomiting as a means to belong to a more clearly defined eating

disorder category, namely bulimia.¹⁴ As an answer to Lili's self-presentation, this sharing of personal experience is on the one hand a display of solidarity in the sense of ›you are not alone with this problem‹. But on the other hand, it offers a doubtful solution to the legitimization problem: if your problem does not fit the legitimization standard, change the problem. In other words, Sara's solution in response to Lili may offer Lili the option to ›modify‹ her symptoms and become a member of the socially recognized category bulimia. Obviously, the normative requirement of being ill as a precondition for receiving help is not only operative in online forums, but also for instance in medical settings (cf. Heritage/Robinson 2006). However, the finding that it is operative in the HO-forum is particularly significant (and worrying!), since it did not only stop Lili from joining the forum earlier (before she knew her diagnosis), but moreover it enhanced Sara to present the option of acquiring a serious symptom as a solution to the social legitimization problem for persons with relatively unknown eating disorders. Unfortunately, it cannot be traced how Lili reads Sara's answer, since Lili never posted a contribution to the HO-forum again.¹⁵ Still, Sara's solution of »needing« the vomiting signals that in the HO-forum it is crucial to regard (*betrachten*, Line 14) yourself as being ill. Sara does not write anything about Lili's solution to consult a psychologist, but offers her own bodily harmful strategy.

Legitimization requirement as potential impediment for the online visit

The analysis of three extracts from the HO-forum served the argument that CA and MCA may be productively applied in studies of online interaction. More importantly, the analysis demonstrated that members of the HO-forum orient to a normative requirement of legitimization by presenting themselves as ill by means of an eating disorder diagnosis. Legitimization is typically presented through the categories of age and eating disorder. The legitimization is in turn received positively by regular members who welcome the novice member. The extracts suggest that a presentation of the self, in terms of these categories is a normative requirement, since it was found that a participant with rather unfamiliar symptoms (binging but no vomiting or purging) only entered the forum *after* she learned that her

symptoms fit the diagnosis BED. This suggests that participants who *do not* have an eating disorder diagnosis are faced with a problem.

The analysis further made clear that this legitimization problem, in the case of BED, is recognized by other members (Sara in extract 3). The two members solved the problem in different ways: Lili ›waited‹ until she found out that she had BED, Sara amplified her disordered behaviour (started self-induced vomiting) in order to conform to the diagnostic criteria of bulimia. It is worrying that intensifying the disorder is presented in the HO-forum as one way of dealing with categorization, and thus indirectly with the legitimization requirement in online settings, because it means that online support groups can make eating disorders worse instead of helping. Overall, the analysis suggests that the normative requirement of re-presenting the self in terms of specific categories in the HO-forum can be a barrier for persons in need of medical help, with potentially serious consequences.

These findings are alarming. It is estimated that for eating disorders the number of unreported cases is extremely high (e.g. Karwauts 1997). One explanation of this is the social stigma attached to eating disorders (Goffman 1986). However, especially online forums are designed as anonymous spaces for those who are not ready to expose their problems elsewhere and lauded for their low-threshold quality. During the past two decades, individuals increasingly use the internet for health-related concerns (Brann/Anderson 2002; cf. McKay 2001). It has been found that participation in an online forum may increase motivation to seek professional help (Leiberich et al. 2004). It has even been argued that especially persons with eating disorders may benefit from online communication (Walstrom 2000). Therefore, ideally it would be irrelevant whether novice members already know whether they are diagnostically eating-disordered or not. The implicit requirement to legitimize the online visit through an eating-disorder diagnosis may discourage potential novice members and is therefore extremely harmful.

Notes

- 1 The analysis of the extracts stems from a larger study of interaction in this German online community, which is my PhD-project titled › »Ist das jetzt krank?« A discourse analysis of joining an online community on eating disorders« (working title), Department of Sociology, Johann Wolfgang Goethe University of Frankfurt/Main.
- 2 Also interviews may serve as data for a conversation analysis, as long as they are considered as *naturalistic* interactional events (Potter/Hepburn 2005).
- 3 An important difference between spoken interaction and online forum interaction is the organization of the conversation in turns and how these turns are designed. For instance, in online forum interaction, overlap in speaking is not possible.
- 4 An example of a study where CA has proved to be useful for this purpose is Antaki et al. (2005), who highlighted the various ways in which accountability is managed in an online forum thread.
- 5 Participants' sensitivity may not be misunderstood as participants' awareness or intentionality; conversation analysts prefer to remain agnostic on this issue (e.g. Potter 1996). Put differently, CA is not interested in mental or cognitive states, but in the norms that are operative in the conduct of action, in how people do things in conversation (Drew 2005).
- 6 See www.hungrig-online.de
- 7 The original German text is: »Menschen mit Anorexie, Bulimie, Binge-Eating oder Adipositas haben eines gemeinsam: Ihre Scham ist oft so groß, dass sie sich niemandem anvertrauen. Die Betroffenen verheimlichen ihre Probleme und ziehen sich von Freunden und Familie zurück. Wir bieten Betroffenen und Angehörigen eine Alternative zum einsamen Schweigen. [...] Das Angebot von Hungrig-Online.de kann und soll keine Therapie ersetzen. Unser Ziel ist es vielmehr, durch Aufklärung und Information ein Bewußtsein für diese Essstörungen zu schaffen und Unterstützung und Motivation bei der Suche nach Hilfe zu bieten.«
- 8 The nicknames in all extracts are pseudonyms. This is especially relevant with regard to footnote 10.
- 9 Additionally, this relevance has become clear through an analysis of 30 *threads* from the HO forum, which will be included in my PhD dissertation (forthcoming 2008/2009). This elaborate analysis reveals that presenting yourself in the HO-forum as eating disordered is a display of legitimacy.
- 10 The category of gender has not been mentioned as relevant, although nicknames in HO frequently ›do‹ gender. However, since for ethical reasons the nicknames are replaced by pseudonyms, this cannot be properly examined in the extracts presented in this paper. This does not mean that nicknames do not have an important function in the presentation of the self. In fact, nicknames in the HO forum do convey gender (female/male) and additionally various personality traits (Stommel 2007). However, the ethical arrangement made with the organization of HO includes that nicknames are not analyzed in connection with postings as to prevent disclosure of too much personal information about single members in an academic publication or anywhere else *outside* of the HO forum. Therefore, the construction of gender through *nicknames* is precluded from the current analysis of novice members' first postings. Other than through nick-

names, gender is not staged as a relevant category in Extract 1, which is considerably different from self-presentation along the age/sex/location scheme frequently found in chat interactions (e.g. del-Teso-Craviotto 2005).

- 11 The abbreviation *ms* functions differently than the original word ›anorectic‹ (*mager-süchtig*) would, since the abbreviation articulates insiders' vocabulary, and thus adds to the legitimization for participation.
- 12 Membership Categorization Analysis is sometimes seen as part of CA, sometimes as a split-off of CA (Stokoe/Benwell 2006).
- 13 Note that presenting a psychologist, a professional rather than a friend or parent, serves as an account of having the rather unfamiliar, and even medically contested diagnosis of BED.
- 14 This affirms CA's claim that participants themselves are sensitive to categorization. Individuals do not only know about categorization, but they appear to act accordingly. This case, in which an extremely serious symptom of bulimia is motivated by the desire to fit into an acknowledged category, shows that categorization can have shocking consequences.
- 15 This implies that even if a novice member is welcomed and accepted, this does not mean that she/he stays.

Bibliography

- Antaki, Charles et al. (2005): » ›For she who knows who she is‹: managing accountability in online forum messages.« In: *Journal of Computer-Mediated Communication*, 11, 1, article 6, <http://jcmc.indiana.edu/vol11/issue1/antaki.html>, (10.02.2008).
- Benwell, Bethan/Stokoe, Elizabeth (2006): *Discourse and identity*. Edinburgh.
- Brann, Maria/Anderson, James (2002): »E-medicine and health care consumers: recognizing current problems and possible resolutions for a safer environment.« In: *Health Care Analysis*, 10, pp.403-415.
- Burows, Roger et al. (2000): »Virtual community care? Social policy and the emergence of computer mediated social support.« In: *Information, Communication & Society*, 3, 1, pp. 95-121.
- Del-Teso-Craviotto, Marisol (2005): »Virtually there: creating physicality in dating chat rooms.« In: *Texas Linguistic Forum*, 48 (Proceedings of the Twelfth Annual Symposium about Language and Society), pp.73-82.
- Drew, Paul (2005): »Conversation Analysis.« In: Fitch, Kristine/Sanders, Robert (eds.): *Handbook of language and social interaction*. London, pp. 71-102.
- Edwards, Derek (1997): *Discourse and cognition*. London.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J.
- Goffman, Erving (1986): *Stigma: notes on the management of spoiled identity*. New York.
- Heritage, John/Robinson, Jeffrey (2006): »Accounting for the visit: giving reasons for seeking medical care.« In: Heritage, John/Maynard, Douglas (eds.): *Communication in medical care: interaction between primary care physicians and patients*. New York, pp. 48-85.

- Herring, Susan (2004): »Computer-mediated discourse analysis: an approach to researching online behavior.« In: Barab, Sasha et al. (eds.): *Designing for virtual communities in the service of learning*. New York, pp. 338-376.
- Karwauts, Andreas (1997): »Eßstörungen.« In: *Gesundheitsbericht Wien 1997*, <https://www.wien.gv.at/who/gb/97/index.htm>, (28.01.2008).
- Kitzinger, Celia (2000): »Doing feminist conversation analysis.« In: *Feminism & Psychology*, 10, pp. 163-193.
- Leiberich, Peter et al. (2004): »Selbsthilfe und Beratung im Internet; Mündige Benutzer können die Arzt-Patienten-Beziehung neu gestalten.« In: *Medizinische Klinik*, 99, 5, pp. 263-268.
- McKay, Susan (2001): »Beyond Biomedicine: renegotiating the sick role for postmodern conditions.« In: *Journal of Media and Culture*, 4, 3, <http://journal.media-culture.org.au/0106/bio.php>, (07.11.2007).
- Potter, Jonathan (1996): *Representing reality. Discourse, rhetoric and social construction*. London.
- Potter, Jonathan/Hepburn, Alexa (2005): »Qualitative interviews in psychology: problems and possibilities.« In: *Qualitative Research in Psychology*, 2, pp. 38-55.
- Schegloff, Emanuel (2007): »A tutorial on membership categorization.« In: *Journal of Pragmatics*, 39, pp. 462-482.
- Stommel, Wyke (2007): » ›Mein nick bin ich!‹ Nicknames in a German forum on eating disorders.« In: *Journal of Computer-Mediated Communication*, 13, 1, article 8, <http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/stommel.html>, (02.02.2008).
- Van Hoeken, Daphne et al. (2005): »Epidemiology.« In: Treasure, Janet et al. (eds.): *The essential handbook of eating disorders*. Chichester, pp. 11-34.
- Walstrom, Mary (2000): » ›You know, who's the thinnest?‹: combating surveillance and creating safety in coping with eating disorders online.« In: *CyberPsychology & Behavior*, 3, 5, pp. 761-783.

Teil 6
Repräsentation des Körpers:
zwischen Diskurs und Materialität

Hannelore Bublitz

Körper nach Maß – Produkt(e) mit Verfallsdatum? Zur Infrastruktur von Körper- und Selbsttechnologien

Einleitung

Der Körper boomt; er hat (Hoch-)Konjunktur auf allen Ebenen der Selbstdarstellung. Ihm kommt gesteigerte Aufmerksamkeit zu. ›Wie sehe ich aus? Wie wirke ich auf andere? Wie stelle ich mich am vorteilhaftesten dar?‹ Fragen der Körperdarstellung und -inszenierung bewegen das (post)-moderne Subjekt – und das, obgleich der Körper gesellschaftlich gleichzeitig marginalisiert wird oder ganz aus dem Blick gerät. (Post)moderne Selbstverhältnisse sind von der Sorge um den Körper, seine Leistungsfähigkeit, Gesundheit und Attraktivität getragen. Selbstthematisierung erfolgt auch über den Körperausdruck und das körperliche Erscheinungsbild. ›Performance‹ ist zur Metapher eines expressiven Individualismus geworden, der sich am Körper zeigt. Der Körper ist Schnittstelle und Zeichen einer erfolgreichen Inszenierung ›authentischer‹ Geschlechternormen und Lebensformen. In der *performativen Verkörperung* kultureller Codes stellt er die Ordnung der Gesellschaft auf Dauer und verleiht sozialer Macht immer wieder körperlich Ausdruck. An ihm zeigt sich aber auch die Ästhetik einer Existenz, die sich in der Stilisierung des Lebens einen Körper gibt.

Mein Beitrag lotet die Frage aus, wie ›wirkliche Körper‹ (Sarasin 1999: 440) als Ort der Geschichte durch deren Einschreibung in die physische Materialität des Körpers allererst produziert werden und mit welchen Mechanismen dies bis ins Innerste des Körpers geschieht.¹ In diesem Zusammenhang interessiert, wie sich Regeln des Sozialgefüges und der Geschlechter(normen) im Körper materialisieren, aber auch, inwiefern der so produzierte Körper seiner bloß machtförmigen Zurichtung Grenzen setzt, also auch der ›maßgeschneiderte‹ Körper noch begrenzt ist. Darüber hinaus

ist die Frage, was in der (post)modernen Gesellschaft mit Körpern passiert, die nicht der Norm/dem Maß entsprechen. Und schließlich ist zu fragen, ob es angesichts der Vervielfältigung von Körpermodellen in der (post)modernen Gesellschaft überhaupt noch Körperrnormen und *den* Normen entsprechende ›Körper von Gewicht‹ (Butler) sowie verworfene Körper(subjekte) gibt.

Theoretischer Ansatz

Die seit geraumer Zeit explodierenden Körperdiskurse, in denen der Körper einerseits als diskursiv konstituierter, andererseits als – emphatischer – Ausdruck authentischer Erfahrung entworfen wird, können angesichts vielfältiger Neukonfigurationen von Körperdiskursen und materiellen Verkörperungen auf die Frage zugespitzt werden, wie sich das Verhältnis von Körper(n), Diskursen und – kulturellen – Technologien denken lässt.

Gegenüber eher *technikidealisierenden* und *-kritischen* Positionen wird im Folgenden davon ausgegangen, dass es spezifische Übersetzungs- und Transformationsprozesse von Körper, Technik und Gesellschaft gibt, die den Körper jeweils anders formieren. Körper vermischen sich demnach auf je spezifische Weise immer schon mit Technologien, ohne dass diese zu bloßen Herrschafts- und Machtinstrumenten verkommen und ohne dass der Körper als passives Instrument/Objekt dieser Technologien gesehen wird. Er fungiert demnach nicht, wie in kulturkritischen und entfremdungstheoretischen Diskursen (vgl. dazu Böhme 1992; Duden 1996; List 1994; 1997) als Garant und Zeichen von Authentizität, wenn diese nicht als performativ und erfolgreich inszenierte gefasst wird. Körper haben demzufolge keine unveränderliche Form, sondern vollziehen immer wieder aufs Neue ihre Materialisierung (vgl. dazu Weber/Bath 2003; Bath et al. 2005). Die Frage, ob der Körper Einschreibefläche und/oder eigenwilliger Agent sei, verweist auf diese letztgenannte Position. Denn hier besteht die Vorstellung, der Körper konstituiere sich performativ gemäß gesellschaftlichen Normen und Idealen (vgl. dazu Butler 1995). Möglicherweise ist diese Frage aber auch ein Hinweis auf Einbruchstellen in den Repräsentationssystemen, die sich der diskursiven Verwaltung des Körpers entziehen (vgl. Sarasin 1999). Keineswegs aber verweist die Frage auf eine vordiskursive körperliche Materialität jenseits des Diskurses. Mein Vorschlag, aus der Polarisierung von

einerseits diskursiv produzierten, scheinbar widerstandlosen und vordiskursiven, andererseits immer schon als widerständig gedachten Körpern sowie den mit der These von der Widerständigkeit oder Eigenwilligkeit des Körpers verbundenen Problemen herauszukommen, läuft also darauf hinaus, die Materialität des Körpers ohne Rekurs auf eine ›vordiskursive‹ Materialität zu konzipieren.

Materialität des (Geschlechts-)Körpers – die Wiederholung der Norm

Dass Judith Butler davon ausgeht, dass bereits das biologische Geschlecht ein sozial konstruiertes und die Materialität von Geschlechtskörpern regulierenden Idealen folgt, die sich mit der Zeit – zwangsweise – materialisieren, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Nur soviel: Die symbolische Zuordnung des Körpers wird immer wieder vorgenommen, denn Körper sind, wie Subjekte, permanent gefährdet, ihre Fassung zu verlieren. Die ständige Wiederholung verweist auf Instabilitäten der Körper wie auch der symbolischen Ordnung. Zugleich zeigt die wiederholte Zuordnung der Körper nach Butler »*dass die Körper sich nie völlig den Normen fügen*, mit denen ihre Materialisierung erzwungen wird« (Butler 1993: 21, Hervorhebung H.B.). Diese beruht auf performativen Sprechakten, mit denen Normen zitiert und verschoben werden. Was sich in diesem Prozess der ständigen Re-Materialisierung nicht durchsetzt, landet zwar in der ›Versenkung‹ der hegemonialen, heterosexuellen Matrix, bildet aber das Potenzial einer Neuartikulation von Normen. Dem Zwang zur ständigen (Re-)Stabilisierung der kulturellen Geschlechtermatrix entspricht also deren Unterminierung in der wiederholten Verschiebung sprachlicher Konventionen und sozialer Normen. Dabei bilden die verworfenen Körper das konstitutive Außen eines Subjekts, das sich kraft Ausschlussprinzip und Abgrenzung vom Verworfenen herstellt. In der Verwerfung sichern sie zugleich die Konfirmation und Unterminierung der Normalität (vgl. ausführlich dazu Butler 1995; Bublitz 2002).

Bis in seine Materialität folgt der Körper regulierenden Idealen. In soziale Prozesse einbezogen, die ihn als (Geschlechts-)Körper formen, ein- und zuordnen, gibt es für ihn kein Außerhalb des Symbolischen. Vielmehr ist er ein immer schon kartographierter Körper, der diskursiv Konstruiertes

physisch materialisiert. Dabei bildet die Sprache das Medium von Machttechnologien, die kulturelle Signaturen in der vermeintlichen Natürlichkeit des Körpers verbergen. Beschrieben ist damit ein diskurs- und sprachtheoretisches Programm der Versprachlichung und Vermachtung des Körpers wie auch der *Verkörperung von Macht*, deren kapillare Struktur sich im Körper und seinen Praktiken entfaltet.

Körperliche Materialität unterliegt, das zeigen die bisherigen Ausführungen, einer ständigen Veränderung. Sie konstituiert sowohl biographisch als auch sozialhistorisch eine Körpergeschichte, in der weder der Status des Körpers noch der der normierenden Matrix, die ihn hervorbringt und formt, je gesichert ist (vgl. Butler 1995).

Historizität und Vergesellschaftung des modernen Körpers

Auch historische Körpermodelle und soziale Körpercodes widersprechen dem Körper als Ort des Natürlichen; gleichwohl wird an ihn und seine ›Natur‹ delegiert, was diskursiv, sozial und technisch hergestellt ist. Die Codierung des Körpers ist aber nicht nur eine Form seiner Repräsentation, sondern überhaupt erst seiner Produktion. Der Körper ist ohne das methodische System der Zeichen nicht zu denken – die Codierung des Körpers durch Repräsentationssysteme ist zugleich die Methode seiner Produktion (vgl. Sarasin 1999: 446).

Der Körper bildet gewissermaßen *das* ›Zentralorgan‹ der Gesellschaft, in das soziale Codes, soziale Positionen und Geschlechterordnungen mit Ausschlusscharakter eingraviert sind. »Scheinbares Zeichen der Natur, tatsächlich aber gänzlich kulturell« (Dosse 1996: 57), kann man von einer »Archäologie der körperlichen Gewohnheiten« sprechen, wie Marcel Mauss sie eingeleitet und Michel Foucault sie aufgegriffen und zu Ende geführt hat. Die elementaren (Bewegungs-)Formen des Körpers folgen kulturellen Mustern, die durch Nachahmung und Disziplin(ierung) weitergegeben werden (vgl. Mauss 1997; Foucault 1976a; 1976b; 1978). Im Zentrum des Körpers und der körperlichen Gewohnheiten verbirgt sich das kulturelle Unbewusste. Kultur und Gesellschaft schreiben sich über eine ›Tiefengrammatik‹ in die Körper ein. Der Körper fungiert als ›Automat‹ und ›Speicher‹ sozialer Macht (vgl. Bourdieu 1984).

Die Geburt des modernen Subjekts erfolgt nach Foucault und Butler im Geflecht von Zeichensystemen, Macht- und Selbsttechnologien. Beide nehmen an, dass Menschen nur in dem Maß zu sozial handlungsfähigen Subjekten werden, in dem sie einem Sozialgefüge unterworfen sind, das Handlungsfreiheiten überhaupt erst eröffnet. Das Subjekt ist also nicht als den sozialen Normen vorgängiges und als solches authentisches gegeben, sondern es konstituiert sich immer schon in normierenden und normalisierenden Kontexten.² Foucault gibt der Einfügung menschlicher Körper und Subjekte in historische Wissens- und Machtordnungen und den damit verbundenen Arten und Weisen der Subjektivierung eine materialistische Wendung, indem er das physische Moment der Einübung in die Regeln eines Sozialgefüges, dem sie unterworfen sind, betont. Man kann daher geradezu von einer *physischen Ausdehnung und Präsenz sozialer Regeln* ausgehen, die in *permanent wiederholten Akten* im Körper materielle Gestalt annehmen (vgl. Honneth 2003: 24).

Bei Butler erfolgt dieser wiederholte Zwang zur Subjektivierung im Namen des Geschlechts, das sich körperlich aufgrund von performativen Sprechakten materialisiert. Die Frage, was der Körper ist, verweist zurück auf seine Diskursstelle in einer kulturellen Matrix, die ihn zum ›Wahr-Zeichen‹ des Geschlechts und des entsprechenden sozialen Raums machen (vgl. Bublitz 2001).

Mehr als bloßes Zeichen oder Symbol des Geschlechts und der sozialen Ordnung ist der Körper auch ein somatischer Komplex mit eigenständiger materieller Existenz. Seine Bedeutung als Agent bedarf der ständig wiederholten Eingravierung normierter Bewegungsabläufe, vereinheitlichter Bewegungskoordinationen und Formen der individualisierten Selbstpräsentation, um das zu verkörpern, was er ist: ein *wirklicher* Körper.

Eine ganze ›Mikrophysik der Macht‹, die mithilfe von Dressurtechniken am Körper nicht Male der Rache, sondern Spuren der Disziplinierung hinterlässt, richtet sich auf den ›gelehrigen Körper‹ des Individuums, der, in die kleinsten Details seiner Haltungen, Bewegungen und Gesten zerlegt, bis in die »Automatik seiner Gewohnheiten« (Foucault 1976a: 173) umgeformt und zu einem effektiven Kräftekörper zusammengesetzt wird. Es ist die »politische Anatomie des Details« (Foucault 1976a: 178), die hier auf den Körper zugreift, ihn umschließt, ihn gefügig und nützlich macht. Indem sie ihn kräfteökonomisch zerlegt und ihn dynamisierend zu einem neuen Kräftekörper – einer Arbeits-, Produktions-, Lern- oder sozialen Maschine –

wieder zusammenfügt, funktioniert dieser disziplinierende Machttyp, über sein integratives Potenzial hinaus, intensivierend und Kräfte steigernd.

Herrschafts- und Machtordnungen hinterlassen am Körper ihre Spuren, die sich über die Vergesellschaftung des Körpers in die gesamte Morphologie, Haltung und Ausdrucksform des Körpers eingraben. Sie sind in der feudalen Gesellschaft entzifferbar als Male souveräner Macht, mit denen der – verletzte – Souverän seine Macht am individuellen Körper der Untertanen sichtbar macht und sichert (vgl. Foucault 1976a). Doch nicht nur in der feudalen Gesellschaft ist die Bewegungsfreiheit des Körpers eingebettet in eine soziale Hierarchie, die qua Kleiderordnung am Körper sichtbar wird, und einen gesellschaftlich kodifizierten Kontext, der nach den Regeln des Zeremoniells organisiert ist. Auch die bürgerliche, moderne Gesellschaft unterwirft den Körper sozialen Mechanismen der Produktion von Rangordnungen, der Distinktion und Abgrenzung. Aber hier ist der Körper nicht, wie in der höfischen Ordnung, bloß Element eines Dekors, das seine (Re-)Präsentation ästhetisch (ein)rahmt (vgl. Warncke 1998). Vielmehr verbinden sich im modernen Körper geordnete (Zurück-)Haltung und Bewegung des Körpers zur produktiven Steigerung der Kräfte und seiner sozialintegrativen Formung und Formierung. Macht wirkt hier als disziplinarisches Gefüge, das sich über Technologien am und im Körper, sowohl des einzelnen Individuums als auch am ›Körper der Nation‹,³ am Gesellschafts- und Volkskörper manifestiert. Der Körper präsentiert sich so als Einschreibefläche, in und an der sich die Perfektion der Form, aber auch Kulturkrankheiten der Gesellschaft manifestieren (vgl. Bublitz et al. 2000). Er unterliegt wechselnden Moden und flexiblen Dynamiken. Als solches bildet er ein Sinnbild des Ephemeren, Oberflächlichen, Flüchtigen, das, kulturellen Moden folgend, seine äußere Gestalt ändert.

Aber damit ist nur die eine Seite der Körper- und Subjektdynamik benannt. Als zentrale Ressource der materiellen Infrastruktur von Technologien der Selbstführung, bildet der Körper zugleich die Schnittstelle von – flexibel dynamischen – Identitätsbildungen und soziotechnischen Applikationsfolien. Er ist als Spiegel der Gesellschaft zugleich sichtbares Medium und ästhetisches Zeichen kultureller Praktiken der Subjektivierung. An ihm visualisieren sich Kultur- und Selbstpraktiken. Im Feld der Sichtbarkeit angeordnet, werden Selbstbilder und Identitäten im – imaginierten – Blick der Anderen ›erfunden‹. Sehen und Gesehenwerden bilden die konstitutive Bedingung einer auf flexible Strategien der Selbstadjustierung abgestellten sozialen Existenz. Im Blick auf sich selbst mit dem Blick der Anderen,

auch der Medien zusammengeschlossen, erweist sich die körperliche Präsenz des Subjekts und seine expressive körperliche Performanz als Ressource einer hybriden Identität, die an performative Umbauten von Körper und Selbst und an die dauernde Selbstbeobachtung seiner eigenen Inszenierungsstrategien gebunden ist (vgl. Bublitz 2006a; 2006b).

Die Vergesellschaftung des Körpers geht mehr und mehr unter die Haut, zunächst mit dem alles durchdringenden, anatomischen Blick, dann mit Hilfe von Technologien, die den Körper disziplinieren und ihn optimierenden Bewegungsabläufen der Produktion sowie technisch-ästhetischen Maßnahmen der optimalen Gestaltung unterwerfen. In der postfordistischen Gesellschaft, die auf flexible Technologien des ›unternehmerischen Selbst‹ (vgl. Bröckling 2000; 2003; 2007) abstellt, wird der ›technisch unverfälschte‹ Körper zum ›verworfenen‹ (Auslauf-)Modell.⁴ An seine Stelle tritt ein ›gelehriger Körper‹, der sich hinsichtlich seiner Konstitution und Gestalt nicht nur fortlaufender Verhaltenssteuerung und Produktivität, sondern vor allem technisch-operativen und ästhetisch-stilistischen Optimierungsmaßnahmen unterwirft. In ihm sind Disziplinartechnologien mit somatischen Technologien seiner Optimierung, die ›unter die Haut‹ gehen, und Formen der Selbstführung zusammengefasst, die den Körper, ständig im Blick der Anderen und der Medien, flexibel-normalistischen Formen des Schönen aussetzt. Der auf diese Weise technisch-operativ produzierte (Bio-)Körper, der sich an demographisch-statistischen Normalitäten ausrichtet, wird, mit technologisch induzierter Arbeit am eigenen Körper produziert, zum sozialen Normalstandard. Er ist bereits in seiner physischen Konstitution und Morphologie in ein sozialtechnisches und ästhetisches Normalitätsspektrum eingeordnet.

(Postmoderne) Körper nach Maß – Produkte mit Verfallsdatum

Körper nach Maß sind perfekte Körper. Sie entsprechen historischen Vorstellungen von körperlicher Schönheit, die sich, den Schönheitsidealen entsprechend, in Körperproportionen, in Maß und Zahl ausdrücken – und deren Gegenstück der hässliche, unförmige und hinfällige Körper bildet (vgl. Eco 2006; Wilk 2002). Der schöne Körper der (post)modernen Massenkultur ist jugendlich, entsprechend – flachbrüstig und schmalhüftig – pro-

portioniert und ästhetisch geformt. Ästhetische, biotechnologische und mediale ›Baumaßnahmen‹ unterwerfen den (Geschlechts-)Körper Vorstellungen von ewiger Jugend, Schönheit und sexueller Attraktivität. Der Körper wird so zum ästhetischen Zeichen eines imaginären Raums, das ihn – selbst Ausdruck eines berechenbaren Glücks, das sich in Maß und Zahl ausdrückt – zum Maß aller Dinge macht. Ewig jugendlich erstrahlt er in himmlischer Schönheit und signalisiert so das Ende aller Begehrlichkeiten.

Technologisch produziert gibt der so präsentierte Körper gewissermaßen ›den Geist auf‹, indem er, betont künstlich arrangiert, wie ein ›Zombie‹ erscheint, der als geschlechts- und lebloses Phantasma des Körpers zugleich so täuschend natürlich wie eine Puppe erscheint, die Lebendigkeit bloß simuliert und zugleich erotisch aufgeladen ist.

Jeglicher Materialität entrückt, gibt er sich als Repräsentation des ewigen Lebens aus, dem der Tod – und damit das ›ewige Leben‹ – bereits auf die Stirn geschrieben ist. Symbol ›ewiger Jugend‹ manifestiert sich der Tod im und auf der Oberfläche eines technisch optimierten Körpers, indem dessen Haltung und Ausdruck, eingefroren und – ins Jenseits – entrückt, scheinbar das Ende allen Begehrens anzeigen, der Körper aber gleichzeitig zum Objekt einer optimierten Vermarktung und Verwertung geworden ist. Auf diese Weise ästhetisiert und stilisiert, wird der Körper zum signifikanten Symbol des endlos-endlichen Lebens, das sich seines Verfalls(datums) scheinbar entledigt hat. Gerade in der Annäherung des Körpers an ein technisches Optimum aber ›verfällt‹ die Materialität des Körpers in immer kürzeren Zyklen; wird seine ›Sterblichkeit‹ paradoxerweise beschleunigt.

Die Spezifik neuer Körpertechnologien beruht auf der Gleichzeitigkeit von Vorgängen der Ent- und Verkörperung: Dass der Körper auf spezifische Weise seiner Materialität ›entrückt‹, bedeutet ja keineswegs, dass der physische Körper überwunden und gewissermaßen körperlos wird. Vielmehr ist die Entfernung vom – lebendigen, geschlechtlichen und alterndvergänglichen – Körper mithilfe technischer Verfahren gesellschaftlich und individuell verschränkt mit neuen Formen der Selbstsorge, die sich auf den Körper richten. Das heißt: Der Körper wird zwar mithilfe von Körpertechniken modelliert und ästhetisch stilisiert sowie als perfekter ›Technokörper‹ digitalisiert; aber er materialisiert sich immer wieder aufs Neue in spezifischen Körper- und Selbstverhältnissen und sozialen Praktiken.

Der Körper unterliegt – nicht nur – in der (post)modernen Industrie- und Massenkultur einem extensiven ›Wunsch nach mehr‹, der mit dem Begriff der Körpermanipulation nur höchst unzureichend beschrieben ist (vgl. zum

massenkulturell organisierten Mehr-Begehren Bublitz 2005: 119f.). Technisch aufgerüstete Körper, bei denen die Technik in den Körper eindringt und digitalisierte Körper, die sich in virtuellen, medialen Räumen bewegen, sprengen den Begriff der Manipulation eines Körpers, der als organischer ja gar nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Die Grenzen des Körpers verfließen. Dieser Fließkörper überschreitet und festigt, de- und restabliert die polare Geschlechterdifferenz. Dabei eröffnet sich ein Feld, in dem sich – natürlich-künstlich⁵ – Geschlechterdifferenzen und materielle Körpergrenzen überschreitende Körpermodelle vervielfältigen und die Grenzen des Möglichen sich immer wieder verschieben.

In der postfordistischen Massen- und Konsumgesellschaft wird der Körper, wie das Subjekt, nicht, wie in der Disziplinargesellschaft, bloß heteronom normiert und dem – modischen – Zwang zur Standardisierung unterworfen. Vielmehr bildet er, einer fortwährenden Selbstoptimierung unterworfen, eine selbstregulierte, darin aber wieder an massenkulturell normalisierte Modelle (des Möglichen) angeschlossene Materialität, in der sich statistisch-mathematische Messwerte an ästhetische Aufmerksamkeiten binden. Körpermorphologien kommen auf der Basis von Fettverbrennungswerten, Ernährungsgewohnheiten und Bewegungsabläufen sowie ästhetischem Styling zustande, die immer wieder abgeglichen werden mit regulierenden Idealen. Hier verschmelzen Technik, Biologie und Ästhetik zum biotechnischen Körperamalgam.

Der Körper steht im Zentrum einer (Selbst-)Optimierung des Menschen, die ihn einem Kodex individualisierender Praktiken, Mechanismen und Strategien der Selbstsorge unterwerfen, vor allem aber an ihm festmachen, was die Gesellschaft nicht – mehr – zu bieten scheint: Halt und Veränderung. Wenn sich, gegenläufig zum Selbstverständnis der Moderne, die Welt und Wirklichkeit schon nicht wesentlich verändern lässt, dann wenigstens ihr Aussehen, ihr Auftritt. Alles ist möglich, nicht nur auf der ästhetischen Oberfläche, sondern auch in den Tiefenstrukturen des Körpers. Denn der Körper ist »ein scheinbares Zeichen der Natur, tatsächlich aber gänzlich kulturell« (Dosse 1996: 57).

Wer Schönheit ausstrahlt, ist der Lottogewinner der Gesellschaft; ihm stehen die höchsten Positionen zu. So wirken die realen Körper(subjekte) wie die Angestellten gesellschaftlich, technisch-medial produzierter (Körper-)Bilder und durch sie generierter Modelle, die, um den Preis des sozialen Ausschlusses, aufkündbar sind.

Dementsprechend wird der Körper in heterogenen Körperkulturen mithilfe ›biographischer Operationen‹ (vgl. Runte 1996)⁶ optimiert. Er erscheint so als ›Baustelle‹, dessen Profil nicht nur bewahrt und gesichert, sondern fortlaufend optimiert werden muss. Eingefangen in messbaren Effekten und Spiegeln, wird der einem ständigen ›Upgrading‹ unterzogene Körper zum Halt einer schweifenden Subjektivität, die, ständig flexibel und dynamisch, aber eben auch atem- und orientierungslos, im doppelten Wortsinne einem ›Schwindel‹ der ständigen Selbsttransformation ausgesetzt ist. Der Halt dieses Subjekts kommt aus den Tiefen der Körperorgane, die, technisch decodiert, den Doppelcharakter von Arbeitsgeräten (der Selbstkontrolle) und ästhetischen Organen (des ästhetischen ›Stylings‹) bekommen (vgl. Rittner/Mrazek 1986a: 58). Dabei verwandelt sich der maßgeschneiderte Körper in eine prothetische Apparatur, die dem realen Körper das Bild seiner misslungenen Verkörperung, aber auch seiner möglichen Perfektionierung spiegelt. Aber auch der unzulängliche Körper wird industriell produziert, er wird gewissermaßen mit den Model(l)körpern mit hervorgebracht. Dieser Wiedereinführung des »zerstückelten Körpers« (Lacan 1996) entspricht auf der anderen Seite die visuelle Anordnung des Körpers zum reinen Bild. In einzelne Körperelemente zerlegt, auf die sich das optimierende Auge richtet, wird der Körper nach künstlichen Regeln neu zusammengesetzt und so lange geformt, bis er medialen Körperanatomien und -bildern zu gleichen scheint. Gleichzeitig wird er, gesellschaftlich und technisch-artifiziell produziert, zum Ausdrucksmittel des Authentischen und Natürlichen (vgl. Bublitz 2005: 119f.; Bublitz/Spreen 2004).

Der perfekte, maßgeschneiderte Körper ist der, der unter dem Diktat der Jugendlichkeit Spuren der Zeit, subjektiver Erfahrung und Geschichte tilgt. Dabei geht Zeitlosigkeit mit Vereinzelung einher; Sicherheit gibt die Produktpalette, nicht der Mensch. Der Verdrängung der Spuren der Geschichte, die sich am und im Körper zeigen, wie überhaupt des organisch sich verändernden und damit auch alternden, kranken oder gar hinfälligen Körpers, korrespondiert seine veränderte geschlechtsspezifische Formung. So ist der weibliche, weil gebärfähige Körper auch historisch eher dem Verdikt des Kranken und Schwachen ausgesetzt als der männliche und gleichzeitig auch einer Ästhetik sexuellen Begehrens, das ihn zur Zielscheibe macht. Darüber hinaus unterliegt weibliche Nahrungsaufnahme stärkeren Restriktionen als die der Männer. Ihrer genussvollen Zügelung oraler Gier – in der gezielten Bewegung der Essensaufnahme – entspricht jene Haltung des Begehrtwerdens, die einer soziosemiotischen Inszenierung gleicht. Auf

diese Weise halten sie sich im Bereich sozialer Anerkennung auf, die ihnen durch das Sündenregister der Nahrungsaufnahme abhanden kommt: Wo die ›Unförmigkeit der Bewegungen‹ den Körper in seinen motorischen Abläufen hemmt, wird der hart erkämpfte Subjektstatus aberkannt. Verworfenen Körper sind im wörtlichen Sinne ›Körper von Gewicht‹, die sich in ihrer ›schweren, bedrohlichen Materialität‹ dem regulierenden Ideal norm(alis)ierter Körperlichkeit zu entziehen scheinen, und denen damit soziale Anerkennung versagt bleibt. Demgegenüber sind Körper von Gewicht, also, Körper, die soziale Anerkennung versprechen, paradoxerweise Körper, deren Materialität nicht ins Gewicht fällt.

Der Kampf um Kalorien ist ein Kampf um gesellschaftliche Macht und Anerkennung; er drückt sich in übermäßiger Körperkontrolle und im Kampf gegen das Fett aus. Es findet eine spezifische Koppelung sozialer Werte an körperliche Praktiken statt: Magerkeit erfüllt die Funktion der sozialen Wertschätzung und Anerkennung, gleichzeitig aber auch die Ablösung von einem Weiblichkeitsideal, das mit Reproduktion verbunden ist wie auch den Verlust des weiblichen Reproduktionsmonopols (Wilk 2002: 229). Alles, was am weiblichen Körper auf Fruchtbarkeit verweist, wird unsichtbar gemacht (nach dem Motto: ›der Bauch muss weg‹). Magerkeit erscheint in der Verweigerung von Nahrungsaufnahme und sexueller Attraktivität als – infantil-vorpubertärer – Zugewinn an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, gleichzeitig aber auch als Unterwerfung unter ein (Kindchen-)Schema, das Frauen unselbständig hält. Dennoch: In der Inszenierung körperlicher Hinfälligkeit findet die magere und/oder magersüchtige Frau *eine* Möglichkeit, sich dem männlichen Begehren(s-Blick) zu entziehen (vgl. Wilk 2002: 240). Hier wird Körperkontrolle nicht zum Instrument der Disziplinargesellschaft, sondern, so paradox es klingt, zum widerspenstigen Instrument der Hingabe an die eigenen Körperbedürfnisse, zur Rüstung gegen ein weibliches Schönheitsideal, das Frauen ausschließlich unter dem sexuellen Attraktivität und sexuellen Begehrens wahrnimmt und vermarktet. Und auch wenn Dicksein als Gesundheitsrisiko und Belastung der Gesellschaft erscheint: Sich ein (Fett-)Polster zulegen verweist, obgleich hier ausschließlich der Markt (der Fast-Food- und Süßigkeitsindustrie) zu regieren scheint, in der Verweigerung gegenüber dem gesellschaftlichen Schönheitsideal, auf Begrenzungen genau der Marktökonomie, die zugleich den Körper speist. ›Fettleibigkeit‹ und ›Magersucht‹ erscheinen in dieser Perspektive als widerspenstige Praktiken.⁷

Nicht nur in der Inszenierung von Hinfälligkeit und letztlich der Unkontrollierbarkeit des – ausgemergelten ebenso wie des alternden, faltigen, ›gefräßigen‹ oder ›schlappen‹ – Körpers zeigen sich die Grenzen seiner Repräsentation. Der Körper selbst entzieht sich dem Bild, das von ihm gemacht wird (vgl. Angerer 2000).

Körper als Mangelware – Maßlosigkeit des Begehrens

Phantasien des perfekt gestylten, technisch aufgerüsteten Körpers bevölkern nachdrücklich die Köpfe. Digitale Schönheiten repräsentieren transgressive und hybride Körper nach Maß, die die Grenzen des natürlichen Körpers überschreiten. Dabei ist der Körper nicht mehr nur Anhängsel produktionssteigernder Maschinen. Vielmehr hat sich die Physiologie des Körpers so verändert, dass die Technik selbst zum Teil des Körpers wird. Technik bildet einen Teil des auf der Oberfläche organischen, in der Tiefe aber technisch-artifiziell gebauten Körpers. Körpertechniken im Bereich von Fitness- und Anti-Aging-Praktiken greifen ebenso wie chirurgisch eingesetzte Implantate oder biotechnisch manipulierte Gendesigns unmittelbar in den Körper ein. Sie gehen auf einen extensiven Wunsch nach ewiger Schönheit, Jugend, Leben zurück. Damit unterwerfen sie den biotechnisch und medienästhetisch gestylten Körper einem – immer schnelleren – Verfallsdatum, obwohl sie doch gleichzeitig eine Steigerung und Verlängerung seines ›Haltbarkeitsdatums‹ versprechen. Es entsteht eine Paradoxie: Der natürliche Verfall des Körpers wird durch ein technisch-industriell produziertes Verfahren abgelöst, das den Körper einem warenökonomisch beschleunigten Verfallsdatum unterwirft, welches jenen bei weitem übersteigt. Hier werden die begrenzten Maße des organischen Körpers einer Maßlosigkeit des Begehrens unterworfen, die das begehrte Objekt, den perfekten Körper, in dem Moment entwertet, in dem er sich der Wunscherfüllung nähert. Denn die Vervielfältigung der Wünsche ist ebenso wie die immer wieder erneute Erzeugung der Begrenztheit des mangelhaften Körpers der Motor einer Konsumlogik, in der sich das Verlangen nach ewiger Schönheit und Jugend ebenso wie das Begehren, einen perfekten Körper zu besitzen, in einem zirkulären Teufelskreis des Begehrens gefangen, endlos aufrechterhält und erneuert. Tausch- und Libidoökonomie greifen ineinander und geben sich einen Körper, dessen Tod und Verschwinden durch

seinen ständig aufs Neue reproduzierten Mangel – und das Begehren nach Mehr – verhindert wird (vgl. dazu auch Bublitz 2005: 119f.).

Anmerkungen

- 1 Es geht darum, den Körper nicht als bloßes Messinstrument zu verstehen, mit dem an einer metahistorischen Skala die Zumutungen der Moderne am Körper der Individuen – als Deformation und Pathologie – abgelesen werden, sondern ihn als Ort einer – politischen – (Körper-)Geschichte zu deuten, die ihn als solchen erst konstituiert und produziert. Zur Spannweite körperhistorischer Positionen vgl. Sarasin 1999.
- 2 Während die Norm die Individuen durch die Anwendung von Disziplinartechniken an einem fixen Richtwert ausrichtet und sie, dem Zwang zur Einhaltung einer Konformität unterworfen, als normierte konstituiert, konstituiert sich das normalisierte Subjekt, indem es sich an einer empirisch-statistisch ermittelten, sich jeweils dynamisch verändernden Normalität (einer Bevölkerungsmehrheit) ausrichtet (vgl. dazu Foucault 1976: 236f.; 2003; Link 1997; Bublitz 2003).
- 3 Der ›Körper der Nation‹ ist in der modernen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts männlich. Er repräsentiert ein bestimmtes Männlichkeitsideal (vgl. dazu Goltermann 1998, die die vielschichtige Beziehung zwischen Körper, männlichem Habitus und Nation Ende des 19. Jahrhunderts deutlich macht), das insofern immer gefährdet ist durch sein weibliches Pendant, als das Konzept von Männlichkeit sich nicht nur als das Andere des Weiblichen, sondern dieses Ausschließende bestimmt (vgl. dazu Honegger 1991).
- 4 Dabei muss noch einmal betont werden: Einen ›technisch unverfälschten‹ Körper gibt es nicht. Der menschliche Körper ist nicht nur ›von Natur aus‹ auf Künstlichkeit angelegt, sondern, die ›Natur‹ des Körpers definiert sich, da Kultur und Technik zu den ›natürlichen‹, physischen Existenzbedingungen des Menschen gehören, geradezu technisch (vgl. dazu auch Gehlen 1961). Entgegen der Annahme kulturpessimistischer, technikkritischer Positionen bildet der Körper eine Materialität, die immer kulturell-technisch geformt wird (vgl. Sarasin 1999).
- 5 Dieser Ausdruck verweist in seiner Schreibweise auf die immer schon vorhandene ›künstliche Natur‹ des Körpers und des Geschlechts, deren kulturell-soziale Konstruktion und darauf, dass der Mensch in seiner ganzen Lebensweise auf Technik und Kultur hin angelegt ist.
- 6 Annette Runte bezieht sich auf »biographische Operationen« Transsexueller, die angeben, im falschen Körper zu wohnen und daher sowohl technisch-operative als auch sozio-biographische Modifikationen vornehmen.
- 7 Vgl. im Übrigen zum gesamten Themenkomplex von ›Essstörungen‹ als widerständigen Praktiken auch die feministisch-kulturwissenschaftliche Analyse von Susan Bordo (1995), die insbesondere mit Bezug auf diskurstheoretische Körper- und Geschlechterkonzepte argumentiert.

Literatur

- Angerer, Marie-Luise (2000): *body options. Körper.spuren.medien.bilder.* Wien.
- Bath, Corinna et al. (2005): *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper.* Bielefeld.
- Böhme, Gernot (1992): *Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit.* Frankfurt/Main.
- Bordo, Susan (1995): *Unbearable Weight: Feminism, Western Culture, and the Body.* Berkeley/Los Angeles.
- Bourdieu, Pierre (1984): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/Main.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn.* Frankfurt/Main.
- Bröckling, Ulrich (2000): »Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement.« In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): *Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt/Main, S. 131-167.
- Bröckling, Ulrich (2003): »Das demokratisierte Panoptikon. Subjektivierung und Kontrolle im 360°-Feedback.« In: Honneth, Axel/Saar, Martin (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001.* Frankfurt/Main, S. 77-93.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.* Frankfurt/Main.
- Bublitz, Hannelore (2001): »Wahr-Zeichen des Geschlechts. Das Geschlecht als Ort diskursiver Technologien.« In: Lösch, Andreas/Schrage, Dominik/Spree, Dierk/Stauff, Markus (Hg.): *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern.* Heidelberg, S. 167-184.
- Bublitz, Hannelore (2002). *Judith Butler zur Einführung.* Hamburg.
- Bublitz, Hannelore (2003): »Diskurs und Habitus. Zentrale Kategorien zur Herstellung gesellschaftlicher Normalität.« In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hg.): »Normalität« im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg, S. 151-162.
- Bublitz, Hannelore (2005): *In der Zerstreuung organisiert. Paradoxien und Phantasmen der Massenkultur.* Bielefeld.
- Bublitz, Hannelore (2006a): »Magic Mirrors: Zur extensiven Ausleuchtung des Subjekts.« In: Burkhart, Günter (Hg.): *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematierung?.* Wiesbaden, S. 105-125.
- Bublitz, Hannelore (2006b): »Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers.« In: Gugutzer, Robert (Hg.): *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports.* Bielefeld, S. 341-362.
- Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea (2000): *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900.* Frankfurt/Main.
- Bublitz, Hannelore/Spree, Dierk (2004): »Architektur einer Geschlechterkonstruktion. Der Potsdamer Platz aus der Perspektive der Gender Studies.« In: Fischer, Joachim/Makropoulos, Michael (Hg.): *Potsdamer Platz. Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne.* München, S. 139-157.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt/Main.

- Butler, Judith (1993a): »Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ›Postmoderne‹.« In: Benhabib, Seyla et al. (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main, S. 31-58.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main.
- Dosse, François (1996): Die Geschichte des Strukturalismus. Bd. 1. Das Feld des Zeichens, 1945-1966. Hamburg.
- Duden, Barbara (1996): »›Das Leben‹ als Entkörperung. Überlegungen einer Historikerin des Frauenkörpers.« In: Trallori, Lisbeth N. (Hg.): Die Eroberung des Lebens: Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert. Wien, S. 9-110.
- Eco, Umberto (Hg.) (2006): Die Geschichte der Schönheit. München.
- Ellerbrock, Dagmar (2004): »Körper-Moden – Körper-Grenzen.« In: *Neue Politische Literatur*. Jg. 49, S. 52-84.
- Foucault, Michel (1976a): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (1976b): Mikrophysik der Macht. Berlin.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Berlin.
- Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975-1976. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (2003): Die Anormalen. Frankfurt/Main.
- Gehlen, Arnold (1961): Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen. Hamburg.
- Goltermann, Svenja (1998): Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860-1890. Göttingen.
- Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld.
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2006): Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850. Frankfurt/Main.
- Honneth, Axel/Saar, Martin (Hg.) (2003): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt/Main.
- Honneth, Axel: »Foucault und die Humanwissenschaften. Zwischenbilanz einer Rezeption.« In: Honneth, Axel/Saar, Martin (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt/Main, S. 15-26.
- Kamper, Dietmar/Rittner, Volker (Hg.): Zur Geschichte des Körpers. Wien.
- Lacan, Jaques (1996): »Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion.« In: Lacan, Jaques: Schriften. Bd. 1/4, durchgesehene Auflage. Berlin, S. 61-70.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen.
- List, Elisabeth (1994): »Wissende Körper – Wissenskörper – Maschinenkörper. Zur Semiotik der Leiblichkeit.« In: *Die Philosophin*, Heft 10, S. 9-26.
- List, Elisabeth (1997): »Vom Enigma des Leibes zum Simulakrum der Maschine. Das Verschwinden des Lebendigen aus der telematischen Kultur.« In: List, Elisabeth/Fiala, Erwin (Hg.): Leib Maschine Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien, S. 121-137.

- Mauss, Marcel (1997): »Die Techniken des Körpers.« In: Ders.: Soziologie und Anthropologie. Bd 2. Frankfurt/Main, S. 197-220.
- Rittner, Volker/Mrazek, Joachim (1986a) »Neues Glück aus dem Körper.« In: *Psychologie heute*, Heft 11, S. 56-63.
- Rittner, Volker/Mrazek, Joachim (1986b): »Wunschobjekt Körper.« In: *Psychologie heute*, Heft 12, S. 62-68.
- Runte, Annette (1996): Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität. München.
- Sarasin, Philip (1999): »Mapping the body?« Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus und »Erfahrung.« In: *Historische Anthropologie*, S. 437-451.
- Stoff, Heiko (1999): »Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der neunziger Jahre.« In: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 14, S. 142-160.
- Warncke, Carsten-Peter (1998): »Rationalisierung des Dekors.« In: Van Dülmen, Richard (Hg.): Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume um Körperbilder 1500-2000. Wien, S. 159-173.
- Weber, Jutta/Bath, Corinna (Hg.) (2003): Turbulente Körper, soziale Maschinen. Feministische Studien zur Technowissenschaftskultur. Opladen.
- Weber, Jutta (2003): »Turbulente Körper und emergente Maschinen. Über Körperkonzepte in neuerer Robotik und Technikkritik.« In: Weber, Jutta/Bath, Corinna (Hg.): Turbulente Körper, soziale Maschinen. Feministische Studien zur Technowissenschaftskultur. Opladen, S. 119-136.
- Wilk, Nicole (2002): Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung. Frankfurt/Main.

Mica Wirtz

Die Magie der Zahlen. Überlegungen zum aktuellen Diskurs um Übergewicht und Adipositas¹

Im Mai 2007 verkündeten Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt und Ernährungs-, Landwirtschafts- und Verbraucherschutzminister Horst Seehofer das Regierungsprogramm *Gesunde Ernährung und Bewegung – Schlüssel für mehr Lebensqualität*, das auf die Kurzformel *Fit statt Fett* gebracht durch die Presse ging. Nach der von Seehofers Vorgängerin Renate Künast 2004 angeschobenen Diskussion über zu dicke Kinder² wurde die Bundesregierung nun dadurch alarmiert, dass die Deutschen laut einer Statistik der *International Association for the Study of Obesity* (IASO) die dicksten Europäer seien. Daher kündigte die Regierung einen »nationalen Aktionsplan« an, um bis 2020 »das Ernährungs- und Gesundheitsverhalten nachhaltig zu verbessern, die Zunahme von Übergewicht bei Kindern zu stoppen und die Verbreitung von Übergewicht zu verringern.« (BMELV/BMG 2007: 4) Seither wuchert der Diskurs um das Gewicht der Deutschen und das Ernährungs- und Bewegungsverhalten rückt in den Fokus der Politik. Diese (nicht zuletzt mediale) Problematisierung der »zu dicken Deutschen« beruht größtenteils auf Zahlen: 37 Millionen Erwachsene und rund 2 Millionen Kinder und Jugendliche sind übergewichtig oder adipös; 30% der Erwachsenen körperlich zu wenig aktiv; die Kosten, die durch »ernährungsmitbedingte« Krankheiten entstehen, werden mit 30% aller Gesundheitskosten kalkuliert etc. (BMELV/BMG 2007: 2).³

Was bedeutet es nun, dass der Lebensstil in Form des Ernährungs- und Bewegungsverhaltens zum Ziel der Politik wird? Und was beanspruchen die Zahlen zu repräsentieren? Wenn sie nach statistischen Kriterien repräsentativ sind und damit zugleich Repräsentation der Wirklichkeit darstellen, möchte ich in diesem Beitrag der Frage nachgehen, inwiefern sie weniger Repräsentationen im Sinne von Abbildern als vielmehr wirklichkeitserzeugende Instrumente sind. Dazu werde ich nach einer kurzen Ein-

führung zu Übergewicht und Adipositas auf die Geschichte des heute gängigen Messinstruments für das Körpergewicht – dem *Body Mass Index* – eingehen. Diese führt über seinen ›Erfinder‹ Adolphe Quételet ins 19. Jahrhundert in die Geschichte der Statistik und zum Zusammenwirken von statistischen Methoden, Medizin, Staat und Politik. Eben diesem Zusammenhang werde ich im Folgenden nachgehen und fragen, inwiefern die ›Magie‹ der Zahlen des aktuellen Diskurses um Übergewicht und Adipositas ein Instrumentarium biopolitischer Regulierung und Regierung darstellen.

Übergewicht, Adipositas und der *Body Mass Index*

Der Begriff Adipositas ist erst seit Ende der 1950er Jahre gebräuchlich und bezeichnet eine übermäßige Fettansammlung im Körper (Klotter 1990: 55). Anders als beim Begriff des Übergewichts wird damit also die Fettmenge, nicht das Gewicht an sich benannt. So wird auch von Fettsucht oder Fettleibigkeit gesprochen. Die bei vergleichenden Untersuchungen angewandten Messverfahren⁴ sind jedoch für Übergewicht und Adipositas dieselben, Adipositas bezeichnet also eine starke Übergewichtigkeit, die wiederum in drei Klassen von leichter bis extremer unterschieden wird.

Das zentrale Kriterium bei der Bestimmung sowohl von Übergewicht als auch von Adipositas ist derzeit der sogenannte *Body Mass Index*, der sich aus dem Körpergewicht geteilt durch die Körpergröße zum Quadrat errechnet. Nachdem die Weltgesundheitsorganisation (WHO) 1998 Übergewicht und Adipositas zur Epidemie erklärt hat, wurde von ihr der *Body Mass Index* als Messinstrument empfohlen, der sich seither als leicht zu erhebender und international vergleichbarer Wert durchgesetzt hat (Mensink et al. 2005: 1348). Die Suche nach der Geschichte dieses Messinstruments führt ins 19. Jahrhundert zu Adolphe Quételet (1796-1874), einem belgischen Astronomen, Geophysiker und Statistiker. In dessen Werk ist die Formel des *Body Mass Index* (Quételet 1914: 90), der früher auch als *Quételet Index* bezeichnet wurde, eher ein Nebenprodukt, das in der heutigen Betrachtung seiner Arbeiten nicht erwähnt wird. Die Beschäftigung mit Quételet findet sich in Arbeiten zu Normalität (Link 2006), Sicherheit und Risiko, da er »einen Kreuzungspunkt, einen Sammelpunkt darstellt, an dem sich Dinge niederschlugen, die zuvor noch isoliert, verstreut und voneinander getrennt bestanden hatten; sie beginnen nun miteinander zu kommu-

nizieren, nehmen eine neue Gestalt an« (Ewald 1993: 174). Diese nun zusammen kommenden Dinge haben Bedeutung für die Betrachtung des heutigen Umgangs mit Adipositas und Übergewicht. Über die Verbindung von Verfahren der Statistik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihre Anwendung auf die Bevölkerung trieben sie zum einen die Entwicklung der für die Adipositasforschung zentralen Epidemiologie massiv voran. Darüber hinausgehend leisteten sie einen grundlegenden Beitrag zu einer veränderten Sicht auf die Gesellschaft. Daher werde ich im Folgenden über Quételets *Soziale Physik* und ihre Anwendung in der Epidemiologie im 19. Jahrhundert deren Bedeutung für die heutige biopolitische Regulierung nachzeichnen.

Adolphe Quételet, das »Einmann-Orchester der Statistik des 19. Jahrhunderts« (Desrosières 2005: 85)

Als Quételet die Bühne der Statistik betrat war diese gerade mal ein knappes halbes Jahrhundert alt, erfreute sich aber einer raschen Expansion, insbesondere was das Sammeln von Zahlen anging. Gab es bereits im 17. und 18. Jahrhundert Entwicklungen im Bereich der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wurde im 19. Jahrhundert durch die Einrichtung *Statistischer Bureaus* in den europäischen Staaten die für die Statistik charakteristische Verbindung von Wissenschaft und Staat stark forciert.⁵ Durch die *Statistischen Bureaus* wurde das Ziel verfolgt, die Bevölkerung, das Territorium, Handelsbewegungen u.ä. einschätzen und damit verwalten zu können.

Das Besondere an Quételet war nun, dass er das simple Zählen und Messen (beispielsweise von Geburten, Sterbefällen, Verbrechen, Körpergrößen oder Brustumfängen) mit bereits existierenden Wahrscheinlichkeitskalkülen wie insbesondere der Gauß'schen Normalverteilung⁶ im Begriff des Mittelwertes zusammen brachte und dies auf die Gesellschaft anwandte. Quételet verfolgte die Idee, dass es auch für die physischen, moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen Gesetze geben müsse. Wenn die Planeten gewissen Gesetzen folgen, warum dann nicht auch beispielsweise die Verteilung von Körpergröße und -gewicht unter den Menschen oder deren Neigung zum Verbrechen? Er wollte mit seiner *Sozialen Physik* Regelmäßigkeiten finden, die von den einzelnen Personen unabhängig waren. Dazu schuf er das Konstrukt des Durchschnittsmenschen

(»*homme moyen*«), der den Mittelwert der Normalverteilung aller erhobenen Daten repräsentierte. Dieser Durchschnittsmensch war jedoch rein abstrakt gedacht. Quételet betonte, dass es keinen realen Menschen gäbe, der ihm entspräche.

Ewald sieht in diesem Konstrukt eine epistemologische Verschiebung bezüglich des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft: es wird (vielleicht paradoxerweise) erst möglich die Bevölkerung zu kennen, indem möglichst viele Menschen erfasst werden und gleichzeitig vom Individuum abstrahiert wird (Ewald 1993: 177f.). Der Durchschnittsmensch repräsentiert somit die Gesellschaft, er *ist* die Gesellschaft (Ewald 1993: 190). Dabei stilisierte Quételet den Durchschnittsmenschen »sowohl zum *ästhetischen wie politischen Idealtyp*, indem er die Kollektivsymbolik des *Gleichgewichts*, der *Stabilität*, des *Optimalen* und der *Schönheit* mit ihm verknüpfte.« (Link 2006: 195, Hervorhebung i.O.) Er selbst spricht vom Durchschnittsmenschen als »Repräsentant alles Großen, Guten und Schönen« (Quételet 1914: 408). Zum Ideal wird also das Normale, das Durchschnittliche (Waldschmidt 2004: 190).

Es wurde mit Quételet also möglich, im mehr oder weniger zufälligen menschlichen Handeln und in der Physiognomie Regelmäßigkeiten zu entdecken, und sie unabhängig vom Individuum mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorherzusagen. Diese Anwendung von Statistik und Wahrscheinlichkeit auf soziale Phänomene stieß auch in der Medizin auf großes Interesse. Über die Entdeckung von Regelmäßigkeiten in Krankheitsverläufen und insbesondere in Verläufen von Epidemien erhoffte man sich Erkenntnisse über die Entstehungsbedingungen und damit Möglichkeiten zur Prävention. Wir befinden uns also am Anfang einer Sorge um die öffentliche Gesundheit, die weniger den einzelnen Patienten betrachtet, als vielmehr die Epidemie oder Krankheit als Ganze, d.h. den Blick auf die Bevölkerung lenkt. Foucault verweist darauf, dass bereits im 18. Jahrhundert mit der Erfindung der Pockenimpfung ein Instrument vorlag, das auf statistischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Erkenntnissen beruhte und präventiv wirkte (Foucault 2004b: 89ff.). Allerdings war diese Technik »in den Begriffen der zeitgenössischen medizinischen Rationalität undenkbar« (Foucault 2004b: 90). Um denk- und diskutierbar zu werden, bedurfte es zunächst der wissenschaftlichen und politischen Verschiebungen, die von Foucault für die Zeit um 1800 herum konstatiert und die von Quételet mitgetragen und forciert wurden:⁷ Statt dem Individuum wird nun die Bevölkerung zum Ziel von Politik und Staat (Foucault 2004a, Foucault 2004b).

Die Politik fokussierte also weniger auf die einzelnen BürgerInnen, als vielmehr auf die anonyme Masse der Bevölkerung, die es zu steuern galt. Der Einführung der ›numerischen Methode‹ in die Medizin mussten also sowohl die Verbindung von statistischen Erhebungen und Wahrscheinlichkeitsrechnung, als auch eine Abstraktion vom Individuum zu einer Bevölkerung sowie die Vorstellung eines Staates, der sich um die Gesundheit derselben zu kümmern hat, vorausgehen.

Die Entwicklung dieser neuen Form der Medizin, der Epidemiologie, zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde maßgeblich in Frankreich und England zur Bekämpfung von Epidemien wie der Cholera, die mit der Verstädterung und der Industrialisierung auftraten, vorangetrieben (Parodi et al. 2006: 358ff.). Studien zum Verlauf und zum räumlichen Auftreten sollten durch das Auffinden von Regelmäßigkeiten die Ausbreitung eindämmen oder sogar ein präventives Eingreifen ermöglichen (Parodi et al. 2006: 360). Dabei traten die Körper der Kranken in den Hintergrund und das Milieu, die Lebensumstände der Bevölkerung in den Vordergrund, denn die Verläufe wurden unabhängig von den Individuen statistisch erfasst. Die Anfänge der Epidemiologie standen somit im Zeichen der Hygiene (Desrosières 2005: 94ff.): Über die Entdeckung des Milieus als zentraler Faktor in der Ausbreitung von Epidemien wurden politische Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensumstände und der Massenhigiene gefordert (Desrosières 2005: 94ff.). Mit diesen Verschiebungen, die erst durch die Anwendung der Statistik auf gesellschaftliche Phänomene ermöglicht wurden, entstand also mit der Epidemiologie eine Form der Präventivmedizin, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts (insbesondere durch die Entwicklung der Bakteriologie) zunehmend ausweitete.

Diese ›Dinge‹, die nun also in Form von Statistik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Medizin, Bevölkerung und Staat zusammen liefen und »eine neue Gestalt« (Ewald 1993: 174, s.o.) annahmen, können mit Foucault als Elemente einer Biopolitik gesehen werden (Foucault 1992; Foucault 2004a; Foucault 2004b). Diese Form der Macht richtet sich weniger auf den individuellen Körper als vielmehr abstrakter auf das Leben der Bevölkerung, das von nun an im Interesse des Staates steht: »kurz gesagt geht es also darum, das Leben und die biologischen Prozesse der Menschengattung zu erfassen und nicht deren Disziplinierung, sondern deren Regulierung sicherzustellen.« (Foucault 2004a: 291) Die oben skizzierten Entwicklungen des Mittelwerts, des Durchschnittsmenschen und der Epidemiologie können als Triebfedern und Effekte dieser Regierungsweise gesehen werden,

indem sie Instrumente zur Verfügung stellten, um vom Individuum zu abstrahieren, sich der Bevölkerung zuzuwenden und »das Leben selbst als produktives Element zu kontrollieren« (Liebsch/Manz 2007: 64). Die Wirkungsweisen von Machttechnologien haben sich verändert; die Disziplin, die Dressur der Körper, die Produktion gefügiger Körper anhand von Normen werden in der »Bio-Regulierung durch den Staat« (Foucault 2004a: 295) zur Normalisierung: Während Normen von außen gesetzte Ideale sind, anhand derer zwischen normal und anormal unterschieden wird (Foucault 2004b: 89f.), leitet sich das Normale seit dem 19. Jahrhundert aus der Gesellschaft selbst ab, aus den Verteilungen um Mittelwerte. Foucault betont jedoch, dass die Biopolitik die Disziplin nicht ablöst, sondern sie integriert, dass es selbstverständlich auch im regulierenden Staat disziplinierende Elemente, die direkt auf das Individuum wirken, gibt (Foucault 2004a: 285). Allerdings wird es über die Kopplung von Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung und deren Anwendung auf gesellschaftliche Phänomene möglich, ein Feld des ›Normalen‹ abzustecken.

Insbesondere bezogen auf Milieus, Handlungen und Lebensstile leiten sich aus dieser Vorstellung von Normalität die Begriffe von Sicherheit und Risiko ab, denen nun eine zentrale Rolle zukommt. Dank der statistischen Verfahren können sowohl die Wahrscheinlichkeit der Folgen von gewissen Handlungen als auch Risikogruppen oder -milieus bestimmt und aufgrund dessen präventiv interveniert werden. Im 19. Jahrhundert findet sich also auch der Beginn des Gedankens der Prävention. Foucault spricht von der Durchsetzung eines Sicherheitsdispositivs (Foucault 2004b): über Statistik wird es ab dem 19. Jahrhundert zunehmend möglich soziale und gesundheitliche Risiken einzuschätzen und sich qua Versicherung⁸ oder Prävention dagegen abzusichern. Dies verändert das Verständnis von Gesundheit, denn durch die Bestimmbarkeit der Wahrscheinlichkeit des Eintretens von Krankheiten erscheinen diese nicht mehr als Unglück, sondern als prinzipiell vermeidbar (Schmidt-Semisch 2004: 225). Diese historische Entwicklung ist für unser heutiges Verständnis von Gesundheit und gutem Leben leitend und findet sich – wenn auch zeitlich verschoben – im heutigen Umgang mit Übergewicht und Adipositas.

›Dicke‹ als medizinisches und gesellschaftliches Problem

Dicksein wurde bereits seit der Antike als ein gesundheitliches und moralisches Problem der Maßlosigkeit diskutiert (Klotter 1990: 6ff.). Mit der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Medizin wurde die Fettleibigkeit bzw. Fettsucht seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch von dieser betrachtet. Bemerkenswert erscheint, dass trotz der sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden Tendenz die Menschen zu vermessen, die Diagnose der Fettleibigkeit erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Zahlen festgemacht wurde. Nach Spiekermann gewannen zwar »Normalkörper und Normalgewicht [...] über Musterungen, Schulmessungen und die Versicherungsmedizin seit dem späten 19. Jahrhundert alltagspraktische Bedeutung«, was insbesondere für »Sozialpolitiker, Eugeniker und Versicherungsmathematiker, aber in zunehmendem Maße auch Schul- und Kinderärzte« von Interesse war (Spiekermann 2008: 45). Bis 1910 allerdings wurde die Fettleibigkeit deskriptiv, nicht nach Zahlen, sondern nach dem körperlichen Erscheinungsbild und Beschwerdeäußerungen diagnostiziert, da nur sehr extreme Fälle von Übergewicht als krankhaft, vor allem aber auch als monströs galten (Klotter 1990: 58ff.). Es schien sich also noch nicht um ein ernsthaftes gesundheitliches Problem zu handeln, das die ›Volksundheit‹ zu gefährden drohte. Dies erklärt sich aus der klassenspezifisch sehr unterschiedlichen Ernährungslage und damit zusammenhängend daraus, dass eine gewisse Leibesfülle als Zeichen für Wohlstand und Macht galt (Thoms 2000: 284). Eher findet sich im 19. Jahrhundert die Kopplung von Magerkeit und Krankheit (Thoms 2000: 298). So wurden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch keine epidemiologischen Daten zum Auftreten von Fettleibigkeit in der Bevölkerung gesammelt. Das Sammeln anthropometrischer Daten und die Betrachtung von Fettleibigkeit erschienen also noch als getrennt und die Macht der Diagnose lag beim Arzt.

Die Thematisierung des Übergewichts ist auch im 20. Jahrhundert abhängig von der Ernährungssituation: Bedingt durch die beiden Weltkriege finden sich Forschungen in den 1930er Jahren und dann erst wieder ab den 1950ern (Klotter 1990: 72). Erste Warnungen vor Übergewicht als einem Bevölkerungsproblem wurden in den 1950er und 60er Jahren laut. Diese konnten allerdings nicht statistisch belegt werden, da erst ab den 1970ern erste bevölkerungsbezogene repräsentative Daten zur Verbreitung von Übergewicht und Adipositas vorlagen (Klotter 1990: 72). 1969 gab die Deutsche Gesellschaft für Ernährung im Auftrag der Bundesregierung den

ersten Ernährungsbericht heraus, der seitdem alle vier Jahre erstellt wird und in dem ab 1976 dem Übergewicht ein Unterkapitel gewidmet ist (Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. 1976: 108ff.).⁹

Wie Klotter zeigt, hat sich die Definition des Idealgewichts und des Grenzwertes, also der Normen für Ideal-, Normal- und Übergewicht beständig verändert, wobei die Grenzwerte in den 1950er und 60er Jahren am striktesten waren (1990: 68ff.). Dies lasse darauf schließen, »daß die Definitionen der Adipositas von außerwissenschaftlichen Kriterien beeinflusst worden sind, seien es ästhetische oder ökonomische« (Klotter 1990: 70). Seit den 1970er Jahren häufen sich die Messungen und epidemiologischen Studien enorm; spätestens seit 1983 liegt mit dem Bundesgesundheits-survey regelmäßig eine für die BRD repräsentative Studie vor und seit 1998 werden Größe und Gewicht auch im Mikrozensus erhoben. Daher kann also mittlerweile auf verlässliches Vergleichsmaterial zurückgegriffen und ein starker Anstieg von Übergewicht und Adipositas über die letzten Jahrzehnte festgestellt werden (vgl. beispielsweise Mensink et al. 2005), was die Bundesregierung zu diversen Präventionsmaßnahmen und ihrem Programm für ›Gesunde Ernährung und Bewegung‹ veranlasst hat.

Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit der von Renate Künast angestoßenen und über *Fit statt fett* intensivierten staatlichen Beschäftigung mit der Prävention vor Übergewicht und Adipositas beginnt eben erst. Ich möchte im Folgenden zunächst die immanenten Kritiken an den statistischen Zahlen, die dieses ›gesellschaftliche Problem‹ repräsentieren, skizzieren. Darin wird Kritik an der Validität der Zahlen geäußert, was allerdings nicht die Funktion von Statistik als Repräsentation von Gesellschaft und als biopolitisches Regulationsinstrument in den Blick nimmt. Dieser Form der Kritik werde ich mich daran anschließend zuwenden.

Die Magie der Zahlen entzaubern – Immanente Kritiken

Wie eingangs erwähnt, wurden Übergewicht und Adipositas 1998 von der WHO zur Epidemie erklärt und als Messinstrument der *Body Mass Index* empfohlen, der sich seither international durchsetzt. Auch die Normal- und Abweichungswerte sind international standardisiert.¹⁰ Dieses Instrument und die Grenzwerte sind jedoch auch unter Epidemiologen umstritten: Zum einen ist relativ offensichtlich, dass über das Verhältnis von Größe und Ge-

wicht, das mit dem *Body Mass Index* gemessen wird, noch nichts über den tatsächlichen Fettanteil im Körper ausgesagt wird, obwohl ab einer gewissen Höhe davon ausgegangen wird, dass eine Korrelation zu überhöhten Fettanteilen gegeben ist. Ein in diesem Zusammenhang häufig genanntes Beispiel sind SportlerInnen, die aufgrund ihrer Muskelmasse ein relativ hohes Gewicht haben und damit übergewichtig sind, gleichzeitig aber einen extrem niedrigen Fettanteil aufweisen. Das heißt, die Messergebnisse repräsentieren nicht das, was sie eigentlich messen sollen. Zudem ist der *Body Mass Index* sowohl alters- als auch geschlechtsblind, da für alle Menschen dieselben Grenzwerte gelten (Schorb 2008a: 58f.).

Weiterhin zeigt Helmert, dass in der panikauslösenden Statistik der *International Association for the Study of Obesity* (IASO), nach der die Deutschen die dicksten Europäer sind, eine Vergleichbarkeit der Daten nicht gegeben ist. Der Zeitpunkt der Erhebung liegt in den unterschiedlichen Ländern bis zu 14 Jahren auseinander und zudem wurden unterschiedliche Arten der Datenerhebung genutzt (Messung, Selbsteinschätzung durch persönliche oder telefonische Befragung) (Helmert 2008: 82; Helmert/Schorb 2007: 2f.). »In der IASO-Tabelle, so ist unter dem Strich festzuhalten, wurden deutsche Äpfel mit französischen Birnen und griechischen Aprikosen verglichen.« (Helmert/Schorb 2007: 3)

Auch die Daten zum volkswirtschaftlichen Schaden, der durch die Folgen von Fehlernährung in Form von Belastungen der Krankenkassen, Fehlzeiten etc. entsteht, halten der Prüfung nicht stand: Es werden Zahlen aus einer 1993 von der Bundesregierung selbst in Auftrag gegebenen Studie zitiert, die zum einen weitaus höher liegen als anderen Studien zufolge (Schorb 2008a: 64) und zum anderen werden die volkswirtschaftlichen Gewinne in Form von Ausgaben für Nahrung, Diätprodukte und -dienstleistungen etc. nicht dagegen gerechnet.

In eine etwas andere Richtung, nämlich die der behaupteten Korrelationen von Übergewicht, Adipositas und dem Auftreten von Krankheiten, zielt die Kritik, dass Mortalitätsraten und Wahrscheinlichkeiten von Krankheiten unter Medizinern umstritten sind. Es sei längst nicht geklärt, ab welchem *Body Mass Index* das Leben wahrscheinlich kürzer ist und auch zum Zusammenhang von Übergewicht, Adipositas und erhöhten Cholesterinwerten sowie Bluthochdruck gebe es widersprüchliche Studien (Schorb 2008a: 63f.). Zudem gibt es Studien, die belegen, dass moderates Übergewicht das Leben sogar verlängert und Diskussionen darum, ab welchen

Werten welche Krankheiten wahrscheinlicher werden (Helmert/Schorb 2007: 3).

Die im Regierungsprogramm genannten Daten stellen sich also insgesamt als zweifelhaft dar, und erst recht die Eindeutigkeit mit der die Epidemie beschworen wird. Die Funktion des Präventionsdiskurses als Form staatlicher und (über die Politik der WHO) transnationaler Regierung wird durch diese immanente Kritiken jedoch zunächst nicht hinterfragt.

Prävention als biopolitische Form der Regierung

Für die kritische Betrachtung des Nexus von Körpergewicht, Statistik, Epidemiologie, Prävention und Staat bietet sich eine normalisierungs- und gouvernementalitätstheoretische Perspektive an, der ich implizit bereits gefolgt bin. Aus dieser Perspektive geht es darum, Präventionsprogramme und -aufrufe wie das Programm für *Gesunde Ernährung und Bewegung* dahingehend zu befragen, inwiefern statistische Objektivierungen und daraus abgeleitete Risiken als Elemente neoliberaler Regierung eine veränderte Vorstellung von Gesundheit und damit eine Wirklichkeit erzeugen, mit der die Individuen möglichst eigenverantwortlich umzugehen haben. Während Ewald die Entwicklung der Sicherheitstechnologien in der Entwicklung des *Vorsorgestaates* aufgezeigt hat, transformiert sich die »Sozialisierung der Verantwortung« (Ewald 1993: 16) im »aktivierenden Staat«, der seine Bürger und Bürgerinnen aus der fürsorglichen Belagerung in die Freiheit der Selbstsorge entlässt« (Bröckling 2004: 214) in Aufrufe zur Eigenverantwortung.

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch das Programm für *Gesunde Ernährung und Bewegung* und die Planung des nun zu erarbeitenden Nationalen Aktionsplans lesen. Das Programm trägt den Untertitel *Schlüssel für mehr Lebensqualität* und hat das Ziel »die Menschen in Deutschland in ihrem Bemühen um einen gesunden Lebensstil mit ausgewogener Ernährung und ausreichend Bewegung zu unterstützen und so ihre Lebensfreude zu verbessern.« (BMELV/BMG 2007: 1) Damit wird herausgestellt, dass es zum Wohl jedes und jeder Einzelnen sei, dem Übergewicht und der Adipositas den Kampf anzusagen, denn das bringe mehr Lebensfreude. Im Folgenden wird jedoch über die Auflistung der volkswirtschaftlichen Kosten deutlich gemacht, dass es nach Ansicht der Regierung um mehr als die Ein-

zelen geht, denn Adipositas habe auch Folgen für die Volkswirtschaft und den Standort Deutschland, die durch Übergewichtige geschädigt werden.

Wie Duttweiler feststellt, wird Gesundheit in den aktuellen Diskursen mit dem Lebensstil gekoppelt (Duttweiler 2008: 133ff.): gegen Übergewicht und Adipositas kann vorgebeugt bzw. sie können bekämpft werden, indem über Ernährung und Bewegung der Lebensstil verändert wird. Dies unterscheidet sie auch nach Ansicht der Ministerien von Essstörungen wie Magersucht und Bulimie, die als »psychosomatische Krankheiten« angesehen werden, die u.a. auf gesellschaftlichen Schönheitsidealen beruhen und therapiebedürftig sind (BMELV/BMG 2007: 2). In diesen Fällen wird also die Ursache in der Psyche und in gesellschaftlichen Umständen gesehen, während Übergewicht und Adipositas durch einen anderen Lebensstil – also etwas scheinbar frei Wählbares – prinzipiell vermeidbar erscheinen. Somit liegt bei den Dicken also die Verantwortung sowohl für individuelles Leid (das in den Eckpunkten auch thematisiert wird) als auch für volkswirtschaftliche Kosten bei jeder und jedem Einzelnen.

Um das Risiko zu differenzieren werden Risikogruppen benannt. Die Prävalenzen, die in Studien wie den Bundesgesundheitsveys und dem von 2003 bis 2006 erstmals durchgeführten Kindergesundheitssurvey gefunden wurden, werden im *Fit statt fett*-Programm 1:1 in Risikofaktoren umgesetzt: Es werden neben dem Alter das Geschlecht (Männer sind häufiger betroffen als Frauen), die Region und der soziale Hintergrund (bildungsferne und einkommensschwache Bevölkerungsgruppen sind besonders gefährdet) benannt (BMELV/BMG 2007: 3). Interessanterweise wird in der medialen Berichterstattung zum Regierungsprogramm dem Faktor Geschlecht nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Zahlen werden zwar für Frauen und Männer benannt, aber die Unterschiede und ihre möglichen Ursachen nicht weiter analysiert und es ergehen kaum Mahnungen an die Männer als Genusgruppe, nun endlich mal abzunehmen. Die Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr geschlechtsunspezifisch auf zu dicke Kinder und den Faktor der sozialen Herkunft und der Bildung, also auf Übergewicht und Adipositas als einem ›Unterschichtenproblem«. Auf die medialen Repräsentationen dieses Themas kann in diesem Rahmen nicht näher eingegangen werden (vgl. dazu Schorb 2008b; Villa/Kindermann 2008), es soll jedoch festgehalten werden, dass es unter den Risikogruppen eine Hierarchie gibt, die sicherlich nicht losgelöst von hegemonialen gesellschaftlichen Schönheitsidealen zu sehen ist. In der Ära der Verwissenschaftlichung des Körpers dürfen diese nach wie vor geschlechtlich differenzierten Nor-

men im Gesundheitsdiskurs als ästhetische keine Rolle spielen und sie erscheinen auch dem neoliberalen Imperativ des ›alle sollen fit sein‹ nachgeordnet.

Festzuhalten bleibt also zunächst, dass das Programm für *Gesunde Ernährung und Bewegung* über statistische Werte und die daraus resultierenden Wahrscheinlichkeiten gewisse Krankheiten zu bekommen an die Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger appelliert, die wiederum in Risikogruppen unterteilt werden. Die im 19. Jahrhundert angelegte Verschiebung in der Medizin von der Fokussierung auf die Körper der einzelnen Kranken hin zu einem epidemiologischen Blick auf das Milieu und dessen Risikowahrscheinlichkeit findet sich also hier wieder.

Kindermann und Villa sowie Duttweiler sehen in den derzeitigen Präventionsdiskursen Tendenzen zur Normalisierung, die auf die Subjektivierung der Individuen wirken (Duttweiler 2008: 139f.; Villa/Kindermann 2008: 177ff.). Auf die Subjektivierungsweisen möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen, aber auf den Begriff der Normalität, der hier im Anschluss an Link (2006) verwendet wird. Der Begriff der Normalität beruht auf Statistiken und Durchschnittswerten: Normal ist, was sich »unter der schützenden Haube der Gaußschen Normalverteilung« (Villa/Kindermann 2008: 178) möglichst nah am Mittelwert befindet. Link unterscheidet dabei zwischen proto-normalistischen Verteilungen, die auf Dauer angelegt und stabil sind sowie flexibel-normalistischen, die sich beständig verändern, wodurch sich auch die Grenzen des Normalitätsfeldes permanent verschieben (Link 2006). Letztere seien für die Gegenwart charakteristisch und in diesem Rahmen wird von Villa und Kindermann auch der Diskurs um die Dicken gelesen (Villa/Kindermann 2008: 177ff.). Ich möchte nun zu bedenken geben, dass sich *Fit statt Fett* bzw. generell der derzeitige Diskurs um Übergewicht und Adipositas zwar einerseits in neoliberale Programme einfügt, indem über die Betonung der Eigenverantwortlichkeit und Aufrufe sich zu informieren, »Informations- und Risikomanagement« zu betreiben (Schmidt-Semisch 2004: 225) an die »Selbstführungsfähigkeiten« (Rau 2006: 49) der Subjekte appelliert wird. Die zugrunde liegende Vorstellung von Normalität wird jedoch nicht über ein flexibel-normalistisches Instrument hergestellt, sondern über ein ›old school‹ proto-normalistisches, nämlich die Grenzwerte des *Body Mass Index*. Diese sind wie bereits erwähnt über die WHO mittlerweile international standardisiert und haben sich trotz der Schwächen des Messinstruments als Standard für lokale Studien durchgesetzt, was für Dauerhaftigkeit und Stabilität sorgt. Über den Begriff des

Normalgewichts erscheint es, als würde er sich auf gesellschaftliche Durchschnitte stützen und somit eine gesellschaftliche Wirklichkeit repräsentieren, was aber nicht der Fall ist: die Referenzwerte basieren auf dem Ideal niedriger Mortalität aus den Daten einer Studie, die 1959 von der US-amerikanischen Lebensversicherung *MetLife* durchgeführt wurde (Kuczmarski/Flegal 2000). Das heißt, dass es sich bei den Grenzwerten nicht um Normalwerte, sondern vielmehr um Normen handelt, da sie nicht auf aktuellen statistischen Durchschnitten beruhen, sondern auf einer Norm, die das Ideal niedriger Mortalität repräsentiert. Anders als bei anderen neoliberalen Programmen finden sich hier also keine »Fließgleichgewichte zwischen Normalität und Abweichung« (Waldschmidt 2004: 193), sondern fixe, stabile Grenzen, die klar und deutlich zwischen normal und abweichend trennen.

Der derzeitige Diskurs um Übergewicht und Adipositas orientiert sich also an einer abstrakten, äußerlichen, in einer Zahl ausgedrückten Norm. Durch den Bezug auf den *Body Mass Index*, die fixen Grenzwerte und Wahrscheinlichkeiten von Folgekrankheiten wird über scheinbar objektive Zahlen eine Wirklichkeit geschaffen, die die Individuen dazu auffordert sich zu den Normen ins Verhältnis zu setzen. Dies geschieht, wie gezeigt, darüber, dass Übergewicht und Adipositas als Folgen eines ungesunden Lebensstils angesehen werden. So erscheinen sie als Folgen eigenverantwortlichen Handelns und jede und jeder ist selbst schuld am Dicksein. Wie sich dies auf Subjektivierungsweisen auswirkt und ob bzw. wie dieser Diskurs zu Selbstnormalisierungen führt bleibt zu untersuchen. Gesundheitspolitisch zeigen sich die Folgen zum einen in diversen Präventionsangeboten, aber zum anderen auch in disziplinarischer Weise, wenn beispielsweise private Krankenkassen bei Adipositas einen Risikozuschlag berechnen oder der *Body Mass Index* zu einem Kriterium bei der Verbeamtung wird.¹¹ Im Diskurs um Übergewicht und Adipositas werden also einerseits Anreize für »vernünftige« Bewegung und Ernährung gesetzt und zu »verantwortlichem« Verhalten aufgerufen, andererseits wird aber auch mit Strafen gedroht. Darüber zeigt sich, dass die biopolitische Regierung der Körper, wie oben bereits erwähnt, disziplinarische Elemente nicht ausschließt, sondern sie im Umgang mit der Körperfülle vielmehr integriert. In diesem »Diskurs von Gewicht« wird deutlich, dass insbesondere bezogen auf den *Body Mass Index* statistische Repräsentationen weit davon entfernt sind lediglich die Realität abzubilden. Sie schaffen vielmehr eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die sich sowohl ganz konkret im monatlichen Versicherungsbeitrag

oder in der (Un)Möglichkeit verbeamtet zu werden als auch in politischen, medizinischen und medialen Anrufungen äußert.

Anmerkungen

- 1 Für Diskussionen und Anregungen danke ich Uta Schirmer, Lotte Rose und Eva Sänger.
- 2 Künast thematisierte Übergewicht sowohl in ihrer Funktion als Ministerin als auch publizistisch in ihrem Buch *Die Dickmacher. Warum die Deutschen immer fetter werden und was wir dagegen tun müssen* (Künast 2004).
- 3 Im Januar 2008 wurden diese Befunde durch die ersten Ergebnisse der *Nationalen Verzehrstudie* weiter statistisch unterfüttert. Auch diese Studie wurde u.a. auf den Titelseiten aller großen Tageszeitungen und in Themenschwerpunkten aufgegriffen.
- 4 Es gibt verschiedene Messverfahren, bei denen teilweise der Fettanteil des Körpers bestimmt wird, teilweise nur das Verhältnis von Körpergröße und -gewicht.
- 5 Das Wort ›Statistik‹ bezeichnete in seinem Ursprung in den deutschen Staaten des 18. Jahrhunderts »eine deskriptive und nichtquantitative ›Staatenkunde‹ oder ›Staatswissenschaft‹« (Desrosières 2005: 200).
- 6 Ich verwende hier den Begriff der Normalverteilung, da er heute geläufiger ist. Damals war die Gauß-Kurve noch als Fehler-, Möglichkeits- oder Binominalverteilung bekannt und diese Ausdrücke wurden auch von Quételet verwendet. Erst 1894 wurde durch Karl Pearson der Begriff Normalverteilung eingeführt (Desrosières 2005: 86).
- 7 Foucault selbst bezieht sich meines Wissens nach nicht auf Quételet.
- 8 Im 19. Jahrhundert entstehen auch Versicherungen als Sicherheitstechnologien, sowohl private als auch ab 1883 durch Bismarck die staatliche Sozialversicherung.
- 9 Die darin genannten Zahlen wurden vom 1970 gegründeten Institut für Sozialmedizin und Epidemiologie des Bundesgesundheitsamtes in einer »Felduntersuchung« in hessischen Gemeinden zwischen 1970 und 1973 erhoben. Übergewicht wurde hier als ein Risikofaktor erfasst. Gemessen wurde mit dem auch in späteren deutschen Studien üblichen Broca-Index, bei dem in dieser ersten Studie die Größe in Zentimetern minus 100 das Idealgewicht ergibt und 15% darüber als Übergewicht definiert wird (Hoffmeister 1978: 25).
- 10 Unter 18,5 bedeutet Untergewicht, 18,5-24,9 Normalgewicht, 25-29,9 Übergewicht, 30-34,9 Adipositas Grad 1, 35-40 Adipositas Grad 2, über 40 extreme Adipositas Grad 3 (Kuczmarski/Flegal 2000: 1076).
- 11 <http://www.info-versicherungsvergleiche.de/glossar/krankenversicherungen/private-krankenkasse/body-mass-index.htm>, vom 5.5.2008; http://www.ethikrat.org/stellungnahmen/pdf/Stellungnahme_PGI_Versicherungen.pdf, vom 5.5.2008.

Literatur

- Bröckling, Ulrich (2004): »Prävention.« In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne et al. (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/Main, S. 210-215.
- Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz; Bundesministerium für Gesundheit (2007): »Gesunde Ernährung und Bewegung – Schlüssel für mehr Lebensqualität.« Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz; Bundesministerium für Gesundheit, http://www.bmg.bund.de/nn_604742/DE/Themenschwerpunkte/Praevention/Gesundheitsvorsorge/eckpunkte-ernaehrung-u-bewegung,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/eckpunkte-ernaehrung-u-bewegung.pdf, (1.3.2008).
- Desrosières, Alain (2005): Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise. Berlin.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. (1976): Ernährungsbericht 1976. Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. Frankfurt/Main.
- Duttweiler, Stefanie (2008): »Im Gleichgewicht für ein gesundes Leben«. Präventionsstrategien für eine riskante Zukunft.« In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas. Wiesbaden, S. 125-143.
- Ewald, François (1993): Der Vorsorgestaat. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (1992): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, 6. Aufl. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (2004a): In Verteidigung der Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel (2004b): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Frankfurt/Main.
- Hacking, Ian (1990): The taming of chance. Cambridge.
- Helmert, Uwe (2008): »Die ›Adipositas-Epidemie‹ in Deutschland. Stellungnahme zur aktuellen Diskussion.« In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas. Wiesbaden, S. 79-88.
- Helmert, Uwe/Schorb, Friedrich (2007): »Übergewicht und Adipositas. Fakten zur neuen deutschen Präventionsdebatte.« In: *Gesundheitsmonitor*, Sonderausgabe, S. 1-7.
- Hoffmeister, Hans (Hg.) (1978): Epidemiologische Felduntersuchungen in Hessen. Institut für Sozialmedizin und Epidemiologie des Bundesgesundheitsamtes. Berlin.
- Klotter, Christoph (1990): Adipositas als wissenschaftliches und politisches Problem. Zur Geschichtlichkeit des Übergewichts. Heidelberg.
- Kuczmarski, Robert J./Flegal, Katherine M. (2000): »Criteria for definition of overweight in transition. Background and recommendations for the United States.« *The American Journal of Clinical Nutrition*, S. 1074-1081.
- Künast, Renate (2004): Die Dickmacher. Warum die Deutschen immer fatter werden und was wir dagegen tun müssen. München.
- Liebsch, Katharina/Manz, Ulrike (2007): Jenseits der Expertenkultur. Zur Aneignung und Transformation biopolitischen Wissens in der Schule. Wiesbaden.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen.

- Mensink, G. B. M./Lampert, T. et al. (2005): »Übergewicht und Adipositas in Deutschland 1984-2003.« *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 12, S. 1348-1356.
- Parodi, Alessandra/Neasham, David et al. (2006): »Environment, Population, and Biology: a short history of modern epidemiology.« *Perspectives in Biology and Medicine*, 3, S. 357-368.
- Quételet, Adolphe (1914) [1869]: Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen, Band 2. Jena.
- Rau, Alexandra (2006): »Management des Selbst« und »Psychopolitik«. Gouvernementalitätstheoretische Überlegungen zu Subjektivierung von Arbeit und Geschlechterverhältnissen.« In: Lemke, Meike/Ruhe, Cornelia et al. (Hg.): *Genus Oeconomicum. Ökonomie – Macht – Geschlechterverhältnisse*. Konstanz, S. 49-62.
- Schmidt-Semisch, Henning (2004): »Risiko.« In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne et al. (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt/Main, S. 222-227.
- Schorb, Friedrich (2008a): »Adipositas in Form gebracht. Vier Problemwahrnehmungen.« In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): *Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. Wiesbaden, S. 57-77.
- Schorb, Friedrich (2008b): »Keine »Happy Meals« für die Unterschicht! Zur symbolischen Bekämpfung der Armut.« In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): *Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. Wiesbaden, S. 107-124.
- Spiekermann, Uwe (2008): »Übergewicht und Körperdeutungen im 20. Jahrhundert. Eine geschichtswissenschaftliche Rückfrage.« In: Schmidt-Semisch, Henning/Schorb, Friedrich (Hg.): *Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. Wiesbaden, S. 35-55.
- Stigler, Stephen M. (1993): *The history of statistics. The measurement of uncertainty before 1900*. Cambridge Mass.
- Thoms, Ulrike (2000): »Körperstereotype. Veränderungen in der Bewertung von Schlankheit und Fettleibigkeit in den letzten 200 Jahren.« In: Wischermann, Clemens/Haas, Norbert (Hg.): *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*. Stuttgart, S. 281-307.
- Villa, Paula-Irene/Kindermann, Katharina (2008): »Fitte Frauen – Dicke Monster? Empirische Exploration zu einem Diskurs von Gewicht.« In: Schmidt-Semisch/ Henning; Schorb, Friedrich (Hg.): *Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. Wiesbaden, S. 171-189.
- Waldschmidt, Anne (2004): »Normalität.« In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne et al. (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt/Main, S. 190-196.

Reproduktion und Geschlecht. Der Diskurs um die Präimplantationsdiagnostik in der *Zeit*

Die Entwicklungen der humanen Gentechnologie scheinen die Grenzen von Körper, Natur und Technologie zunehmend zu verwischen. Gerade im Bereich der Reproduktionsmedizin sind Möglichkeiten entstanden, die das Verständnis von der Entstehung von Nachwuchs und dem Beginn einer Schwangerschaft als einen natürlichen Prozess erweitern und aufbrechen. Ich möchte der Frage nachgehen, wie sich die Neuerungen der Reproduktionsmedizin auf das Verhältnis von Geschlecht und Reproduktion auswirken und untersuchen, ob sich in den Diskursen um reproduktionsmedizinische Anwendungen Brüche und Öffnungen von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen finden lassen oder vielmehr eine (Re-)Konstruktion von Geschlechterdifferenz stattfindet. Dafür werde ich im Folgenden zuerst den Fokus auf eine Auswahl feministischer Ansätze lenken, die sich mit der Entwicklung der humanen Gentechnologie und Reproduktionsmedizin beschäftigen und die einhergehenden Grenzverschiebungen untersuchen. Im Anschluss daran werde ich den Diskurs um die Präimplantationsdiagnostik in der *Zeit* als ein Beispiel eines reproduktionsmedizinischen Diskurses vorstellen und auf eben jene Bruchstellen hin analysieren.

In dem Set der neuen Möglichkeiten beziehe ich mich auf die Präimplantationsdiagnostik (PID), einer genetischen Diagnoseform, die im Kontext der In-Vitro-Fertilisation (IVF) entwickelt wurde. Mittels ihr wird die befruchtete Eizelle daraufhin untersucht, ob genetische Krankheiten und/oder Chromosomen-Defekte vorliegen. Erst nach diesem Check werden die Eizellen, bei denen kein Befund vorliegt, in den Uterus der Frau transferiert (vgl. Kollek 2002). Die PID verbindet die genetische Diagnose mit der In-Vitro-Fertilisation und bildet eine der Schlüsseltechnologien im Bereich der Reproduktionsmedizin. Neben der Diagnose von Krankheiten dient sie dazu, die Ergebnisse einer IVF zu optimieren, da durch die vorangegangene Prüfung der Eizellen das Risiko einer Fehlgeburt oder einer Mehrlings-

schwangerschaft vermindert werden soll. Aber die PID bietet auch die Möglichkeit, den Embryo nach bestimmten Merkmalen auszuwählen. So ist in einigen Ländern die Auswahl nach Geschlecht erlaubt¹ und in Ausnahmefällen auch die Überprüfung, ob der Embryo als möglicher Spender für den Bruder oder die Schwester in Frage kommt.

Im Gegensatz zu der Pränataldiagnostik, die während der ersten Schwangerschaftsmonate durchgeführt wird, dient die PID noch vor einer möglichen Schwangerschaft dazu, ein Wissen um die genetische Beschaffenheit des Kindes zu generieren. In Deutschland ist die PID bislang durch das Embryonenschutzgesetz (ESchG) nicht zulässig, es gibt jedoch wiederholt Diskussionen um eine eingeschränkte Zulassung für Paare mit einem hohen genetischen Risiko. In vielen europäischen Ländern, beispielsweise Frankreich, Spanien, Belgien und England, ist die PID seit einiger Zeit erlaubt und wird zunehmend angewendet.

In der BRD findet die Diskussion um die reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten zumeist mit einem Schwerpunkt auf deren ethischen Konsequenzen statt. Hierbei stehen Fragen nach dem Status des Embryos und der Forschungsfreiheit im Vordergrund. In der Debatte um die Chancen und Risiken der Reproduktionsmedizin/der PID finden sich jedoch auch Vorstellungen von der Entstehung von Nachwuchs und der Definition, was als natürlich und was als künstlich zu verstehen sei. Dies betrifft nicht nur das Verständnis des Embryos, sondern ebenfalls das der Schwangerschaft.

Kann sich in dieser Verschiebung und Öffnung der Begriffe auch eine Öffnung der geschlechtsspezifischen Zuschreibung finden lassen? Mich interessiert, welche Repräsentationen von Frauen und Paaren sich in den Debatten um die PID finden. Daher möchte ich im Folgenden der Frage nachgehen, ob und wie sich im Aufbruch vormals natürlicher Grenzen durch die Reproduktionsmedizin geschlechtsspezifische (Re-)Konstruktionen ansiedeln.

Feministische Perspektiven auf Reproduktionsmedizin

Die Entstehung der Reproduktionsmedizin wird von Beginn an von feministischen Theoretikerinnen begleitet. Aus einer Kritik an einer männlich codierten Wissenschaft entwickeln sich unterschiedliche Ansätze der Wissenschaftskritik, die auch die Reproduktionsmedizin mit einbeziehen.

Schon vor dem ersten Retortenbaby Louise Brown, das am 25. Juli 1978 nach einer erfolgreichen In-Vitro-Fertilisation geboren wurde, nimmt Shulamit Firestone in ihrem Buch *The Dialectic of Sex* die Reproduktionstechnologien ins Blickfeld. In ihrem Buch, das 1970 in den USA erschien und 1987 unter dem Namen *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution* auch ins Deutsche übersetzt wurde, fordert sie die »Befreiung der Frau von der Tyrannei der Fortpflanzung durch jedes nur mögliche Mittel« (Firestone 1987: 225).

Für Firestone liegt die Grundlage der Unterdrückung der Frau in ihrer Biologie, genauer in ihrer Reproduktionsfähigkeit, und so findet auch das Wunder der Schwangerschaft bei ihr wenig euphemistische Beschreibungen: Schwangerschaft ist für sie »die zeitweilige Deformation des menschlichen Körpers für die Arterhaltung« (Firestone 1987: 219). Sie setzt ihre Hoffnungen in die Entwicklung einer künstlichen Gebärmutter, um den Prozess der Schwangerschaft vom Körper der Frau loszulösen. Ihrer These nach kann es mithilfe der Reproduktionsmedizin gelingen, den Makel der biologischen Reproduktion zu überwinden und hierdurch die Befreiung der Frau (erst) zu ermöglichen. Ihre Vorstellung von Emanzipation ist damit direkt gekoppelt mit der Überwindung der Natur der Frau.

Firestones Entwurf für eine andere Form der Gesellschaft, in welcher die Unterdrückung der Frau durch die Möglichkeiten der Reproduktionstechnologien aufgehoben werden könnten, bildet einen imposanten Beginn der Auseinandersetzung feministischer Theoretikerinnen mit der Reproduktionsmedizin. Firestones zentrale Absage an die Reproduktionsfähigkeit, verbunden mit ihrem Fortschritts- und Technologieoptimismus, hat eine Reihe von Kritiken losgetreten, die die feministische Debatte letztlich bis heute prägt. Firestone wurde vorgeworfen, dass sie die Machtverhältnisse innerhalb der wissenschaftlichen und technologischen Entwicklungen vernachlässige und damit die repressive Seite der Reproduktionsmedizin ausblende. Ökofeministinnen kritisierten, dass sie das Besondere der weiblichen Natur und die starke Verschränkung der Ausbeutung der Natur mit der Ausbeutung der Frau nicht anerkenne.²

Die Auseinandersetzung, die ihren Anfang mit dem provokanten Entwurf von Shulamit Firestone nimmt, dreht sich seitdem um die zentralen Fragen, wie die reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten aus feministischer Perspektive zu beurteilen sind und welche theoretischen Zugänge sich zur Analyse eignen. Die Auseinandersetzung um das Verhältnis von Natur, Technologie und der Frage, wie sich der Körper darin ansiedelt und

wodurch seine geschlechtliche Codierung entsteht, ist zu einer der zentralen theoretischen Debatten avanciert. Die Beurteilung der Reproduktionsmedizin und der damit einhergehenden Öffnung vormals statisch erscheinender natürlicher Grenzen basiert wesentlich auf dem jeweils zugrunde liegenden Verständnis von Natur und Technologie und der Vorstellung der Materialität des Körpers.

Ellen Kuhlmann und Regine Kollek schreiben in ihrem Buch *Die Konfiguration des Menschen*:

Wie die Zusammenhänge zwischen sozialen Konstruktions- und Konstitutionsprozessen und einer wie auch immer ausformulierten Materialität des Körpers zu denken und zu gestalten wären, diese Frage avanciert zum ›Grundsatzstreit‹ [...] – nicht nur – in der feministischen Debatte. Die Heftigkeit, mit der insbesondere die Kontroversen um Judith Butler (1990, 1993) ausgetragen werden, verweist darauf, dass die Frage der Materialität des Körpers einen neuralgischer Knoten feministischer Theoriebildung tangiert. (Kuhlmann/Kollek 2002: 10)

Dies gilt auch – oder vielleicht gerade – für die feministischen Debatten um die Reproduktionsmedizin. Im Folgenden werde ich mich vor allem auf Theorieansätze beziehen, die sich als cyberfeministisch charakterisieren lassen.³ Cyberfeministische Theorien setzen einen Schwerpunkt darauf zu untersuchen, wie das Verhältnis von Technologie und Körper als ein hybrides und vermitteltes gedacht werden kann. Hierbei gilt es weder die Natur zu überwinden, wie dies bei Firestone anklingt, noch sie vor den Angriffen der Technologie zu schützen. Vielmehr soll gerade die dichotome Setzung von Natur und Kultur, Körper und Technologie dekonstruiert werden. Donna Haraway, die mit ihrem *Cyborg Manifesto* (1996) die Grundlage dieser Ansätze lieferte, beschreibt mittels der Figur der Cyborg⁴ die Verwobenheit von Natur und Technologie und eröffnet damit eine neue Beschreibungsebene von (Gen-)Technologie, die sie als ein gesellschaftliches Wissenschafts- und Technologieverhältnis versteht. Die durch die humane Gentechnologie ausgelösten Transformationen werden von Haraway begrüßt, da sie die bestehende klare Grenzziehung zwischen Natur und Technik verflüssigen. Haraway plädiert für ein Eingreifen in diese Grenzverschiebungen, um sie für sich, d.h. ein feministisches Projekt, nutzbar zu machen.

Diese Idee wird von weiteren Theoretikerinnen, beispielsweise Rosi Braidotti, Nina Lykke (vgl. Lykke/Braidotti 1996) und Mona Singer aufgenommen. Mona Singer definiert das Verhältnis von Gesellschaft, Technologie und Körper als eines der Koproduktion und zeigt am Körper auf, dass ihn gerade die Unmöglichkeit einer klaren Grenzziehung zwischen den Kategorien charakterisiert (vgl. Singer 2003: 118). Der Begriff der Koproduk-

tion dient ihr dazu, die prinzipielle Unbestimmtheit und Interdependenzen in diesen Verhältnissen deutlich zu machen und zugleich die sich daraus ergebenden Spielräume für eine Veränderung der Entwicklungen auszuloten (vgl. Singer 2003: 120). Elisabeth Sourbut verweist darauf, dass sich mit der Entwicklung der reproduktiven Medizin auch Möglichkeiten alternativer, nicht heteronormativer Repräsentationen von Eltern und Paaren entwickeln lassen. Sie legt den Fokus auf die Möglichkeiten einer lesbischen Aneignung/Nutzung der Reproduktionsmedizin und schreibt mit Bezug auf Haraway:

Whilst remaining wary of the dominant scientific discourses within which they are embedded, I would urge women to look again at the liberating potentials offered. Donna Haraway reminds us that. As women, »we can be responsible for machines; they do not dominate or threaten us. We are responsible for boundaries; we are they«. (Sourbut 1996: 237)

Cyberfeministische Ansätze zeigen damit nicht nur die Grenzauflösungen auf, sie suchen auch nach Möglichkeiten der positiven Annektierung dieser Prozesse. Theoretisch gelingt es ihnen, Dualismen zu überwinden und damit andere als dichotome Beschreibungsweisen zu entwickeln. Gerade in den Bruchstellen zeigen sie das Potenzial für die Etablierung anderer Repräsentationen und Deutungsmuster sowie einer Lockerung der Verbindungslinie zwischen Geschlecht und Reproduktion auf, die von Shulamit Firestone beklagt wurde. Mit der Perspektive der Koproduktion lässt sich zudem verdeutlichen, dass den Diskursen, in denen um das Verständnis und die Bewertung der Reproduktionstechnologien gerungen wird, eine zentrale Bedeutung zukommt. Versteht man diese als Teil eines gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses, so stellt sich die Frage, inwieweit es gelingt, in diesen die Grenzverschiebungen für einen Aufbruch von Geschlechterrollen und geschlechtsspezifischen Zuschreibungen zu nutzen und neu zu besetzen.

Der Diskurs um die PID in der *Zeit*

Vor diesem Hintergrund möchte ich Ergebnisse einer Analyse des Diskurses um die PID in der *Zeit* vorstellen, der ein Beispiel für eine mediale Auseinandersetzung mit der Reproduktionsmedizin darstellt. Der Diskurs um die PID kann als eine Expertendebatte beschrieben werden, die in einem

hohen Maße öffentlich geführt wird und in der *Zeit* »im Originalton« (Graumann 2003: 240) nachvollzogen werden kann. Als eine der führenden Qualitätszeitschriften in Deutschland berichtet die *Zeit* kontinuierlich über gentechnologische Entwicklungen und Debatten. In der *Zeit* finden sich dabei sowohl tagesaktuelle Meldungen wie beispielsweise neue Forschungsmöglichkeiten und Bundestagsdebatten, als auch grundlegende Diskussionen um die ethischen und medizinischen Folgen.⁵ Ihrem liberalen Grundverständnis folgend versucht die *Zeit* eine ausgewogene und informierende Berichterstattung zu leisten und durch Artikel und Interviews die Positionen von »Experten« direkt abzubilden sowie Debatten zu eröffnen. Ihre gebildete und besser verdienende Leserschaft steht zudem für eine meinungs-(mit)bildende Gruppe.

In dem Auswertungszeitraum von 2000-2005 sind 71 Artikel veröffentlicht worden, in denen die PID thematisiert wird. Bei der Analyse der Artikel lag der Schwerpunkt darauf, welche Beschreibungen von Frauen sich in den Artikeln finden, ob geschlechtsspezifische Anrufungen/Ansprüche formuliert werden und in welchen Argumentationsmodellen diese auftauchen. Die Ergebnisse der Analyse fallen ambivalent aus: In einigen wenigen Artikeln stehen die persönlichen Beispiele von Frauen und Paaren im Zentrum, während diese Perspektive in anderen Artikeln nahezu ausgeblendet ist. Dennoch lassen sich drei zentralen Argumentationsmodelle ausmachen:

Frauen als Motor der Technologieentwicklung

Ein zentrales Motiv, in dem Frauen in dem Diskurs um die PID auftauchen, ist ihre Darstellung als Protagonistinnen der Technologie. In einzelnen Artikeln und Passagen werden Frauen als Nutzerinnen der neuen reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten eingeführt und ihre Gründe für die Entscheidung oder den Wunsch, eine PID durchzuführen, vorgestellt.

Den Beweggründen, aus denen heraus Frauen sich für eine PID entscheiden, kommt zugleich die Aufgabe zu, die Anwendung zu legitimieren, auch wenn sehr unterschiedliche Gründe angegeben werden. Mit teils sehr persönlich Beispielen werden Frauen und Paare vorgestellt, die aufgrund einer Erkrankung oder genetischen Veranlagung die PID nachfragen (möchten). Auch Frauen, die aufgrund ihres Alters nicht mehr auf natürlichem Wege schwanger werden konnten und sich deshalb für eine künstliche Befruchtung und in diesem Rahmen für die PID entschieden haben,

sind Gegenstand der Artikel. Beide Begründungen basieren zumeist auf der Annahme, dass der Körper der Frau nicht ohne medizinische Hilfe in der Lage sei, schwanger zu werden. Trotzdem unterscheiden sie sich in der Perspektive, in der die Beispiele dargestellt werden.

Liegt der Blickwinkel auf dem Verlust der Fertilität durch Krankheit oder dem Ausschluss einer Erbkrankheit bzw. eines Gendefekts, werden die persönlichen Leidenswege von Frauen und Paaren betont. Ein Beispiel hierfür findet sich in der folgenden Textpassage:

Sex nach Plan, jahrelange Hormonbehandlungen, sechs Inseminationen, vier künstliche Befruchtungen: Beate Pauli [Name von der Redaktion geändert, M.R.] hat sämtliche Eskalationsstufen einer Kinderwunschpatientin hinter sich. Es brachte alles nichts. Das Kinderzimmer im Einfamilienhaus, das für den Nachwuchs bestimmt ist, blieb leer. Das Rätsel, warum sich aus ihren Eizellen nie eine Schwangerschaft entwickelte, löste erst ein humangenetisches Gutachten: Eine Fehlfunktion der Gene lasse den Embryo kurz nach dem Transfer in die Gebärmutter absterben. Aber nicht alle Embryonen sind belastet. Jeder vierte Keimling, rechnete der Genexperte aus, könnte gesund sein. (*Die Zeit*, 20/2002)

Die PID wird im weiteren Verlauf des Artikels als medizinische Möglichkeit vorgestellt, eben jene gesunde Eizelle ausfindig zu machen und damit eine Schwangerschaft zu ermöglichen. Da dieser Eingriff in Deutschland nicht erlaubt ist, reisen Beate Pauli und ihr Partner ins Ausland. Die Unsicherheiten des Paares durch die fremde Sprache und einen unbekanntem Arzt werden als zusätzlicher Stress angeführt, der das Ergebnis negativ beeinflussen kann und deutsche Kinderwunschpatientinnen vor größere Herausforderungen stellt. Dies zeigt sich im indirekten Zitat des Paares: »Warum, fragen sie, muss man solche Torturen auf sich nehmen, wenn man sich doch nur ein Kind wünscht? Warum dürfen wir das Gleiche nicht bei einem uns vertrauten Arzt machen?« (*Die Zeit*, 20/2002)

Ähnliche Beispiele finden sich in weiteren Artikeln, auch wenn die medizinischen Hintergründe und der bisherige Verlauf der Behandlungen leicht variieren. Neben der hier vorgestellten eingeschränkten Fertilität, die mittels der PID behoben werden soll, gibt es auch Beispiele, in denen die Weitergabe einer Erbkrankheit an den Embryo im Zentrum steht.

Die angeführten Beispiele zeichnen die persönlichen Leidenswege der Frauen und Paare nach und geben den Wunsch nach einem Kind als zentralen Grund für die Durchführung einer PID an. Die Anwendung wird dabei auch durch das vorherige Unglück oder die Schwere des unerfüllten Kinderwunsches legitimiert. Die Belastungen, die mit der Behandlung des Kinderwunsches oder der Auseinandersetzung mit diesem einhergehen, werden

primär über die Situation der Frau verdeutlicht. Die Beschreibung von Frauen in den Artikeln stellt diese als nachfragende und damit aktive Personen vor, die sich gezielt für die reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten entscheiden. Auch bei der Darstellung von Paaren lässt sich diese Aufteilung wieder finden. Obwohl die männlichen Partner mit angeführt werden, findet sich in den Beschreibungen des Leidens am unerfüllten Kinderwunsch und der Vielzahl der Bemühungen primär die Perspektive der Frauen wieder. In den Beispielen zeigt sich zudem, dass der Wunsch nach einem Kind auch mit der Vorstellung eines gesunden Kindes verknüpft ist. Es wird deutlich, dass die Norm, ein gesundes Kind zu bekommen, in diesem Diskurs wirksam ist, auch wenn sie nicht explizit eingefordert wird.

Diese Perspektive verändert sich in den Artikeln, in welchen das Alter der Frau im Vordergrund für die Nutzung einer PID steht:

Das Alter der Frau ist der wichtigste Indikator, ob es mit dem Kinderwunsch klappt – und der Hauptgrund, warum die Wartezimmer deutscher Fortpflanzungsmediziner voller sind denn je. Daher versuchen auch die Reproduktionsforscher die natürliche Zeugungsfrist immer weiter auszudehnen. (*Die Zeit*, 5/2003)

Das Zitat findet sich in einem Artikel von Martin Spiewak aus dem Jahr 2003. In der *Zeit*-Serie *Land ohne Leute* werden Probleme der ›Überalterung‹ der Gesellschaft thematisiert. Spiewak lenkt den Fokus auf das steigende Alter der Frauen bei der ersten Schwangerschaft. Bereits der Titel *Mutterglück im Rentenalter. Frauen entscheiden sich immer später für ein Kind – häufig zu spät. Dieser Trend treibt die Reproduktionsmedizin zu absurden Rekorden*, zeigt die veränderte Lebensplanung von Frauen als das Problem an. Die Reproduktionsmedizin reagiert mit ihren Entwicklungen auf die Probleme von Frauen, die sich zu spät für ein Kind entscheiden. Mittels der Eizellenspende zeigt Spiewak dabei auch, dass durch die »gynäkologische Manipulation die Empfängnis selbst im Großmutteralter« (*Die Zeit*, 5/2003) möglich sei.

Dass sich die Reproduktionsmedizin unter anderem an den Interessen der Frauen orientiert, die an altersbedingten Fertilitätsschwierigkeiten leiden, wird in diesem Artikel nahezu überzeichnet. Die Bildung von Begriffspaaren wie der »schwangeren Rentnerin« (*Die Zeit*, 5/2003) oder »Mutter im Omaalter« (*Die Zeit*, 5/2003) irritiert und verweist zugleich darauf, dass gesellschaftliche Vorstellungen/Normen von Generationsverhältnissen und vom Alter einer Mutter überschritten werden, da Frauen mit Kindern in dieser Lebensphase bisher als Großmutter dargestellt wurden.

Die Begründung über das Alter der Frau findet sich in weniger polemischer Form in weiteren Artikeln. Sie taucht stellenweise fast nebenbei in einem Halbsatz auf oder wird wie im folgenden Zitat näher ausgeführt und als Begründung reproduktionsmedizinischer Anwendungen herangezogen:

Frauen wollen eine Ausbildung, eine Karriere, bevor sie Kinder bekommen, die Leute heiraten später. Doch unsere Biologie sieht vor, dass wir mit 18 Kinder bekommen. Immer mehr Frauen werden daher in Zukunft medizinische Hilfe bei der Fortpflanzung benötigen. (*Die Zeit*, 39/2000)

Wie die beiden Ausschnitte zeigen, wird die Entwicklung der Reproduktionsmedizin und speziell der PID als Reaktion auf das erhöhte Schwangerschaftsalter der Frauen dargestellt. Im Gegensatz zu den Artikeln, in denen Frauen aufgrund von Krankheit oder genetischer Veranlagung eine PID durchführen lassen, wird hier die eigene Verantwortung für die Infertilität hervorgehoben.

Unabhängig von den Gründen, die als Anlass für eine PID angegeben werden, werden Frauen im Rahmen dieses Argumentationsmodells nicht als das Ziel oder Opfer von Reproduktionsmedizinischen Entwicklungen beschrieben, sondern im Gegenteil als Initiatorinnen und aktiv Nachfragende vorgestellt.

Status des Embryos und Abtreibung

Eine weitere Argumentationslinie, innerhalb derer Frauen in dem Diskurs um die PID angeführt werden, findet sich in den Diskussionen um das Verhältnis von Abtreibung und Embryonenschutz bzw. Abtreibungsregelung und ESchG. Die Auseinandersetzung um den Status des Embryos bildet die zentrale ethische und rechtliche Diskussion im Diskurs um die PID, in welcher darum gestritten wird, ob bereits dem Embryo das Recht auf Leben und der Schutz der Menschenwürde zu kommt. In vielen Artikel, die sich mit dem Status des Embryos auseinandersetzen, wird dabei auch auf die geltende Abtreibungsregel Bezug genommen. Die Diskussion vollzieht sich hierbei entlang der Frage, ob die die rechtliche Praxis inkonsistent sei, wenn der rechtlich Schutz des Embryos, wie er durch das ESchG garantiert werden soll, im Kontext der Abtreibungsregel nicht gewährleistet sei. BefürworterInnen der PID streiten darum, ob der Lebensschutz des Embryos nicht bereits durch die geltende Abtreibungsregel eingeschränkt sei oder die vorgenommen Parallelisierung eine verkürzte Gleichsetzung darstelle.⁶

BefürworterInnen der PID versuchen eine Form der Doppelmoral aufzuzeigen, da Abtreibungen, die nach einer Fruchtwasseruntersuchung vorgenommen werden, nicht weniger selektiv seien als das Diagnoseverfahren der PID. Die Argumentation, dass »Embryonen im Reagenzglas besser geschützt [sind] als im Mutterleib, wo sie durch den Einsatz von Spiralen oder durch Abtreibungen getötet werden dürfen« (*Die Zeit*, 49/2000), bündelt diese Position der BefürworterInnen. Mark Hughes, amerikanischer Reproduktionsmediziner und einer der Entwickler der PID, fragt in seinem Interview direkt am Anfang nach, ob Frauen in Deutschland abtreiben dürften, wenn der Fötus schwer krank sei. Auf die Antwort des Interviewers: »Natürlich«, führt er aus: »Das ist ja interessant. Man darf eine Schwangerschaft beenden, die schon seit Wochen besteht. Aber einen gesunden Embryo auszusuchen, um ein gesundes Kind zur Welt zu bringen, ist nicht okay? Das verstehe ich nicht.« (*Die Zeit*, 39/2000)

Bei der Verbindung der Diskurse um Abtreibung und PID wird auch auf die Interessen der Frauen verwiesen. Einerseits wird das Zustandekommen der scheinbar rechtlich widersprüchlichen Situation als eine Folge der Abtreibungsregel angeführt, die im Interesse der Frauen lag und liegt, andererseits wird die PID als Möglichkeit vorgestellt, die psychischen und physischen Belastungen einer Abtreibung zu vermeiden.

Die erste Argumentation lässt sich an dem folgenden Ausschnitt eines Artikels von Wolfgang van den Daele, Mitglied des Ethikrates, nachvollziehen. Daele bezieht sich in seinen Überlegungen zur PID auf die Durchsetzung der Abtreibungsregel. Er geht davon aus, dass vorhandene diagnostische Möglichkeiten eingefordert werden, wie dies bereits bei der pränatalen Diagnostik geschehen sei:

Andererseits ist es unwahrscheinlich, dass Frauen sich die Optionen der Diagnostik für Befunde aus der Hand nehmen lassen, die sie als gravierend empfinden und bei denen sie eine Abtreibung wählen würden. So wurde in den achtziger Jahren die so genannte psychische Indikation für pränatale Diagnostik von jüngeren (in der Regel besser ausgebildeten) Frauen durchgesetzt, bei denen kein altersbedingtes Risiko für eine Chromosomenstörung des Kindes bestand. Die Frauen wollten einfach Sicherheit. (*Die Zeit*, 41/2002)

Ähnlich der Argumentation bei der Technologieentwicklung und -nutzung werden Frauen als Akteurinnen angeführt, die sich rechtliche Spielräume eröffnet haben, um sich für ein gesundes Kind oder auch gegen ein Kind entscheiden zu können. Diese Spielräume scheinen in dem Diskurs um die PID die weitere restriktive Gültigkeit des ESchG in Frage zu stellen. Durch die Verknüpfung des Rechts auf Abtreibung und der Zulassung der PID

scheint auch letztere im Interesse der Frau zu stehen. Hierdurch gerät eine Ablehnung der PID in den Misskredit, das Lebensrecht des Embryos über das Selbstbestimmungsrecht der Frau zu stellen. Dies weist einerseits darauf hin, warum gerade die KritikerInnen der PID so bemüht sind, die Verknüpfung der Abtreibungsregel mit der PID zu lösen. Es demonstriert andererseits eine Argumentationsfigur, in der über die Interessen der Frauen eine Legalisierung der PID begründet wird.

Der Verweis auf Abtreibung taucht jedoch auch noch in einem anderen Kontext auf. Die PID wird als eine Möglichkeit eingeführt, die der Frau die hohe psychische Belastung durch eine Abtreibung erspare. Mit Bezug auf den Entwurf der Bundesärztekammer⁷ schreibt Hans Schuh im März 2000:

Denn dank der PID kann die Frau bereits vor der Schwangerschaft erfahren, ob der Embryo belastet ist, und seine Übertragung in ihren Schoß verweigern. Dies ist viel humaner, als ihn wochenlang in sich heranwachsen zu lassen, dann zu testen und eventuell zu töten. [...] Denn wenn sie sich den Mühen einer Reagenzglasbefruchtung unterziehen, warum dann die Prüfung des Embryos vor dem Einpflanzen in den Uterus verbieten, aber danach zur Pränataldiagnostik raten? [...] Deshalb sollten wir das medizinisch beste und für die Frauen schonendste Verfahren ermöglichen. (*Die Zeit*, 10/2000)

In diesem Artikel bündelt sich die Argumentation, die die geringeren psychischen und physischen Belastungen der Frau als Grund für eine Einführung der PID anführt. Auch hier wird die PID mit der Frage der Abtreibung verbunden, aber um einen Aspekt erweitert: Die PID wird als eine schonende Variante vorgestellt, in welcher Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik und der Abtreibung zusammenlaufen, ohne die Frau im gleichen Maße zu belasten. Diese Argumentation findet sich in weiteren Artikeln. Besonders pointiert wird sie in Beispielen von Frauen, die keine Abtreibung vornehmen möchten, aber zu einer PID bereit sind: »Meine Patientinnen wollen keine Schwangerschaft auf Probe. Denn die meisten haben einen Abbruch hinter sich und würden einen zweiten einfach nicht ertragen. Deshalb wollen sie den Gentest.« (*Die Zeit*, 39/2000)

Wenngleich in einem anderen Argumentationskontext, wird die Einführung der PID auch hier als Interesse der Frau gefordert. Dabei rangiert die Bewertung zwischen einer starken Betonung des Eigeninteresses von Frauen, sich die Möglichkeit zur Abtreibung offen zu halten und mittels der PID zu erweitern, und der Hervorhebung der Belastungen einer Abtreibung für die Frau, welches es zu schmälern gelte.

Frauen als Randgestalten

Eine Auffälligkeit im Diskurs um die PID bildet die Leerstelle von Frauen und Paaren. In einer signifikanten Anzahl der Artikel finden sich keine Verweise auf Frauen und/oder Eltern, weder ihre Interessen und möglichen Beweggründe für oder gegen eine PID werden vorgestellt, noch werden sie bei der Beschreibung der Durchführung einer PID mit angeführt. Dies ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass das Ziel der PID die Auswahl eines ›gesunden‹ Embryos mit einer anschließenden erfolgreichen Schwangerschaft ist, die die zukünftigen Eltern zwangsläufig mit einschließt.

Die PID scheint in diesen Artikeln nicht nur eine außerhalb des Mutterleibes ansetzende, sondern auch ohne Mutterleib stattfindende Technologie zu sein. Die Fragen, woher die zu testenden Embryonen stammen und wohin sie nach dem Diagnoseverfahren transferiert werden, werden entweder komplett ausgeblendet oder beiläufig am Rand erwähnt. So finden sich Artikel, in denen als einzige die Wörter ›Eizelle‹ und ›Uterus‹ auf Frauen verweisen.

Zugleich zeigt sich in weiteren Artikeln, dass die Erwähnung der Strapazen nicht davor schützt, eine sehr reduzierte Sicht auf Frauen und Eltern zu geben. In einem Artikel, der eine Variante der PID vorstellt, wird nach einer detaillierten Beschreibung des Verfahrens zum Abschluss kurz ausgeführt: »Die dafür notwendige In-Vitro-Fertilisierung bei einem eigentlich fruchtbaren Paar ist, vor allem für die Frau, psychisch und physisch belastend. Die frauen- und gesundheitspolitischen Fragen bleiben also bestehen.« (*Die Zeit*, 13/2002)

Selbst wenn Frauen und Paare keine Leerstelle bilden, fallen sie in einigen Artikeln deutlich aus dem Fokus. Stellenweise erwecken die verkürzte Darstellung und die Erwähnung an den äußersten Rändern der Artikel den Eindruck, dass diese ausschließlich der Vollständigkeit halber angeführt werden. Sie erscheinen beinahe als eine Form der Beruhigung des AutorInnenbewusstseins und zur Abwehr spezifischer Kritik.

Aufbruch von Geschlechtergrenzen?

Der Diskurs in der *Zeit* bietet ein Beispiel dafür, wie die Auflösung vormals natürlich erscheinender Grenzen durch die Reproduktionstechnologie diskutiert wird. In der Auseinandersetzung, ob die PID in Deutschland eingeführt oder weiterhin durch das EschG ausgeschlossen bleiben soll, liegt die Perspektive zumeist dann auf Frauen und Paaren, wenn anhand des persönlichen Schicksals und vor allem über das ethische Postulat der (Patientinnen-)Autonomie für eine Einführung der PID geworben werden soll. Gerade in der Werbung für eine neue reproduktionsmedizinische Anwendung, die aufgrund ihres selektiven Charakters sozusagen schon vor ihrer Einführung in Verruf geraten ist, werden unterschiedliche Interessen von Frauen definiert und als Argument eingebunden. In dem Diskurs der *Zeit* wird die PID als eine Anwendung für die Frauen vorgestellt, die die vorhandenen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin nutzen möchten, um ihr Leben inklusive Kind planen zu können. Bis auf einige wenige Beispiele ist der Wunsch, Mutter von einem biologisch eigenen Kind zu sein, so stark, dass Frauen und Paare hierfür nicht nur immense Kosten, sondern auch eine Fülle von Belastungen auf sich nehmen. In der Auseinandersetzung um eine Einführung der PID bauen die BefürworterInnen ihre Argumentation auf den nachvollziehbaren Bedürfnissen der Frauen und Paare auf, die sich nur aufgrund sehr langer Überlegungen für eine Anwendung entscheiden. Eine durch Technologie induzierte Schwangerschaft scheint dabei nicht weniger natürlich, sondern vielmehr Ausdruck eines besonders starken Wunsches der Frau, Mutter zu sein. Der selektive Charakter tritt vor dem persönlichen Leid in den Hintergrund und gegenüber den KritikerInnen der PID wird deutlich gemacht, dass ein Großteil der Befürchtungen einer Überschätzung der Möglichkeiten entspringt. In dem Versuch zur Etablierung und Rechtfertigung der PID wird dabei fast ausschließlich auf die heterosexuelle Paarbeziehung Bezug genommen.

Die Hoffnung von Elisabeth Sourbut, nicht heteronormative Repräsentationen von Paaren in den Diskursen um die Reproduktionstechnologien zu etablieren, dürfte weitestgehend enttäuscht worden sein. Nur in wenigen Artikeln wird auf homosexuelle Paare oder alleinerziehende Mütter verwiesen. Der einzige Artikel, in dem ein homosexuelles Paar im Zentrum steht, neigt zu einer Überzeichnung, die nur begrenzt als Erfolg gewertet werden kann: Astrid Viciano und Martin Spiewak thematisieren in ihrem Artikel *Wunschkind* ausführlich den Wunsch eines lesbischen und taubstummen

Paares, die sich ein ebenfalls taubstummes Kind wünschen, und schließen hieran die Diskussion an, ob es legitim sei, wenn Eltern ein behindertes Kind wollen (vgl. *Die Zeit*, 18/2002).

Nimmt man den Diskurs um die PID als einen Beispieldiskurs der genetischen Reproduktionsmedizin, muss man konstatieren, dass in diesem primär eine Rekonstruktion von Geschlecht und damit einhergehenden Mutterbildern stattfindet, bei der gleichzeitigen fast vollständigen Abwesenheit feministischer Positionen. Die Verwischung der Grenzen von Natur und Technik durch die Reproduktionsmedizin zeigt hierbei zwar neue technische Möglichkeiten auf, die unsere Vorstellungen von der Entstehung einer Schwangerschaft und Nachwuchs erweitern. Sie stellt jedoch nicht die gesellschaftliche Repräsentation der Frau als Mutter und damit der Verantwortlichen für Nachwuchs in Frage. Die Möglichkeiten anderer Beschreibungen von Frauen und Paaren im Bereich der Reproduktion, die eine hybride Position von Natur und Technik bieten könnte, werden im Expertendiskurs der *Zeit* nicht ausgeschöpft.

Dass Geschlechtergrenzen im Diskurs der *Zeit* bestätigt und gefestigt werden, gibt auch Hinweise dafür, dass für die gegenwärtigen Vorstellungen gesellschaftlicher Reproduktion immer noch eine heterosexuelle Paarbeziehung als Regelfall gilt. In dem Diskurs um die PID geht es daher auch um die Rekonfiguration von Geschlechtergrenzen, die an der Reproduktionsfähigkeit der Frau ansetzen.

Diese Perspektive auf die Humangenetik und ihre Anwendung der PID zeigt, dass sich in dem Aufbruch von ›natürlichen Grenzen‹ des Körpers zugleich neue und alte Grenzziehungen finden, die den Moment des Transformierbaren einfangen und damit alternative Repräsentationen erschweren. Zugleich ist dies jedoch kein statischer Prozess: Das Setzen von Grenzen hängt auch davon ab, welche Bilder und Zuschreibungen sich im öffentlichen und medialen Diskurs als maßgebliche behaupten, welchen die größere Erklärungskraft zugesprochen wird, etc. Aus feministischer Perspektive gilt es daher, gerade in diesen Transformationsprozessen zu intervenieren, um die dort repräsentativen Bilder zu ergänzen, sie zu erweitern und strittig zu machen.

Anmerkungen

- 1 Eine Vorstellung der unterschiedlichen rechtlichen Regelungen der europäischen Länder, in welchen die PID angewendet wird, findet sich in Gabriele Klinkhammers Artikel *Präimplantationsdiagnostik. Auf dem Weg zum Routineangebot* (2004).
- 2 Vgl. beispielsweise Mies 1987. Heidi Hoffmann leistet in ihrem Buch *Die feministischen Diskurse um die Reproduktionstechnologien* (1999) eine ausführliche Nachbereitung der Diskussionen, die an Firestone anschließen.
- 3 Der Aufsatz von Hannelore Bublitz in diesem Band stellt eine weitere Perspektive auf die Grenzauflösungen des Körpers vor. Sie geht der Frage nach, ob der Körper als Einschreibefläche oder eigenwilliger Agent zu verstehen sei und schließt an das Theorie-
werk von Judith Butler und poststrukturalistische Ansätze an.
- 4 Haraway entwirft die hybride Figur der Cyborg, die Organisches und Technologisches verbindet: »Im späten 20. Jahrhundert [...] haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz, wir sind Cyborgs« (Haraway 1996: 31).
- 5 Mit dem Abdruck der Elmauer Rede von Peter Sloterdijk begann 1999 in der *Zeit* eine der öffentlich wirksamsten bioethischen Diskussionen um die Beurteilung der Reproduktionstechnologien in der BRD. Im Rahmen der sogenannten ›Habermas-Sloterdijk-Debatte‹ stand die PID – als die Technologie, die mit dem ›Designer-Baby‹ verbunden ist –, im Fokus der Auseinandersetzung. Der Verlauf und zentrale Punkte der Debatte sind beispielsweise nachzulesen in Nennen (2003).
- 6 Die damalige Justizministerin Herta Däubler-Gmelin warnt in einem Interview von 2000 vor der bequemen Parallele und wehrt sich gegen die Gleichsetzung unterschiedlicher Ausgangsprobleme: »Und danach ist ein Schwangerschaftsabbruch nur rechtmäßig, wenn eine Indikation, also eine Kollision von Rechtsgütern vorliegt. Es reicht eben nicht, obwohl man das in der Öffentlichkeit hören kann, dass das Ungeborene eine genetische Belastung oder Krankheit hat. Die embryopathische oder eugenische Indikation ist bewusst abgeschafft, es geht immer um Gesundheit und Leben der Mutter.« (*Die Zeit*, 31/2002)
- 7 Schuh bezieht sich auf einen Diskussionsentwurf der Bundesärztekammer vom 24.2. 2000. In diesem wird eine Indikationsregelung für PID bei Paaren vorgeschlagen, für deren Nachkommen ein hohes Risiko für eine bekannte und schwerwiegende genetisch bedingte Erkrankung besteht. Einzusehen unter <http://www.bundesaerztekammer.de/page.asp?his=0.6.3287>, (20.02.2008).

Literatur

- Firestone, Shulamit (1987): *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Frankfurt/Main.
- Franklin, Sarah/Roberts, Celia (2006): *Born and Made. An Ethnography of Preimplantation Genetic Diagnosis*. Princeton.
- Graumann, Sigrid (2003): »Die Rolle der Medien in der öffentlichen Debatte zur Biomedizin.« In: Schicktanz, Silke et al. (Hg.): *Kulturelle Aspekte der Biomedizin. Bioethik, Religionen und Alltagsperspektiven*. Frankfurt/Main, S. 212-243.
- Haraway, Donna (1995): »Ein Manifest für Cyborgs.« In: Dies.: *Die Neuerfindung der Natur*. Frankfurt/Main und New York, S. 33-72.
- Hoffmann, Heidi (1999): *Die feministischen Diskurse über Reproduktionstechnologien*. Frankfurt/Main und New York.
- Klinkhammer, Gisela (2004): »Präimplantationsdiagnostik. Auf dem Weg zum Routineangebot.« In: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 101, Heft 33, A2219-A2220.
- Kollek, Regine (2002): *Präimplantationsdiagnostik. Embryonenselektion, weibliche Autonomie und Recht*. Tübingen.
- Kuhlmann, Ellen/Kollek, Regine (2002): *Die Konfiguration des Menschen*. Opladen.
- Lykke, Nina/Braidotti, Rosi (Hg.): *Between Monsters, Goddesses and Cyborgs*. London und New Jersey.
- Mies, Maria (1987): »Why Do We Need All This? A Call Against Genetic Engineering And Reproductive Technology.« In: Spallone P./Steinberg D.L. (Hg.): *Made to Order – The Myth of Reproductive and Genetic Progress*. Oxford, S. 34-47.
- Nennen, Heinz-Ulrich (2003): *Die Sloterdijk-Debatte: Chronik einer Inszenierung*. Würzburg.
- Singer, Mona (2003): »Wir sind immer mittendrin: Technik und Gesellschaft als Koproduktion.« In: Graumann, Sigrid/Schneider, Ingrid (Hg.): *Verkörperte Technik – Entkörperte Frau*. Frankfurt/Main und New York, S. 110-124.
- Sourbout, Elisabeth (1996): »Gynogenesis.« In: Lykke, Nina/Braidotti, Rosi (Hg.): *Between Monsters, Goddesses and Cyborgs*. London und New Jersey, S. 227-241.

Verwendete Artikel zur PID in der *Zeit* von 2000-2005

- Bahnsen, Ulrich: »Wunderbare Kräfte.« In: *Die Zeit*. Nr. 39, 21.09.2000.
- Daele, Wolfgang van den: »Zeugung auf Probe.« In: *Die Zeit*. Nr. 41, 02.10.2002.
- Henn, Wolfram: »Lieber testen an einem Abfallprodukt.« In: *Die Zeit*. Nr. 13, 21.03.2002.
- Schuh, Hans: »Erbgut-Check für Embryonen?« In: *Die Zeit*. Nr. 10, 02.03.2000.
- Schuh, Hans: »Mit einem Wort: Nein.« In: *Die Zeit*. Nr. 49, 30.11.2000
- Sentker, Andreas/Randow, Gero von/Klingst, Martin: »Selektion ist nicht akzeptabel.« In: *Die Zeit*. Nr. 31, 26.07.2001.
- Spiewak, Martin: »Mutterglück im Rentenalter.« In: *Die Zeit*. Nr. 05, 23.01.2003.
- Spiewak, Martin: »Schwanger um jeden Preis.« In: *Die Zeit*. Nr. 20, 08.05.2002.
- Viviano, Astrid/Spiewak, Martin: »Wunschkind.« In: *Die Zeit*. Nr. 18, 25.04.2002.

Jennifer Villarama

»Mich quält ein kalter Leib/mich plagt ein heißer Geist.« Repräsentationen von Alter und Liebe in einem Amazonen-Singspiel der Frühen Neuzeit¹

Die Repräsentation von Alter(n) und das Konzept der Maskerade

Alter ist nach wie vor ein sehr ambivalentes Thema: Alle wollen alt werden, aber niemand will alt sein. Gerade beim Sprechen über Alter(n) manifestieren sich Altersbilder und -vorstellungen, die durch gesellschaftlich-kulturelle Diskurse geprägt sind (vgl. Amrhein/Backes 2007; Göckenjahn 2000: 9-35). So assoziiert man mit Alter(n) auch heute noch Vorstellungen vom Abbau körperlicher und psychischer Fähigkeiten, von Asexualität und Hilfsbedürftigkeit (Goldner 1990; Eberfeld 1999).

Dabei ist ›Alter‹ ebenso wie die Kategorie ›Geschlecht‹ eine soziale Konstruktion (Göckenjahn 2000: 16), die in gesellschaftlichen Prozessen definiert wird und kulturellen Interpretationen unterliegt. Diese Definitionen rekurren dabei auf körperliche Zeichen des Alters wie Falten, graue Haare etc., so dass Altersbilder stets mit Körper-Repräsentationen verbunden sind. Anders formuliert: In Darstellungen des Alters manifestieren sich immer auch Vorstellungen von *alten Körpern*, wobei der Körper als Zeichen für das *Alter* fungiert.

Gerade in Körper-Inszenierungen als performativen Akten wird auf solche diskursiv hergestellten Zeichen zurückgegriffen: So können sie bestimmte Altersbilder bestätigen, transportieren und produzieren.² Zugleich können sich Körper-Inszenierungen auch zum Zweck des Verhüllens von Alter (z. B. durch Körpermodifikationen) auf diese Zeichen beziehen.³ Um diese Verhüllung begrifflich zu fassen, bietet sich – in Anlehnung an kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Untersuchungen von Claudia Benthien (2003), Julika Funk (1995) oder Liliane Weissberg (1991) – das Konzept

der Maskerade an. Diese Autorinnen haben sich mit dem Maskerade-Konzept als »Verkleidungen und Verhüllungen der Geschlechtsidentität« (Ben-thien 2003: 51) von Männern und Frauen auseinandergesetzt, wobei Maskeraden einerseits Darstellungen sind, die Diskurse, Vorstellungen und Normen bedienen, andererseits aber auch als Verhüllungen von unerwünschten Attributen fungieren. Die »Dialektik des Zeigens und Verhüllens« (Kreuder 2005: 192) verweist dabei auf eine hinter der Maske liegende Essenz, die durch die Maske aber erst konstruiert wird.⁴

Auch in der sozialwissenschaftlichen Gerontologie wird mit dem Konzept der Maskerade gearbeitet, das in diesem Kontext eine Strategie zur Bewältigung des Alterns kennzeichnet. Dabei bezeichnet die *Altersmaske* (*mask of ageing*) Unterschiede in der Wahrnehmung, wobei das körperliche Äußere als ›alt‹ und das Innere als ›jung‹ imaginiert wird (u. a. Featherstone/Hepworth 1991). Der Begriff der *Altersmaskerade* bzw. *Maskerade des Alters* wird hingegen für Veränderungen des Äußeren verwendet, bei denen ein junges Erscheinungsbild erreicht werden soll, indem Zeichen des Alters verborgen werden (Woodward 1991: 148).⁵

In diesem Aufsatz sollen aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive die Themen Alter(n), Körper und Geschlecht in dem Singspiel-Libretto *Die Lybische Talestris* aus dem Jahr 1698⁶ erörtert werden, um im Sprechen über das Alter normative Altersrollen und -bilder der Frühen Neuzeit zu veranschaulichen. Exemplarisch soll dies an der Figur der alten Amazone Rixane und derjenigen des betagten Königs Pelopidus vor Augen geführt werden.⁷

Dabei handelt es sich bei Rixane um eine literarische Rarität, da Altersrollen für Amazonen nicht tradiert sind.⁸ Vielmehr verbindet man mit ihnen dezidiert Jugendlichkeit und die damit verknüpften Vorstellungen von Agilität und sexueller Potenz. Umso stärker sticht die Konzipierung einer alten Amazonenfigur hervor. Diese soll im Kontext des oben genannten Singspiels in Bezug auf das Motiv des *ungleichen Paares*⁹ und des *Altersspotts* hin analysiert werden.

Eine alte Amazone

Das Singspiel *Die Lybische Talestris*, dessen Libretto hier analysiert werden soll, wurde 1698 anlässlich eines Fastnachtsfestes vor Mitgliedern des sächsischen Fürstenhauses in Weißenfels aufgeführt, zu dem Familienmitglieder der albertinischen und ernestinischen Linie zusammen kamen.¹⁰ Trotz der fehlenden Vorrede mit detaillierten Angaben zum Libretto als einer möglichen Widmungsarbeit oder mit näheren Angaben zum Verfasser ist anzunehmen, dass das Stück unter der Regentschaft des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels aufgeführt wurde und dem Autor Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen zuzuschreiben ist (vgl. Frenzel 1999: 22f.).¹¹

Das Faszinierende und Einzigartige dieses Singspiels besteht weniger darin, dass ein alter König eine wesentliche Rolle spielt, sondern eine alte Amazone, was überaus ungewöhnlich ist. Denn wer sich näher mit der Darstellung von Amazonen in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit beschäftigt, wird feststellen, dass die Handlung von jungen Amazonen und Helden dominiert wird, die sich gegenseitig herausfordern, bekämpfen und missverstehen, sich aber auch (heimlich) lieben und nach langer Zeit der Läuterung endlich zusammenfinden. Zumindest ist dies in groben Zügen der Plot, der in modifizierter Form in diversen Singspielen (vgl. u. a. Förtsch/Postel 1690, Bressand/Krieger 1693, E.T.P.A. 1763) und Romanen (vgl. Kormart 1685-1688 und Imperiali 1705)¹² des 17. und 18. Jahrhunderts auftaucht, in denen Amazonen eine wichtige Rolle spielen.

Wenn ältere Amazonen überhaupt Erwähnung finden, sind sie entweder kurz vor Einsatz der Handlung gestorben und spielen für das Geschehen keine Rolle mehr oder sie haben erst das mittlere Alter erreicht.¹³

Die hier interessierende Figur der Rixane wird im Personenverzeichnis der *Lybischen Talestris* nicht explizit als Amazone, sondern als »altes Weib« benannt. Es gibt aber keinen Zweifel, dass sie als Amazonen-Figur zu sehen ist: Sie lebt in einer Burg mit einer »Menge Gewaffneter Frauen=Zimmer« (vgl. Ziegler 1698: Personenverzeichnis), wobei es sich hier nicht nur um junge Frauen, sondern auch um alte handelt (vgl. Ziegler 1698: II, 14). Ihre Führerin ist Prinzessin Talestris, die zur Männerfeindlichkeit und der damit verbundenen Keuschheit aufruft. Wehrhaftigkeit, Männerhass, die propagierte Keuschheit, das Leben in gynaikokratischen Verhältnissen, vor allem aber der typische, der antiken Überlieferung entlehnte Amazo-

nen-Name *T(h)alestris*¹⁴ weisen deutlich auf den Rekurs der Handlung auf den Amazonen-Stoff hin.¹⁵

Wie zuvor ausgeführt wurde, ist die tradierte Vorstellung von Amazonen mit Jugendlichkeit verbunden. Daher wird die alte Rixane auch nicht als Amazone bezeichnet, obwohl sie klar in einem amazonischen Kontext steht.

Verhöhnung und Spott: Das Schicksal von liebenden Alten

Wie aber wird nun das Alter von Rixane und König Pelopidus im Singspiel thematisiert? Beide haben einerseits gemeinsam, dass sie sich in eine jüngere Person verliebt haben. Andererseits werden sie getrennt durch ihren unterschiedlichen sozialen Rang und ihr Geschlecht.¹⁶ Bei der Analyse sind daher die Geschlechtervorstellungen relevant, die in der Frühen Neuzeit mit Frauen und Männern im hohen Alter verknüpft wurden. Zu hinterfragen ist, wie das Begehren einer alten Person nach einer weitaus jüngeren kommentiert wird. Darüber hinaus sollen ausgesuchte Textstellen verdeutlichen, wie unterschiedlich das Sprechen über die alten Körper Rixanes und Pelopidus' konzipiert ist.

Beginnen wir mit Pelopidus, der – ebenso wie sein Sohn Philotas – in die junge Amazone Talestris verliebt ist: »Ich bin verjuengt [...]«, spricht er, »[s]o oft ich an Talestris Auge dencke« (Ziegler 1698: I, 6). Dass diese *Verjüngung* nicht unproblematisch ist, zeigen die folgenden Worte:

So bin ich eine Thorheit noch
Den Goettern schuldig blieben.
Es sucht ganz Lybien bey mir den Weisen=Stein.
Mich drueckt des Alters Joch/
Und dennoch heißt mich das Verhaengnis lieben.
Der Schnee vermehrter Jahre
Bedeckt die grauen Haare/
Und dennoch/ ach! muß ich entzuendet seyn. (Ziegler 1698: I, 6)

Pelopidus ist sich demnach seiner alters- und standesgemäßen Rolle als Autoritätsperson bewusst. Gerade weil er weiß, dass man bei ihm, dem alten König, weisen Rat sucht, bereitet ihm die Liebe zu einer jüngeren Frau einen inneren Konflikt. Als »Thorheit«, sprich Unvernunft, beschreibt er sie und verweist damit auf den Topos des *Altersspotts*, dem ältere Männer und Frauen ausgesetzt waren, die sich nicht ihrem Alter gemäß verhiel-

ten (vgl. Haller 2005: 46). Am hier gewählten Motiv des *verliebten Alten* (vgl. Frenzel 1999: 1f.) bzw. des *ungleichen Paares* wird deutlich, wie ambivalent das Bild vom älteren Menschen in der Frühen Neuzeit war: So wurde ihnen zwar »Wissen und Narrentum, weiser Rat und Bauernschläue« (Botelho 2005: 133) zugeschrieben, ihre Sexualität aber generell anders bewertet als bei der jüngeren Generation.¹⁷

Pelopidus bleibt nicht lange vor dem Spott der jüngeren Generation verschont. Denn nun tritt die für die Kommentierung konzipierte Lustspielfigur Scandor auf, die wie ein Narr weitgehend frei sprechen kann und dies ausgiebig nutzt. Dass Talestris den alten König zurückweist und ihm den Krieg ansagt, kommentiert Scandor folgendermaßen:

Alter hilfft vor Thorheit nicht.
Ich tadle nicht/ Talestris, dein Beginnen/
Du hassest einen Kuß/
Der nach dem Grabe schmeckt. [...]
Denn graue Liebe bringt Verdruß/
Zumahl wenn man die Krafft aus Apothecken leckt.
Pfuy! soll der alte Kerl den balsamierten Bart/
An deine schoene Wange wischen.
Der Alte [Pelopidus] mag in Pfuetzen fischen/
Dein Venus-Brunn ist Goetter=Art/
Daraus die Jugend trinckt.
Riecht/ wie der Alte doch nach Fontanellen¹⁸ stinckt. [...]
Der Berg traegt Eiß/ das Thal hegt Glut.
Der Wachteln und der Eulen Blut
Vermischet sich niemals zusammen.
Und gleichwohl soll das arme Kind
Die kalten Armen druecken. (Ziegler 1698: I, 10)

Jugend und hohes Alter werden hier als unvereinbare Gegensätze gegenübergestellt, wobei der körperliche Verfall des alten Königs – allerdings überwiegend metaphorisch – hervorgehoben wird. Die Wortwahl spiegelt gängige Alterstheorien in der frühneuzeitlichen Medizin wider, die dem hohen Alter Kälte und Trockenheit bzw. »den Verlust von Wärme und Feuchtigkeit« zusprachen (Ehmer 2007: 609f., vgl. dazu auch Schäfer 2004: 48ff.). Die Beschreibung dieses negativen Körperbildes lässt sich am Beispiel der Rixane fortführen. Ihre Selbstbeschreibung verweist auf Merkmale, die man dem alten weiblichen Körper im Alterdiskurs der Frühen Neuzeit zuschrieb. Sie, die wegen ihres Alters nicht am Kampf gegen Pelopidus' Truppen teilgenommen hat, leitet ihren Auftritt wie folgt ein:

So bin ich uebrig blieben/
 Da Schwerdt und Fessel doch der Jugend nicht verschont.
 Und ob es sich mit mir gleich nicht der Muehe lohnt/
 Doch straff der Himmel mich mit dem verdammten Lieben. [...]

Vor Liebe bin ich Sterbens=kranck/
 Und weiß nicht/ wie ich bin in den Habit gekommen.
 Graue Liebe taug nicht viel.
 Denn es ist kein Kinder=Spiel/
 Wenn ein sechzig=jachrig Weib
 Sich auf ihre Tausend Falten/
 Und auf den verschrumpfften Leib/
 Einen Courtisan will halten.
 Traun! das ist kein Kinder=Spiel.
 Alte Liebe taug nicht viel!
 Jedoch/ es sey gewagt!
 Weil selbst Cupido mir die Wege weist/
 Mich quaelte ein kalter Leib/ mich plagt ein heißer Geist/
 Ich aber will mich deswegen nicht hermen.
 Ein junger Kerl kan schon das alte Leder waermen. (Ziegler 1698: II, 14)

Ebenso wie der alte Pelopidus muss sich Rixane noch im hohen Alter mit Liebesgefühlen auseinandersetzen, wobei sie sich von ihm insbesondere in einem Aspekt unterscheidet: Auch wenn der alte König sich seines hohen Alters bewusst ist, fühlt er sich durch die Liebe verjüngt. Rixane spürt diese Verjüngung hingegen nicht und weiß um ihre nachlassende Attraktivität. Den Verfall ihres Körpers beschreibt sie unbeschönigt. Und dennoch tritt sie »vermasquiere« (Ziegler 1698: II, 14), im Sinne von *verstellt*¹⁹ und geschminkt (vgl. Ziegler 1698: III, 7), auf. Rixanes Strategie – nämlich das bewusste Verbergen des wahren Alters – kann in Bezug auf die vorangegangenen Ausführungen zum gerontologischen Konzept der Altersmaskerade als eine solche gesehen werden. Nur durch die Vortäuschung von Jugendlichkeit scheint es ihr möglich, einen jungen Liebhaber für sich zu gewinnen. Denn wie Pelopidus spürt sie trotz des »kalte[n] Leib[es]« die sinnliche Begierde, den »heiße[n] Geist« in sich.

Der junge Mann, der sie schließlich umwirbt, ist Scandor. Voreilig hält er Rixane für eine junge Amazone, nimmt sie gefangen, verliebt sich in sie und schwört ihr ewige Treue (vgl. Ziegler 1698: III, 6). Wichtig ist diesbezüglich, dass sich Scandor zwar von Rixanes Maskerade täuschen lässt, diese Täuschung aber nur gelingt, weil auch er das tradierte Amazonenbild von der jungen und attraktiven Kriegerin vor Augen hat. Letztlich ist sein Handeln bestimmt von seinen eigenen Weiblichkeitsphantasien.

Da man von Scandor als Lustspielfigur kein großes Reflexionsvermögen, sondern nur komödiantenhafte und derbe Einlagen erwarten kann, verwundert es nicht, dass sein Zorn über die (Selbst-)Täuschung maßlos ist. Nachdem Rixane sich »entlarvt in alten Lumpen« (Ziegler 1698: III, 6) zu erkennen gibt, will er sein Versprechen zurücknehmen. Doch die alte Amazone weigert sich und wird darin von König Pelopidus unterstützt, der Scandor nicht nur an seinen Liebesschwur erinnert, sondern ihm auch mit der Todesstrafe droht.²⁰

So fügt sich der Gemaßregelte zwar in sein Schicksal, aber nicht ohne sich an Rixane zu rächen, indem er ihren Körper verspottet:

Das Weib hat den Verstand verlohren.
Denn sie ist weder jung noch reich/
Und wolt' ich gleich
Die Miß=Gestalt anatomiren
So moecht' ich das Gehirn' erfrieren.
Die Schminck' ist uebel zugericht/
Weil ihre Hand ist uebers Ocker=gelbe kommen/
Dazu sie kohlen hat genommen:
Und ihr gantz Angesicht
Laeßt sich mit solchen Runtzeln decken/
Darinnen sich ein Schweitzer kan verstecken.
Der Augen rothes Paar
Droht aeufferste Gefahr/
Die Scheunen zu entzuenden/
Und in den Haaren laeßt sich Laus und Muelbe finden.
Die Lippen sind wie Heydelbeeren roth/
Das Maul so klein/ als wie ein Groschen=Brodt/
Und ihre Jahre kan man nicht an Zaehnen zehlen/
Weil deren vier und zwanzig fehlen.
O wunderschoenes Kind!
Die Nase kruemmet sich wie ein Hacke/
Und traeuft gleich einem Laugen=Sacke.
Ich bin nicht mehr vor Liebe blind.
Denn ja dein gantzer Leib ist wie ein Sack voll Knochen/
Den man stat Luder²¹ vor die Hunde koennte kochen. (Ziegler 1698: III, 7)

An der Wortwahl und dem weitgehenden Verzicht auf Metaphorik wird deutlich, dass der an Rixane gerichtete Altersspott auf einer anderen sprachlichen Ebene verläuft als in der Verhöhnung des alten Königs. Scandors Äußerungen sind hier unverhohlener, voller Ekel und Sarkasmus.²² Als »Miß=Gestalt« und Aas (»Luder«) wird Rixane titulierte, deren Verjüngungsstrategie an der verfehlten Schminkkunst scheitert.²³ Scandors Beschreibungen Rixanes wie diejenige von entzündeten Augen und Zahn-

losigkeit korrespondieren dabei wiederum mit frühneuzeitlichen Altersbildern. Abscheu und Entsetzen prägen auch Scandors Reaktion, als Rixane auf dem Koitus besteht:

Scand. [...] Drum werd' ich meiner Pflicht auch ueberhoben/
Und will dir stete Keuschheit angeloben.

Rixan. Ich werde dir davor sehr schlecht verbunden seyn.

Scand. Ich will mein Korn nicht gern in Mist verstreun.

Genung [Genug]/ daß ich dich muß als Frau vermaehlet wissen/ [...]

(Ziegler 1698: III, 7)

Rixane bedient mit ihrer Forderung nach einer sexuellen Beziehung das Klischeebild von der eitlen und lüsternen Alten.²⁴ Auch die tradierte sexuelle Potenz der Amazonen spielt hier hinein. Scandor zielt aber nicht nur auf die nachlassende körperliche Attraktivität, sondern insbesondere auf die nicht mehr vorhandene Reproduktionsfähigkeit Rixanes. Dieser Aspekt war ein wesentliches Element der medizinischen und moraltheologischen Diskurse, die zu *ungleichen Paaren* in der Frühen Neuzeit geführt wurden (vgl. Schäfer 2004: 278).

Rixane — Eine tragische Figur im Kontext des Karnevals

Im Singspiel *Die Lybische Talestris* treffen wir auf die ungewohnte Erscheinung einer *alten* Amazone. Betrachtet man dieses Werk einerseits in der Tradition antiker Amazonen-Mythen und andererseits in seinem zeitgenössischen Kontext, so lassen sich folgende Ergebnisse zusammenfassen: Traditionell wird die Vorstellung von Amazonen mit einem jungen und sexuell potenten Körper assoziiert. Dagegen existiert kein tradiertes Bild der alten Amazone, weshalb es *eigentlich* keine alten Amazonen gibt. Deshalb wird Rixane im Singspiel als »altes Weib« (vgl. Ziegler 1698: Personenverzeichnis) bezeichnet, obwohl sie deutlich in einem amazonischen Kontext steht.

Gerade an dieser Figur und derjenigen des Pelopidus wird das Thema *Körper und Alter(n)* im Libretto behandelt, denn sowohl Rixane als auch der alte König lieben eine jüngere Person, wofür beide verhöhnt werden. Jedoch fällt die Verspottung der liebenden Alten sehr unterschiedlich aus, was nicht zuletzt in ihrem jeweiligen Geschlecht und sozialen Rang begründet ist. Während die Kritik an Pelopidus metaphorisch *umhüllt* ist, zeugen Scandors Tiraden gegen Rixane von *unverhülltem* Ekel und Ab-

scheu. Er verspottet den Körper der alten Amazone, indem er ihre verringerte äußerliche Attraktivität und die nicht mehr vorhandene Reproduktionsfähigkeit demaskiert. Als lüsterne Alte, die sexuell aktiv sein will, wird sie am Ende der Lächerlichkeit preisgegeben.

Insgesamt passt Rixane also in mehrfacher Hinsicht in kein gängiges Rollenmodell: Einerseits entspricht sie nicht dem üblichen Bild der Amazone, weil ihr die körperlichen Attribute fehlen. Andererseits erfüllt sie mit ihrem Wunsch nach Sexualität und der Vermaskierung des Alters nicht die Anforderungen, die an eine Frau ihres Alters gestellt werden. Gerade der gescheiterte Versuch, ein amazonisches Attribut, nämlich eine selbst bestimmte Sexualität und Partnerwahl, für sich in Anspruch zu nehmen, macht Rixane zu einer marginalisierten und tragischen Figur.

Führt man sich allerdings den Aufführungs-Kontext der *Lybischen Tallestris* von 1698 noch einmal vor Augen, so erscheint die Verspottung der liebenden Alten unter einem besonderen Licht. Das Singspiel wurde zur Fastnacht, sprich Karneval, aufgeführt, was die Darstellung der ›verkehrten Welt‹ par excellence bedeutet:

Die Gesetze, Verbote und Beschränkungen, die die gewöhnliche Lebensordnung bestimmen, werden für die Dauer des Karnevals außer Kraft gesetzt. Das betrifft vor allem die hierarchische Ordnung und alle aus ihr erwachsenden Formen der Furcht, Ehrfurcht und Etikette, das heißt: alles was durch die sozialhierarchische und jede andere Ungleichheit der Menschen, einschließlich der altersmäßigen geprägt wird. (Bachtin 1985: 48)

Gerade das Fastnachtsfest mit all seinen Facetten der Verkleidung, Täuschung und Verhüllung bot sich zu Maskeraden²⁵ an, in denen die Darstellung des vermeintlich Hässlichen auch ihren Platz fand. Ebenso lud die im Karneval stattfindende Auflösung der sozialen Hierarchien dazu ein, sich vom statusgebundenen Verhaltenskodex zu distanzieren²⁶ und gesellschaftliche Rollen zu vertauschen. Daher kann die Rolle des alten Königs durchaus von einem Mitglied des sächsischen Fürstenhauses übernommen worden sein, dessen sozialer Status in der Realität unter dem der Dramenfigur lag.

Versetzt man sich schließlich in die Aufführungssituation der Karnevalsfeier, wird die Funktion der derben Ausdrucksweise Scandors noch deutlicher: Als Lustspielfigur, die sich schon aus dramentheoretischen Gründen auf dem Niveau des niederen Sprachstils bewegt, soll er — mit seiner sowohl sinnbildlichen als auch unbeschönigten Kritik an der Altersliebe — Komik erzeugen. Gerade seine groben Kommentare über Rixane mit den übertriebenen Beschreibungen zu ihrem Äußeren lassen sie tragik-

komisch und verlachenswert erscheinen. So steht am Schluss die Erkenntnis, dass die komische und die verhöhlte Figur als das einzige *ungleiche Paar* verbleiben. Eine sowohl gesellschaftlich akzeptierte als auch dramentheoretisch idealisierte Paarkonstellation bilden hingegen Talestris und Philotas, die etwa gleichaltrig und zudem beide von königlicher Abstammung sind. Auch Pelopidus steht im Kontrast zu Rixane: Indem er auf Talestris verzichtet und sich somit seines Standes und Alters gemäß verhält, entspricht er den gesellschaftlichen Erwartungen. Während der alte König seine Würde zurückgewinnt, repräsentiert Rixanes Begehren nach einem jüngeren Mann eine als altersunwürdig betrachtete und mit Spott sanktionierte Verhaltensweise. Dass diese am Ende Bestand hat, ist jedoch nur mit den komödiantischen Intentionen und der »umgestülpte[n] Welt« (Bachtin 1985: 48) des Karnevals zu begründen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz geht aus dem zweiten Teil des Doppelvortrags »Körper und Alter(n) in höfischen Amazonen-Inszenierungen und schwulen Selbstbildern« von Katja Reimann und mir hervor, den wir auf dem interdisziplinären Symposium »Im Zeichen des Geschlechts: Repräsentationen – Konstruktionen – Interventionen« (04.-06.10.2007) des DFG-Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« gehalten haben. Ich danke Katja Reimann für ihre Zustimmung, gemeinsam entwickelte Gedanken unserer Einleitung in überarbeiteter Form publizieren zu dürfen.
- 2 »Körper-Inszenierungen veranschaulichen, modifizieren oder hinterfragen zentrale gesellschaftliche Wahrnehmungs- und Deutungsmuster wie Natur/Kultur, Männlichkeit/Weiblichkeit oder Realität/Fiktion.« (Fleig 2000: 13)
- 3 Gabriele Klein (2005: 39) verweist darauf, dass der »Körper als Bedeutungsträger« nicht nur als »Darstellungsmittel« und »Darstellungsobjekt oder Ausstellungsstück« zu betrachten ist, sondern in Inszenierungen ebenso als »Agent oder Akteur«, also als Produzent von Wirklichkeit fungiert. Siehe dazu auch Fleig (2000: 12).
- 4 So meint Julika Funk (1995: 18f.): »Maskerade als Verhüllung heißt einerseits dasjenige, was sich hinter der Maske verbirgt, erst mit den Attributen der Eigentlichkeit und des Essentiellen auszustatten, andererseits wird die Verhüllung zum einzig Zugänglichen und Sichtbaren, das Uneigentliche wird zum Modus der (Re-)Präsentation.«
- 5 Zu den Gemeinsamkeiten von Altersmaske und Altersmaskerade siehe Biggs (2004: 53).
- 6 Im Rahmen dieses Aufsatzes muss auf einen detaillierten Vergleich zwischen der *Lybischen Talestris* (1698), einer weiteren Version des Singspiels aus dem Jahre 1709 und Columbinis Roman *Die Lybische Talestris* (1715) verzichtet werden. Durch die fehlen-

de Paginierung des hier im Mittelpunkt stehenden Singspiel-Librettos von 1698 werden im Folgenden nur der jeweilige Akt (= römische Zahl) und die Szene (= arabische Zahl) angegeben.

- 7 Rixane und Pelopidus werden hier als Figuren *hohen Alters* betrachtet. So werden beide mit körperlichen Kennzeichen des Greisenalters beschrieben, wobei Rixane ihr Alter mit 60 Jahren angibt (vgl. Ziegler 1698: II, 14). Dieses Lebensjahr wurde in der Frühen Neuzeit als »häufig genannte Grenze« zum hohen Alter genannt (vgl. Ehmer 2007: 608).
- 8 In den mir vorliegenden literarischen Amazonen-Werken des 17. und 18. Jahrhunderts ist die Figur einer alten Amazone tatsächlich nur im behandelten Singspiel und dessen Adaption durch einen anonymen Autor von 1709 zu finden.
- 9 Ein Ehepaar mit einem erheblichen Altersunterschied zwischen den Partnern galt in der Frühen Neuzeit als *ungleiches Paar*. Obwohl Ehen zwischen Jung und Alt nicht unüblich waren, wurden diese kritisch von den Zeitgenossen kommentiert, wie Bilder aus dem 16. Jahrhundert verdeutlichen (u. a. *Die verliebte Alte und der Jüngling* von Lukas Cranach in Wunder [1992: 181] oder Hans Baldung Griens *Ungleiches Liebespaar* in Borscheid [1987: 75]). Heide Wunder merkt diesbezüglich an, dass ungleiche Paare in der bildenden Kunst ausschließlich auf den Aspekt der Sexualität hin thematisiert wurden, wie Darstellungen von der »geile[n] alte[n] Frau, die den jungen Liebhaber bezahlt und d[er] geldgierige[n] junge[n] Frau, die sich ihre Verfügbarkeit vom alten Mann in klingender Münzen bezahlen läßt«, zeigen. (Wunder 1992: 49). Peter Borscheid verweist in diesem Zusammenhang auf das Gedicht *An eine alte ueppige Fraw* (1616) von Georg Rudolf Weckherlin, das die Habgier von jungen Männern, die sich nur wegen des möglichen Reichtums mit älteren Frauen einließen, thematisiert (vgl. Borscheid 1987: 74f.).
- 10 Vgl. Titelblatt des Librettos.
- 11 Die Annahme des Aufführungszeitpunktes beruht auf der Regierungszeit des Herzogs von 1697-1712. Für die Autorschaft von Ziegler und Klipphausen spricht die komödiantenhafte Figur Scandor, die in der *Lybischen Talestris* von 1698 eine wesentliche Rolle spielt und schon in Zieglers höfisch-historischem Roman *Die Asiatische Banise* (1689) zu finden ist (vgl. Ziegler 1965: 216ff.).
- 12 Bei Kormarts Werk handelt es sich um die deutsche Übersetzung des mehrteiligen *Cassandra*-Romans (1644-1650) von Sieur de La Calprenède.
- 13 Dafür zwei Beispiele: Vgl. die Vorrede und I,1 in *Die Lybische Talestris* (1698), in denen die Trauerfeier für die Königin Rhodope beschrieben wird. Eine Entsprechung ist in der Inhaltsangabe und in I,1 des Singspiels *Talestris Koenigin der Amazonen* (1763) zu finden, wo die Amazonenprinzessin Talestris die Nachfolge ihrer verstorbenen Mutter antreten soll. In Imperiali (1705: 864) wird Mitylene, eine Amazonenführerin, folgendermaßen beschrieben: Obwohl sie »die ersten Jahre der Jugend ueberschritten« hat, gilt sie als anmutig und majestätisch. Ihr Gesicht zeichnet sich durch eine »liebliche Frischheit« aus, womit sie selbst »viele der juengsten Schoenheiten beschaemet«.
- 14 Vgl. Diodorus (1993: XVII, 77). Neben all den tradierten Amazonen-Mythen, die sich vor allem durch die Brutalität und Männerfeindlichkeit der kämpferischen Frauen auszeichnen, handelt die Episode zwischen Alexander dem Großen und Thalestris von einer friedlichen Begegnung der Geschlechter. Diodorus zufolge sei die Amazonen-

königin Alexander und seinem Heer entgegen gezogen, um mit ihm ein Kind zu zeugen, das alle Sterblichen überragen sollte. Alexander habe daraufhin eingewilligt und mit Thalestris zwei Wochen zusammen verbracht. Nach dieser Zeit sei sie mit wertvollen Geschenken in ihre Heimat zurückgekehrt.

- 15 Vgl. Frenzel (2005: 538) und Frenzel (1999: 16). Die Handlung des Singspiel-Librettos bezieht sich explizit auf den böhmischen Libussa-Mythos, der durch die Chronik des Dalimil (1308/14) und die des Hajek von Libotschan (1541) mit den Amazonen-Mythen der Antike verknüpft wurde: Diese erstmals erwähnte Sage durch den Chronisten Cosmas (ca. 1125) handelt von einem Krieg zwischen Frauen und Männern, die um die Herrschaft in Böhmen kämpften. Mit dem Tod der Fürstin Libussa kündigte sich dort mit dem neuen Regenten Primislav das Ende der Frauenherrschaft an. Um sich vor der männlichen Tyrannei zu schützen, sollen Libussas Anhängerinnen eine eigene Burg gebaut und unter ihrer neuen Anführerin Vlasta (Wlasta) gegen das andere Geschlecht gekämpft haben. Allerdings setzte Primislav diesem Widerstand durch den Raub der besten Kriegerinnen und dem Kampfestod Vlastas ein Ende. Entsprechend heißt es in der Inhaltsangabe des Librettos: »Das ganze Absehen ist auf Anno 736. in Böhmen/ nach der Libussa Tode/ von der Wlasta erregten Maegde=Krieg gerichtet/ und die Anmuth der Geschichte/ durch einige erdichtete Umstaende/ zu einem erfreulichen Ausgange befoerdert und erhoehet worden.« (n. p.)
- 16 Entscheidend für den gesellschaftlichen Rang des Einzelnen und seine Rolle im Leben war in der frühneuzeitlichen Gesellschaft die geburtsständische Herkunft. Unterschieden wurden drei Stände: Adel, Bürger und Bauern. Allerdings waren die Stände als gesellschaftliche Großgruppen in sich stark gegliedert. (vgl. Münch 1998: 62ff.). So hatte die Welt des hohen Adels, zu dem die regierenden Fürsten mit ihren politischen, militärischen, religiösen und richterlichen Herrschaftsrechten zählten, wenig gemein mit der Welt des niederen Adels, dessen Einkünfte zum Teil so gering waren, dass einzelne Familien von Armut bedroht waren. Nichterbende Söhne und unverheiratete Töchter konnten in diesem Zusammenhang z. B. nicht standesgemäß versorgt werden. (vgl. Funck 2005: 18f.). In Bezug auf Zieglers *Lybische Talestris* ist König Pelopidus zweifelsohne dem hohen Adel zuzuordnen, während die ständische Einordnung Rixanes schwer fällt. Ihr Aufenthalt auf der »Frauen=Zimmer=Burg« (Ziegler 1698: Inhaltsangabe), die an die in der Frühen Neuzeit verbreiteten Damenstifte zur Versorgung unverheirateter adeliger Töchter erinnert (vgl. Wienfort 2005a: 60), bringt sie in die Nähe der Prinzessin Talestris und ihrer vermutlich ebenfalls adeligen Gefolgschaft. Zumindest wurden bei Hofe hochrangige Hofämter in der Regel von Adelligen bekleidet. (vgl. Conze 2005: 116). Gleichwohl hielten sich ebenso Personen niederen Standes bei Hof auf. Demnach könnte Rixane auch bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft sein, wobei Personen niederer Herkunft nur solange am Hof lebten, solange sie dort als Bedienstete in Lohn und Brot standen. Denkbar wäre aber auch, dass ihr als alleinstehender alter Frau wegen früherer Verdienste (beispielsweise als Hofmeisterin der Prinzessin) eine Art »Gnadenbrot« auf der Burg gewährt wurde (vgl. Wienfort 2005b: 91ff.).
- 17 Hinsichtlich der Sexualität im Alter macht Schäfer (2005) auf unterschiedliche Sichtweisen in der frühneuzeitlichen Heilkunde aufmerksam. So galt »der Koitus für alte Männer als lebensgefährlich, weil sie mit dem Samen zugleich auch Lebenswärme und -feuchtigkeit verlören«. Um sich u. a. »vor hysterischen Leiden« zu schützen, empfahl man älteren Frauen hingegen »gelegentlich den Beischlaf«, um »eine »Sameninfusion«

- (*infusio seminalis*)« zu erhalten, »die ein Lebensagens enthalte«. Trotz dieser medizinischen Empfehlung wurde aber im Rekurs auf die Frage der Altenehe gerade »die Verbindung zwischen alter Frau und jungem Mann traditionell sehr negativ [bewertet], weil dabei Nachkommen nicht mehr möglich waren« (Schäfer 2005: 145f.).
- 18 Es ist anzunehmen, dass unter einem »Fontanell« in diesem Zusammenhang ein Geschwür zu verstehen ist, das durch einen chirurgischen Einsatz »zur Gesundheit« künstlich erzeugt wird (vgl. Zedler 1735: 1450f.).
 - 19 Vgl. Zedler (1739: 1906). Hier heißt es zum Eintrag »Masche« u. a.: »Die andere Gattung sind die Fastnachts=Maschen oder Larven, so zu Kurtzweil von Maennern und Weibern vorgebunden werden, meistens in dem sogenannten Carneval, und offtscheußliche, ja schaendliche und aergerliche Gesichter vorbilden. Im weitlaeufrigen Verstande wird auch eine gantze Kleidung die fremd und ungewoehnlich ist, und zur Zeit des Carnevalls angezogen wird, darunter verstanden. Gleichnisweise bedeutet dieses Wort List, Betrug und *Verstellung*.« [Hervorhebung J. V.].
 - 20 Pelopidus: »Das Urtheil hast du [Scandor] selbst gefällt/ Und mir es heim gestellt/ Laesst Du nun was an dem Versprechen fehlen/ So soll der Galgen sich so fort mit dir vermaehlen.« (Ziegler 1698: III, 6)
 - 21 Mit »Luder« ist das Aas von Tieren gemeint, wobei es im Kontext der Jagd auch das Lockmittel für wilde Tiere bezeichnet (vgl. Zedler 1738: Sp. 769).
 - 22 Dazu auch Christian Weises Gedicht *Ein Abriß der Schönheit selber* von 1668, das die Schönheitspreisung im Barock parodiert. Auch in diesem Fall wird einer Frau ein unangenehmes Erscheinungsbild zugeschrieben. So hat die hässliche »Schönheit« nicht nur strohige Haare und eine birnenförmige Stirn mit Flecken, sondern ebenso Ungeziefer und Schmutz am Körper (vgl. Weise 1995).
 - 23 Zur Kritik an der Alterskosmetik von Frauen siehe Schäfer (2005: 149). Zum Motiv der hässlichen alten Frau von der Antike bis zum Barock und dessen Verarbeitung im Manierismus vgl. auch Eco (2007: 158ff.).
 - 24 Zur »unangemessene[n] sexuelle[n] Begehrlichkeit der Alten« als Topos in antiken Dichtungen und frühneuzeitlicher Medizin siehe Schäfer (2004: 38).
 - 25 »So stehen Maske und Maskerade im Kontext der volkstümlich-rituellen, ludisch expressiven Praxis des Karnevals.« (Bettinger/Funk 1995: 9)
 - 26 Siehe Bachtin (1985: 48): »Benehmen, Geste und Wort lösen sich aus der Gewalt einer jeden hierarchischen Stellung (des Standes, der Rangstufe, des Alters, des Besitzstandes), von der sie außerhalb des Karnevals voll und ganz bestimmt wurden.«

Literatur

- Amrhein, Ludwig/Backes Gertrud M. (2007): »Alter(n)sbilder und Diskurse des Alter(n)s. Anmerkungen zum Stand der Forschung.« In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 40, H. 2, S. 104-111.
- Anonym (1709): Die Lybische Talestris Wurde Mit Ihro Koenigl. Majest. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen [...] Allergnaedigster Verwilligung In Der Michael=Messe 1709. Auff den Leipziger Schau=Platze vorgestellt in einer OPERA. o. O.

- Bachtin, Michail (1985): *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur.* Übersetzt von Alexander Kämpfe. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/Main et al.
- Benthien, Claudia (2003): »Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung.« In: Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hg.): *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Köln et al., S. 36-59.
- Biggs, Simon (2004): »Age, gender, narratives, and masquerades.« In: *Journal of Aging Studies*, 18, S. 45-58.
- Borscheid, Peter (1987): *Geschichte des Alters. 16.-18. Jahrhundert.* 2. Aufl. Münster.
- Botelho, Lynn A. (2005): »Das 17. Jahrhundert. Erfüllter Lebensabend – Wege aus der Isolation.« In: Thane, Pat (Hg.): *Das Alter. Eine Kulturgeschichte.* Aus dem Englischen von Dirk Oetzmann und Horst M. Langer. Darmstadt, S. 113-174.
- Bressand, Friedrich Christian/Krieger, Johann Philipp (1693): *Hercules unter denen Amazonen: Singe-Spiel/ auf dem Schauplatze zu Braunschweig vorgestellt [...].* Braunschweig.
- Conze, Eckart (Hg.) (2005): *Kleines Lexikon des Adels. Titel, Throne, Traditionen.* München.
- Diodorus (1993): *Griechische Weltgeschichte. Buch I-X. Zweiter Teil.* Übersetzt von Gerhart Wirth und Otto Veh. Eingeleitet und kommentiert von Thomas Nothers. Stuttgart, XVII, 77.
- E.T.P.A. (= Maria Antonia Walpurgis von Sachsen) (1763): *Talestris Koenigin der Amazonen. Ein Singespiel.* Dresden.
- Ebberfeld, Ingelore (1999): »Normierte Alterssexualität.« In: Remlein, Karl Hubert/Nübel, Gerhard (Hg.): *Geschlechtslos im Alter? Aspekte zur Alterssexualität.* Gütersloh, S. 49-58.
- Eco, Umberto (Hg.) (2007): *Die Geschichte der Hässlichkeit.* Aus dem Italienischen von Friederike Hausmann, Petra Kaiser et al. München.
- Ehmer, Josef (2007): »Hohes Alter.« In: Jaeger, Friedrich (Hg.): *Enzyklopädie der Neuzeit.* Bd. 5. Stuttgart et al., Sp. 607-613.
- Featherstone, Mike/Hepworth, Mike (1991): »The mask of ageing and the postmodern life course.« In: Featherstone, Mike/Hepworth, Mike et al. (Hg.): *The Body: social process and cultural theory.* London, S. 371-389.
- Fleig, Anne (2000): »Körper-Inszenierungen: Begriff, Geschichte, kulturelle Praxis.« In: Fischer-Lichte, Erika/Fleig, Anne (Hg.): *Körper-Inszenierungen. Präsenz und kultureller Wandel.* Tübingen, S. 7-18.
- Förtsch, Johann Philipp/Postel, Christian Heinrich (1690): *Die Groß=Muethige Thalestris, Oder Letzte Koenigin der Amazonen. In einem Sing=Spiel vorgestellt.* Hamburg.
- Frenzel, Elisabeth (1999a): »Amazonen.« In: Frenzel, Elisabeth: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte.* 5., überarbeitete und ergänzte Aufl. Stuttgart, S. 11-27.
- Frenzel, Elisabeth (1999b): »Der verliebte Alte.« In: Frenzel, Elisabeth: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte.* 5., überarbeitete und ergänzte Aufl. Stuttgart, S. 1-11.
- Frenzel, Elisabeth (2005): »Libussa.« In: Frenzel, Elisabeth: *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte.* 10., überarbeitete und erweiterte Aufl. Unter Mitarbeit von Sybille Grammetbauer. Stuttgart, S. 537-540.

- Funck, Marcus (2005): »Adelsarmut.« In: Conze, Eckart (Hg.): Kleines Lexikon des Adels. Titel, Throne, Traditionen. München, S. 18-19.
- Funk, Julika (1995): »Die schillernde Schönheit der Maskerade – Einleitende Überlegungen zu einer Debatte.« In: Bettinger, Elfi/Funk, Julika (Hg.): Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung. Berlin, S. 15-28.
- Göckenjahn, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. 1. Aufl. Frankfurt/Main.
- Goldner, Colin (1990): »So was hat man dann nicht mehr nötig.« Sexualität im Alter.« In: Schmidhals, Oliver (Hg.): Die Grauen kommen. Chancen eines anderen Alters. Bamberg, S. 205-221.
- Haller, Miriam (2005): »Unwürdige Greisinnen«. »Ageing Trouble« im literarischen Text.« In: Hartung, Anke (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld, S. 45-63.
- Imperiali (= Perleberg, Joachim Meier von) (1705): Die Amazonische Smyrna [...]. Frankfurt/Main et al.
- Klein, Gabriele (2005): »Körper und Theatralität.« In: Fischer-Lichte, Erika/Horn, Christian et al. (Hg.): Diskurse des Theatralen. Tübingen/Basel, S. 35-48.
- Kormart, Christoph (1685-1688): Die Aller=Durchlauchtigste Kaeyserin Statira oder Cassandra: Mit Persianisch=Griechisch=Scyth= und Amazonischen Staats=und Liebes-Geschichten [...]. Leipzig.
- Kreuder, Friedemann (2005): »Maske/Maskerade.« In: Fischer-Lichte, Erika/Kolesch, Doris et al. (Hg.): Metzler Lexikon Theatertheorie. Stuttgart/Weimar, S. 192-194.
- Münch, Paul: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500 bis 1800. Berlin.
- Schäfer, Daniel (2004): Alter und Krankheit in der Frühen Neuzeit. Der ärztliche Blick auf die letzte Lebensphase. Frankfurt/Main.
- Schäfer, Daniel (2005): »Alte Frau = Alter Mann? Die Wahrnehmung von Matronen in der medizinischen Fachprosa des 18. Jahrhunderts.« In: Hartung, Anke (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld, S. 135-154.
- Weise, Christian (1995): »Ein Abriß der Schönheit selber.« In: Maché, Ulrich/Meid, Volker (Hg.): Gedichte des Barock. Stuttgart, S. 236-238.
- Weissberg, Liliane (1994): »Gedanken zur »Weiblichkeit«. Eine Einführung.« In: Weissberg, Liliane (Hg.): Weiblichkeit als Maskerade. Frankfurt/Main, S. 7-33.
- Wienfort; Monika (2005a): »Damenstift.« In: Conze, Eckart (Hg.): Kleines Lexikon des Adels. Titel, Throne, Traditionen. München, S. 60.
- Wienfort; Monika (2005b): »Frauen, adelige.« In: Conze, Eckart (Hg.): Kleines Lexikon des Adels. Titel, Throne, Traditionen. München, S. 91-95.
- Woodward, Kathleen (1991): Aging and its discontents: Freud and other fictions. Bloomington et al.
- Wunder, Heide (1992): Er ist die Sonn', sie ist der Mond. Frauen in der Frühen Neuzeit. München.
- Zedler, Johann Heinrich (1735) »Fontanell, Fontanella, Fonticulus.« In: Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollstaendiges Universal Lexicon Aller Wissenschaftten und Kuenste [...]. Bd. 9. Halle et al., Sp. 1450-1455.

- Zedler, Johann Heinrich (1738) »Luder.« In: Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollstaendiges Universal Lexicon Aller Wissenschaftten und Kuenste [...]. Bd. 18. Halle et al, Sp. 769.
- Zedler, Johann Heinrich (1739): »Masche, Maschle, Larve, Larva, Persona, Frantzoesisch Masque.« In: Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollstaendiges Universal Lexicon Aller Wissenschaftten und Kuenste [...]. Bd. 19. Halle et al., Sp. 1906.
- Ziegler und Kliphausen, Heinrich Anselm von (1698): Die Lybische Talestris stellet sich bey Freund=Vetterlicher Zusammenkunfft Durchl. Haeupter/ aus Beyderseits Hoch=Fuerstl. Saechs. Haupt= und Stamm=Linie/ an einem frohen Fastnachts=Festin auf Schloß Neu=Augustsus=Burg 1698 in einem Singe-Spiele abermahls unterthaenigst vor. Weissenfels.
- Ziegler und Kliphausen, Heinrich Anselm von (1965): Die Asiatische Banise/ oder Das blutig=doch muthige Pegu [...]. Vollständiger Text nach der Ausgabe von 1707 unter Berücksichtigung des Erstdrucks von 1698. Mit einem Nachwort von Wolfgang Pfeiffer-Belli. München.

Doris Kolesch

Bodies that matter. Verkörperung, Geschlecht, Performance im aktuellen Theater und Tanz

Bodies that matter – die Doppeldeutigkeit des Titels der gleichnamigen Publikation von Judith Butler wird in der deutschen Übersetzung nur bedingt gewahrt. Dieser Titel bedeutet nämlich nicht nur *Körper von Gewicht*, weist also darauf hin, dass es auf Körper und Körperlichkeit ankommt, sondern ist auch als Betonung der Materialität von Körper sowie des Zusammenhangs von Materialisierung und Bedeutungsbildung zu lesen.

In meinem Beitrag soll es aber weniger um die Theorien Judith Butlers und schon gar nicht um die Probleme ihrer Übersetzbarkeit gehen, sondern um eine Kunstform, die wie keine andere mit der Materialität des Körpers und seinem je individuellen So-Sein arbeitet: die Theater- und Performance-Kunst. Theater und Performance finden im Medium der menschlichen Existenz statt, hier werden Körper nicht bloß vermittels unterschiedlicher Zeichensysteme, symbolischer Ordnungen und Codes repräsentiert, sondern immer auch als solche präsentiert. Aus diesem Grund habe ich mir erlaubt, den Buchtitel von Judith Butler für meinen Beitrag zu borgen, und ich werde an späterer Stelle auch kurz darzulegen suchen, dass meines Erachtens zwar nicht hinter Butlers Einsichten in die Relevanz von Materialisierungsprozessen zurückgefallen werden darf, aber ihre Ausführungen in *Bodies that matter* den Körper und Dimensionen von Verkörperung dennoch beständig verfehlen.

Eine Schauspielerin in einer Theateraufführung oder einer Performance präsentiert zum einen sich selbst, ihren individuellen, phänomenalen Leib, der ein bestimmtes Alter und ein Geschlecht hat, der dick oder dünn, groß oder klein ist. *Zugleich* zeigt sie sich als eine andere, sie repräsentiert Antigone, Medea, Emilia Galotti oder eine andere historische oder fiktionale Figur. Im Schauspiel sind also immer gleichzeitig die Repräsentation von etwas, der Verweis auf etwas anderes und die Präsentation des eigenen Körpers der Schauspielerin, die Autodeixis gegeben. Die Verkörperung

einer Rolle tendiert dazu, den Körper der Schauspielerin in einen Zeichenkörper, einen semiotischen Körper zu verwandeln, der die dramatische Figur bedeutet. Aus dieser Perspektive wird der Körper der Schauspielerin gleichsam durchsichtig: Wir sehen weniger diesen Körper in seiner jeweils individuellen Besonderheit, sondern wir lesen diesen Körper vor allem als Zeichen für beispielsweise Antigone. Gleichzeitig aber ist der individuelle Körper der Schauspielerin Bedingung der Möglichkeit von Darstellung überhaupt, Bedingung der Möglichkeit für das Spiel der Rolle.

Genau an diesem Punkt setzt die Theorie der Verkörperung ein (vgl. Csordas 1994; Lakoff/Johnson 1999): Verkörperung meint dabei zum einen Handlungen und Tätigkeiten von konkreten menschlichen Körpern; zum anderen aber verweist Verkörperung – z.B. im Begriff der verkörperten Sprache – in einem weiten Sinn auf die materielle und mediale Verfasstheit einer Aussage. Das Konzept der Verkörperung geht davon aus, dass Sinn und Bedeutung in einer bestimmten Weise materialisiert, verkörpert sein müssen, damit wir sie erkennen und mit ihnen umgehen können. Das heißt, Sinn existiert immer nur im sinnlichen Umgang mit etwas, das in Zeit und Raum gegeben ist.

So geht beispielsweise das Konzept der verkörperten Sprache (vgl. Krämer 2002) davon aus, dass es Sprache nur in einem räumlich und zeitlich situierten Vollzug gibt, das heißt als stimmliche oder schriftliche oder gestische Artikulation. Diese jeweils unterschiedlichen materiellen und medialen Verfasstheiten führen nicht nur zu differenten Erscheinungsweisen von Sprache, sondern erlauben auch unterschiedliche Sprach- und Kommunikationshandlungen. Es ist ein signifikanter Unterschied, ob ich mich mündlich oder schriftlich artikuliere, und es erzeugt einen Unterschied, mittels welcher Techniken und Materialien ich dies tue. Einen Ausruf stimmlich zu artikulieren, ist kaum dem Akt vergleichbar, einen geschriebenen Satz mit einem Ausrufungszeichen abzuschließen. Entsprechend sind menschliche Stimmen für uns schon in ihrer Erscheinungsform, in ihrer lautlichen Gegebenheit geschlechtlich differenziert. Die Erscheinungsform eines gedruckten Textes ist dies jedoch nicht, diejenige eines handschriftlichen Textes nur sehr bedingt. Ein gedruckter Text kann leichter von seiner Äußerungsinstanz gelöst werden und frei zirkulieren, während wir eine mündlich vorgetragene Rede als weitaus stärker an die sprechende Person und an die konkrete Situation gebunden auffassen.

Das theatrale Konzept der Verkörperung lässt mithin Sinn und Sinnliches, Körper und Geist nicht einfach zusammenfallen. Das Verhältnis

zwischen beiden ist komplexer, bedingt sich wechselseitig: Zum einen ist die Sinnlichkeit, die Materialität des Zeichenereignisses Bedingung der Möglichkeit von Sinn; zum anderen aber ist die Materialität des Zeichenereignisses auch Voraussetzung für die potenzielle Subversion des Sinns. Das Sinnliche bringt den Sinn weder bloß zur Erscheinung noch ist es reiner Ausdruck des Sinns, sondern vielmehr ist die Verkörperung selbst der Vollzug von Sinn: Verkörperung ist jene Nahtstelle, an der Sinn aus nicht-sinnhaften Phänomenen entsteht. Es geht also um einen Gegenentwurf zum Zwei-Welten-Modell, das in unserer abendländischen Kultur dominiert, und das Sinnliche zumeist nur als eine Art zu vernachlässigendes Vehikel ansieht. Durch dieses Vehikel – so die Annahme des Zwei-Welten-Modells – kann das Auge des Geistes einen Sinn entdecken, den man sich als jenseits des Sinnlichen situiert vorstellt. Wenn das Konzept der Verkörperung den Körper als Bedingung der Möglichkeit von menschlicher Existenz und von Kultur gleichermaßen betont, dann darf dies weder dahingehend missverstanden werden, dass der Körper als Leibapriori aufgefasst wird, noch – und dies scheint mir insbesondere für die *Gender* und *Queer Studies* wichtig – wird der Körper als bloße Einschreibefläche von symbolischen Praktiken und Normen gesehen oder gar nach dem Modell der Sprache gedacht. Letzteres ist meines Erachtens das Problem von Judith Butlers Perspektive auf den Körper, der im Rahmen ihres diskursiv-konstruktivistischen Ansatzes nur als Signifikationsprozess in den Blick kommt, als eine Artikulation, in der und durch die überhaupt erst differenzierten Entitäten wie Subjekte oder gesellschaftliche fixierte Körper entstehen:

What I would propose in place of these conceptions of construction is a return to the notion of matter, not as site or surface, but as *a process of materialization that stabilizes over time to produce the effect of boundary, fixity, and surface we call matter*. (Butler 1993: 9)

Das Problem solcher tendenziell tautologischen Aussagen ist, dass Materialisierung hier ausschließlich temporal gedacht wird und konkrete räumlich-materielle Spezifika respektive Unterschiede überhaupt nicht erfasst werden. Judith Butler orientiert schlechthin *alle* Prozesse von Bedeutungstiftung am Modell der Sprache, so dass mögliche Eigenheiten und Besonderheiten nicht-sprachlicher Ordnungen konstant ignoriert und ausgeblendet werden. Auch wird die Frage, ob und inwiefern die Sprache überhaupt als Modell zur Beschreibung jeglicher Sinnerzeugungsprozesse taugt, nicht hinreichend thematisiert. Deutlich, aber durchaus zutreffend formuliert Gesa Lindemann die Konsequenz einer solchen methodischen Vorannahme:

Solange der Körper nur in einer zeitlich-prozessualen Perspektive untersucht wird, ist es, als würde man ihn in ein Salzsäurebad legen, um sich hernach zu wundern, dass man ihn einfach nicht zu fassen bekommt. Die konstruktivistische Analyse lässt dem Geschlecht noch weniger Körper, als nötig wäre, um wenigstens über ihn zu sprechen. So kann man wie Butler in *Bodies that matter* ein ganzes Buch lang nichts über Körper sagen, obwohl er unentwegt in die Analyse eingegeben wird: Sowie er drin ist, ist er aufgelöst. (Lindemann 1994: 13)

In Absetzung von den ausschließlich an sprachlich-diskursiven Phänomenen orientierten Körpervorstellungen Judith Butlers und anderer soll mittels des Konzepts der Verkörperung dem Körper in der kulturellen Theoriebildung eine vergleichbar paradigmatische Position verschafft werden wie dem Erklärungsmodell des Textes; der Körper soll also nicht weiterhin dem Verständnis von ›Kultur als Text‹ subsumiert werden. Von daher ist Verkörperung als methodische Korrekturinstanz gegenüber dem Erklärungsanspruch von Begriffen wie ›Text‹, ›Diskurs‹ oder auch ›Repräsentation‹ zu verstehen.

Ästhetik der Abweichung

Meine Überlegungen zu Verkörperung, Geschlecht, Performance argumentieren aus einer rezeptionsästhetischen Perspektive. Ästhetische Wahrnehmung ist Wahrnehmung als Passion für das Andere (vgl. Kamper 2001: 156). Sie zeichnet sich durch Berührt- und Tangiertsein vom Fremden, sowie Involviertsein ins Unbekannte aus. Ästhetische Wahrnehmung ist ein Ineinander und Zugleich von Tun und Geschehen-Lassen. Vor diesem Hintergrund möchte ich untersuchen, was geschieht, wenn die sich zeigenden, zur Schau stellenden, exponierenden Körper gängigen Idealen und gesellschaftlichen Normen von Schönheit, Jugendlichkeit, Gesundheit, Vitalität oder geschlechtlicher Eindeutigkeit widersprechen. Unter historischen, soziologischen, moralischen und ästhetischen Gesichtspunkten – ästhetisch hier verstanden im Sinne der Lehre vom Kunstwerk und vom Schönen – mag dies als Ausnahme, als Sonderfall erscheinen. Aus einer Perspektive, die Ästhetik als *aisthesis*, als sinnliches Wahrnehmen und Erkennen versteht, wäre die Berücksichtigung des Abweichenden nicht die Ausnahme oder ein Sonderfall von Wahrnehmung, sondern die Normalität. Das Auffälligwerden von einer Person oder einer Sache geht immer mit dem Gewähr-Werden einer Differenz einher. Diese Differenz kann eine Verletzung

oder eine Behinderung sein, ein besonders junger oder alter Körper, eine bemerkenswert schöne oder hässliche Erscheinung, eine bestimmte Körpergröße, aber auch eine fremde Sprache, ein ungewohnter Dialekt oder Akzent, eine andere Hautfarbe oder eine gegengeschlechtliche Besetzung, z.B. wenn Corinna Harfuch in Frank Castorfs Inszenierung von Carl Zuckmayers *Teufels General* an der Berliner Volksbühne (UA 1996) den Protagonisten spielt.

Ich möchte entsprechend im Folgenden an exemplarischen (Schauspiel-)Körpern der Abweichung den Zusammenhang von Verkörperung, Performance und Geschlecht untersuchen. Eine solche Figur der Abweichung, die insbesondere im Zusammenhang mit Geschlechtlichkeit aufschlussreich ist, ist der alte, gebrechliche, versehrte Körper. Die Ästhetik des alten Körpers werde ich am Beispiel der über neunzigjährigen Marianne Hoppe in Heiner Müllers *Quartett* (Berliner Ensemble, UA 1994) sowie am Beispiel von *Nederlands Dans Theater 3*, des Ensembles für über vierzigjährige Tänzerinnen und Tänzer, thematisieren. Schon diese beiden recht unterschiedlichen Altersangaben, neunzig für eine Schauspielerin und über vierzig für Tänzerinnen und Tänzer, zeigen an, dass es keine reale, gar natürliche Grenze gibt, die alt von jung scheiden könnte.¹ Ob und wie jemand alt oder jung ist, hängt davon ab, wie eine Situation definiert und ein Tätigkeitsfeld strukturiert wird. Das Alter, in dem manche Tänzer an das Ende ihrer aktiven Tanzkarriere denken, mag für Schauspielerinnen und Schauspieler eben das Alter sein, in dem sie aufgrund der bislang erworbenen Erfahrung und Reife langsam in die Lage versetzt werden, zu den ganz ›Großen‹ ihrer Zunft zu werden.

Bei Kategorien wie Alter, Gesundheit und Geschlecht kommt die Frage nach der Definitionsmacht und ihrem historischen, kulturellen Gewordensein in den Blick. Jede reale Grenze hat einen symbolischen Einschlag, selbst die so genannte natürliche Grenze, die es im strengen Sinne, also als symbolunabhängige gar nicht gibt – sowohl der Fluss als politische Landesgrenze als auch primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale als Marker geschlechtlicher Grenzziehungen sind grundlegend symbolisch aufgeladen und werden entsprechend gedeutet. Doch ebenso wenig wie es eine ausschließlich natürliche Grenze geben kann, gibt es eine rein symbolische Grenze, denn die Etablierung von Grenzen muss immer auf Situierungen in Raum und Zeit, also auf Sinnliches, Materielles rekurren (vgl. Waldenfels 1990: 37). Wenn es zutrifft, dass die Etablierung von Kultur und Gesellschaft und alle damit verbundenen Phänomene und Werte wesentlich

auf der Ziehung von Grenzen und auf Prozessen der Ein- und Ausgrenzung beruhen, dann kommt als eine Funktion ästhetischer Arbeit und ästhetischer Erfahrung in den Blick, dass wir dadurch mit dem möglichen Anderssein von Ordnungen konfrontiert werden können. Nicht dass Grenzen gezogen werden, sondern wie und wo dies geschieht, kommt als kontingente Praktik in den Blick und stellt mithin das gesamte vorhandene Ordnungssystem in Frage.

Theater ist etymologisch ein Schauplatz, ein Ort, von dem aus etwas angeschaut wird und an dem sich etwas zeigt. Im Theater darf das Publikum nicht nur hinsehen, ja es soll und muss sogar hinschauen, darf starren, stauen, glotzen und anhimmeln. Was im alltäglichen gesellschaftlichen Kontext schon kleinen Kindern verboten wird, nämlich bei körperlichen Abweichungen, Gebrechen oder einer Behinderung hin zu starren, genau diese ungenierte und ungebrochene Aufmerksamkeit wird im Theater und in theatralen Situationen jedoch provoziert. Kulturellen, sozialen und politischen Denk- und Wahrnehmungsverboten setzt die Kunst Wahrnehmungsangebote, Wahrnehmungsgebote entgegen. Dass damit auch die Gefahr einer bloß voyeuristischen Befriedigung von Neugier oder des exotistischen und sensationslüsternen Ausstellens von Freaks gegeben ist, muss nicht eigens erwähnt werden. Doch ich möchte im Folgenden die These vertreten, dass pauschale Ablehnungen, die das Auftreten gebrechlicher, behinderter oder kranker Schauspieler mit Äußerungen wie: ›Das darf Theater nicht² sanktionieren, meines Erachtens nur bezeugen, dass man nicht gewillt ist, sich auf ästhetische Wahrnehmung einzulassen. Sondern man führt vorgängig ein vermeintlich tolerantes und liberales Moralsystem ins Feld, das gerade auf die Vermeidung von ästhetischer Erfahrung abzielt und – in einer Art vorauseilender *political correctness* – die Prädominanz vermeintlich immaterieller, abstrakter Werte (wie Gleichheit, Gleichberechtigung, Akzeptanz des Anderen etc.) betont. Zugleich reduziert eine solche Aussage (wie ›das geht doch nicht‹, ›das ist eine billige Instrumentalisierung für die eigenen Zwecke‹ – wenn beispielsweise Christoph Schlingensief Behinderte auftreten lässt) Behinderte immer und überall auf ihr Behindertsein. Zum Prinzip verallgemeinert würde eine solche Reduktion dazu führen, dass ein junger, kinderloser Mann keinen Vater, eine alte Frau keine jüngere oder eine Frau keinen Mann mehr spielen dürfte.

Theater hat es aber gerade mit einem – immer auch utopischen – Spielraum menschlicher Möglichkeiten zu tun, es führt uns vor, wie es auch sein könnte, es zeigt alternative Lebensentwürfe, alternative Normen und Werte

und es kann dies aufgrund seiner Fähigkeit zur Transformation, zur Veränderung sowohl des Schauspielers und seines Körpers als auch des Zuschauers. Wer einmal den fülligen, durchaus schwergewichtigen Josef Bierbichler auf der Bühne tanzen – ich möchte fast sagen: schweben – sah, der hat einen Eindruck davon, wie der konkrete sinnliche Vollzug einer Handlung oder einer Geste im Theater bestehende Denk- und Wahrnehmungsschemata, bestehende Kategorien und Klischees aufbrechen, für einen Moment außer Kraft setzen kann. Auch die Beispiele, auf die ich im Folgenden eingehen möchte, veranschaulichen, dass das Alter, die Behinderung, die Krankheit oder die körperliche Abweichung kein bloß negatives Nicht-Erfüllen einer idealisierten und fetischisierten Norm darstellen, sondern dass sie zugleich eine andere Ordnung, eine andere Körperlichkeit, Räumlichkeit und Plastizität, ja auch eine andere Schönheit mit sich führen, die vom Theater aufgegriffen und gezeigt werden können.

Dies wird im Gegenwartstheater besonders virulent, weil es eine, wenn nicht *die* Basiskonvention moderner Kunst und modernen Theaters durchbricht: die Konvention der ästhetischen Distanz, des interesselosen Wohlgefallens, die eine Trennbarkeit, eine Abgrenzbarkeit von erfahrem Kunstwerk und erfahrem Subjekt suggeriert. Eben jene ästhetische Distanz reißt die Kunst seit den Avantgarde-Bewegungen zu Beginn des letzten Jahrhunderts und verstärkt seit dem Zweiten Weltkrieg erbarmungslos ein. Hier spielt Chris Burden nicht, dass ihm in den Arm geschossen würde, sondern er lässt sich wirklich in den Arm schießen; körperliche Verletzungen und Versehrungen werden nicht bloß angedeutet, verbleiben nicht im Schein des Als-Ob, sondern werden real ausgeführt. Künstlerinnen und Künstler peitschen, ritzen oder verunstalten sich selbst. Und die Geschichten, die sie erzählen, sind keine fiktiven Geschichten, die einen anderen Raum und eine andere Zeit denotieren, sondern es sind Geschichten, die das Hier und Jetzt der Existenz ausstellen, in denen es um reale Lebenserfahrungen, um die Erfahrung von Ausgrenzung oder Krankheit, von Migration und Exil, um den Verlust geliebter Menschen durch AIDS oder vergleichbarer existentieller Situationen und Konstellationen geht.

Es sind meines Erachtens diese umwälzenden ästhetischen Entwicklungen in den Künsten seit den 1960er Jahren, die neben und in enger Wechselwirkung mit gesellschaftlichen und politischen Emanzipationsbewegungen wie der Frauenbewegung, der Schwullesbischen Bewegung, den *Postcolonial* und *Queer Studies*, den Initiativen von Migranten ebenso wie den Aktivitäten von Behinderten und anderen so genannten Minderheiten

die Voraussetzung dafür geschaffen haben, dass und wie heute Abweichungen jeder Art auf die Bühne kommen können. Wenn die Deformation des Körpers, seine reale Verletzung und konkrete Verwandlung zum künstlerischen Verfahren der Figuration, der Darstellung und Präsentation intensiver Szenen und Augenblicke wird, dann gewinnt auch der abweichende, andere Körper als Medium und Material künstlerischer Gestaltung einen neuen, veränderten Stellenwert.

Verkörperter Zeugenschaft

So kann die Besetzung der fast neunzigjährigen Marianne Hoppe in Heiner Müllers *Quartett* (Berliner Ensemble 1994), einer Bearbeitung von Choderlos de Laclos' *Gefährliche Liebschaften*, nicht ohne den Bezug auf den gesellschaftlichen Impetus gesehen werden, der gerade Frauen auf Schönheit, Jugendlichkeit und Makellosigkeit verpflichtet. Zwar betrifft und terrorisiert der Jugendlichkeitswahn unserer Gesellschaft beide Geschlechter, doch dies nicht in gleichem Maße und in gleicher Weise (vgl. Willems/Kautt 2002). Während ein älterer Mann in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Diskursen häufiger mit Reife, Erfahrung oder auch Machtgewinn assoziiert wird, steht bei der älteren Frau eher die Vorstellung verlorener Attraktivität, verblühter Schönheit und unwiederbringlich vergangener Gelegenheiten im Vordergrund. Glaubt man den Diskursen von Werbung, Mode und Frauenzeitschriften, fängt die Frau an, ab zwanzig, spätestens jedoch ab dreißig Jahren alt zu werden, und muss sie mit Cremes, Diäten und modifizierten Verführungskünsten die damit unweigerlich verbundenen Verluste aufzuhalten suchen. Bei Männern hingegen scheint das Alter eher zwischen sechzig und siebzig Jahren anzufangen.

Wenn nun Marianne Hoppe die Figur der Marquise de Merteuil, der großen, souveränen Verführerin der Männer verkörpert, die sich einen so strategisch-sportiven wie tödlich-ernsten Kampf mit dem Verführer Valmont liefert, in dem beider Verführungswahn als wechselseitige Verfallenheit aufscheint, als Hass-Liebe, die unter keinen Umständen gezeigt oder zugegeben werden darf, dann ist das zum einen ein Bruch mit der unhinterfragten Konvention, die verführerische Frau als jung, schön und vital zu imaginieren, darzustellen und zu verkörpern.

Zum anderen aber wird damit eine spezifische Verbindung von Sinnlichkeit und Sinn konstellierte. Das Theater führt vor, dass Sinn immer inkarnierter Sinn ist, dass er in je spezifischer Weise zeitlich und räumlich situiert, materialisiert und verkörpert werden muss. So ergeben sich Korrespondenzen, Spannungen und Widersprüche zwischen Gesehenem und Gehörtem, kommentiert und konterkariert das Gezeigte bisweilen das Gesagte, beispielsweise von Marquise de Merteuil zu Beginn des Stückes Valmont anspricht:

Sie haben nicht vergessen, wie man umgeht mit dieser Maschine. Nehmen Sie Ihre Hand nicht weg. Nicht daß ich für Sie etwas empfände. Es ist meine Haut, die sich erinnert. Oder vielleicht ist es ihr, ich rede von meiner Haut, Valmont, einfach gleichgültig, wie? an welchem Tier das Instrument ihrer Wollust befestigt ist, Hand oder Klaue. Wenn ich die Augen schließe, sind Sie schön, Valmont. Oder bucklig, wenn ich will. Das Privileg der Blinden. Sie haben das bessere Los in der Liebe. Die Komödie der Begleitumstände bleibt ihnen erspart: sie sehen was sie wollen. Das Ideal wäre blind und taubstumm. Die Liebe der Steine. Habe ich Sie erschreckt, Valmont. Wie leicht Sie zu entmutigen sind. Ich kannte Sie so nicht. Hat Ihnen die Damenwelt Wunden geschlagen nach mir. Haben Sie ein Herz, Valmont. Seit wann. Oder hat Ihre Mannheit Schaden genommen, in meiner Nachfolge. Ihr Atem schmeckt nach Einsamkeit. Hat die Nachfolgerin meiner Nachfolgerin Ihnen den Laufpaß gegeben. Der verlassene Liebhaber. Nein. Ziehen Sie Ihr zartes Angebot nicht zurück, mein Herr. Ich kaufe. Ich kaufe in jedem Fall. Gefühle sind nicht zu befürchten. Warum sollte ich Sie hassen, ich habe Sie nicht geliebt. Reiben wir unsere Felle aneinander. Ah die Sklaverei der Leiber. Die Qual zu leben und nicht Gott zu sein. Ein Bewußtsein haben und keine Gewalt über die Materie. Übereilen Sie sich nicht, Valmont. So ist es gut. Ja Ja Ja Ja. Das war gut gespielt, wie. Was geht mich die Lust meines Körpers an. Ich bin keine Stallmagd. Mein Gehirn arbeitet normal. Ich bin ganz kalt, Valmont. Mein Leben Mein Tod mein Geliebter. (Müller 1994: 260f.)

Hier eröffnen sich mehrere Bühnen der Aktion wie der Imagination, die zwar zusammengehören und ineinander spielen, aber sich nicht decken. Stolz und mit souveräner Gelassenheit sitzt Marianne Hoppe in ihrem Stuhl und bewegt sich – zumal bei späteren Aufführungen – kaum mehr über die Bühne. Damit erscheint ihr Spiel reduziert, beschränkt auf Mimik, Gestik der Hände, Sitzhaltung und Sprechweisen. Bühnenarbeiter tragen die auf ihrem Sessel thronende Hoppe bei ihren Auftritten bzw. Abgängen herein und hinaus. Dieses Spiel als ein reduziertes zu beschreiben, impliziert jedoch keine Einschränkung, keine Abwertung, sondern eine Differenzierung: Das Spiel der Hoppe kann als eine Ästhetik des Aufmerkens auf Randständiges, Minimales, vermeintlich Nebensächliches präzisiert werden. Eine abfällige Handbewegung, ein leichter Augenaufschlag, eine un-

merklich veränderte Intonation werden plötzlich auffällig, gewinnen ästhetische Qualität und Bedeutung.

Dieses Aufmerken aufs Detail, das sich nicht umstandslos in Sinn überführen lässt, und die damit verbundene ›Ästhetik des Nicht-Verstehens‹ (Hans-Thies Lehmann) gewinnen aus einzelnen Szenen und Wahrnehmungsangeboten Spuren von Signifikanz, die kein klassisches Tableau des Sinns ergeben, die sich nicht in eine chrono-logisch geordnete Geschichte fügen, die jedoch Assoziationen an Kontexte anstoßen, in die das wahrnehmende Subjekt selbst eingebunden ist, als deren Teil es sich erlebt. So rücken die zahllosen Falten im Gesicht der Hoppe als (un)erforschbare Landschaft des Lebens ins Blickfeld der Aufmerksamkeit, steht der eingeschränkt mobile, fragile Körper in seinem phänomenalen So-Sein als Bezeugung und Zeuge eines ganzen Jahrhunderts. Und die Betonung weiblicher Verführungskräfte durch eine Schauspielerin, deren Körper teiresiashaft jenseits von Geschlechtlichkeit angekommen zu sein scheint, deren Körper als weiblich und männlich, als weder-noch und beides zugleich, vielleicht sogar als ein kaum bekanntes drittes Geschlecht erscheint, irritiert nachhaltig die Rezeption *dieser* Marquise de Merteuil. Was die neunzigjährige Marianne Hoppe in der *Quartett*-Inszenierung ausspielt, ist die Autorität von Erfahrung, Voraussetzung für das Spiel und dessen gleichzeitige Überschreitung.

Leichtigkeit und Bodenhaftung

Auch das *Nederlands Dans Theater 3*, die Kompanie für ältere Tänzerinnen und Tänzer, spielt ebenso souverän wie ironisch mit der Vergänglichkeit und Sterblichkeit des menschlichen Körpers. Angesichts der Professionalität und Leistungsdichte des heutigen Tanzes ist unbestreitbar, dass es Grenzen des Körpers und seiner Möglichkeiten gibt, die von den Tänzerinnen und Tänzern beständig verschoben werden, die im Tanz zugleich aber auch besonders akzentuiert hervortreten. So erweisen sich beispielsweise extreme Sprung- und Hebefiguren oder auch langes Tanzen auf der Spitze mit zunehmendem Alter als zusehends schwieriger.

Auch hier suggeriert unsere auf Leistung, Muskelkraft und Perfektion getrimmte Gesellschaft, dass der Alterungsprozess sich einzig als Abfolge kleinerer oder größerer Verluste darstellt, als Einschränkung und Vermin-

derung des individuellen Bewegungsspektrums. Die Inszenierungen von *Nederlands Dans Theater 3* verwerfen diese Sichtweise nicht grundlegend, doch sie thematisieren mittels ironischer Perspektivverschiebungen andere Dimensionen des Alterns und der damit verbundenen Veränderungen. So liegen in der Choreographie mit dem vieldeutigen Titel *A Way A Lone / to somebody no longer here* (UA 1998) drei Tänzerinnen und Tänzer am Boden, vollführen mit Armen und Beinen Greif- und Springbewegungen, rollen und rutschen über den Boden. Dabei werden sie per Video von oben aufgenommen und so auf eine über der Bühne hängende Leinwand projiziert, dass man den Eindruck gewinnt, sie liefen plötzlich die Wände hoch und an der Decke entlang. Das ist natürlich ein ironischer Kommentar auf den klassischen Tanz und sein Bestreben, die Gesetze der Schwerkraft zu überwinden. Zugleich aber ist es eine Bestätigung *und* gewitzte Überschreitung der Vorstellung des alten, an den Boden gefesselten, eingeschränkten Körpers. Die Tänzer liegen am Boden: nicht bloß Zeichen, sondern konkrete Vorführung des schweren, erdverbundenen, von zahlreichen Beschränkungen betroffenen Körpers; gleichzeitig aber sprengen sie mit der Hilfe moderner Medien körperliche Begrenzungen, überlisten sie Raum und Zeit, werden schwerelos – und zwar in einer Art, dass das Publikum bisweilen nicht mehr weiß, welches nun der videoprojizierte und welches der reale, leibhaftige Körper ist, was hier schattenhaft-eingebildete und was reale räumliche Grenzen sind.

Un/Mögliche Körper

Gegen beide hier nur cursorisch angeführten Beispiele könnte man einwenden, dass in ihnen Alter, Gebrechen oder körperliche Einschränkungen durch individuelles Vermögen und spezifische Techniken wettgemacht werden. Marianne Hoppe fasziniert und bannt den Blick durch Disziplin und persönliche Ausstrahlung; *Nederlands Dans Theater 3* führt die Lust an der Bewegung und die Überlistung körperlicher Grenzen mittels einer gelungenen Interaktion von Körpertechnik und moderner Medientechnik vor. Abschließen möchte ich daher mit dem italienischen Theaterensemble *Societas Raffaello Sanzio*, bei deren Inszenierungen Einwände wie die oben angeführten – wie zutreffend oder unzutreffend auch immer sie seien – vollends ins Leere laufen.

Welche Körper haben bei den Aufführungen der *Societas Raffaello Sanzio* ihren Auftritt? Ein alter, dem Tode naher Mann, der nicht gebrechlich wirkt, sondern wirklich gebrechlich ist, bewegt sich zitternd und tastend, geführt von einem jüngeren, über die Bühne. Ein fettleibiger, schier überquellender Körper, der die menschliche Form hinter sich zu lassen scheint, sitzt nackt, nur ein Tuch über sein Geschlecht gelegt und eine Strumpfmassage über sein Gesicht gezogen, auf einem Schemel, der aufgrund der Körperfülle des Akteurs wie ein Kinderstühlchen wirkt. Das Publikum sieht einen Körper in seinem gewaltigen, realen So-Sein, und fühlt sich unwillkürlich an die Körperdarstellungen von Francis Bacon erinnert, in dessen Gemälden die Figuren ebenfalls aus den Bildern und aus dem Rahmen quellen.

Wie schon bei Marianne Hoppe, aber mit ganz anderen Akzentuierungen, scheinen hier Körper jenseits von Geschlechtlichkeit aufzutreten; Körper, die den Versuch der geschlechtlichen Zu- und Einordnung provozieren, diesen aber zugleich an seine Grenzen führen: Ist der dicke, schier überquellende Körper mit den großen, hängenden Brüsten männlich oder weiblich? Sind die ausgemergelten, kurzhaarigen und brustlosen Körper in *Giulio Cesare* (UA 1997) weiblich oder männlich?

In der *Orestea* (UA 1995) tritt ein Kleinwüchsiger als König Agamemnon auf und Apoll, der Gott des Lichtes, der Reinheit und der Vollkommenheit, wird von einem Schauspieler verkörpert, der keine Arme hat und dessen Schultern in kurzen, hand- und fingerlosen Armstümpfen auslaufen. Der lebendige Körper wirkt wie eine griechische Skulptur, wie ein »Archaischer Torso Apollos« (Rilke 1984: 313), den nicht nur Rainer Maria Rilke in diesem Gedicht als Inbegriff des Schönen, Maßvollen und zugleich maßlos Eindringlichen besungen hat: »denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern«.

Die hyperbolische Präsenz der Körper in den Inszenierungen der *Societas Raffaello Sanzio* drängt den Zuschauerinnen und Zuschauern ihren Schmerz, ihr Leid, ihre Anstrengung, ihre Versehrtheit und ihre je eigene, von der Normalität abweichende Körperlichkeit auf. Die schiere Physis fasziniert oder erschreckt, wirkt anziehend oder auch abstoßend, noch bevor und lange nachdem mögliche Deutungs- und Erklärungsansätze den Schock dieser Begegnung zu mildern suchten. Diese verstörenden Körper führen vor, dass nicht die perfekte Schönheit der Gegenstand des Theaters ist, sondern die Schönheit des Scheiterns, die Tragik des unglücklichen Helden, nicht des glücklichen. Doch die Inszenierungen der *Societas Raf-*

faello Sanzio bieten nicht nur einen Rahmen, in dem die verstümmelten, verletzten und versehrten Körper der (Laien)Schauspieler vor Schönheit geradezu glühen und blenden, in dem sie – vielleicht zum ersten Mal – als Körper wahrgenommen werden können, die nicht durch einen Mangel (an Schönheit, Funktionsfähigkeit, Gesundheit, Vitalität etc.) gekennzeichnet sind, sondern durch einen Exzess an Körperlichkeit, ein Übermaß von Sinnlichkeit (vgl. Castellucci/Guidi/Castellucci 2001). Die Inszenierungen führen auch gegen die Ideologie der totalen Machbarkeit und Formbarkeit von Körpern den Index der Differenz, der Geschichtlichkeit und Sterblichkeit mit sich.

So spricht in *Giulio Cesare* ein kehlkopfopter Schauspieler den großen Monolog des Antonius. An der Stelle des Kehlkopfs trägt der Akteur ein kleines punktförmiges Mikrofon, ein schwarzes Mal, das seine äußerst mühsamen, fast stimmlosen Artikulationen scheppernd verstärkt. Die Töne, Gesten und Bilder einer Beschädigung, einer Verletzung und Verwundung des Körpers exponieren ein irritierendes Skandalon. Ästhetische Faszination und körperliche Devianz, poetische Schönheit und leibliche Versehrtheit fließen hier ineinander, erzeugen gleichermaßen Szenerien des Alptraums wie des Traums und provozieren in ihrer janusköpfigen Gebrochenheit Erfahrungen von sinnlicher Intensität und Präsenz.

Gesteigert wird dieses Zusammenspiel von Sinnlichkeit und Sinn noch durch die beiden magersüchtigen Schauspielerinnen, die im zweiten Teil von *Giulio Cesare* Brutus und Cassius darstellen. Denn sie verkörpern eine Ästhetik der anschaulichen, fleischgewordenen Paradoxie: Die magersüchtigen Körper, die nur noch eine Reduktion, ein Schatten der Idee von einem Körper zu sein scheinen, die sich im Wortsinne im Verschwinden befinden, sich ihrer körperlichen Schwere entledigen, tun dies auf spektakuläre Weise, man könnte sagen, durch einen Exzess des Sichtbaren. Diese Körper führen das Unmögliche vor, nämlich die Utopie, gleichzeitig Fleisch und Idee, Präsenz und Repräsentation zu sein.

Antonin Artaud hätte diesen Schauspielerinnen zweifellos einen bevorzugten Platz in seinem Theater der Grausamkeit eingeräumt, da sie – wie auch die anderen, von mir erwähnten Schauspieler/innen und Tänzer/innen – das Theater als Spielfeld des Möglichkeitssinns erkunden. Und entgegen der instrumentalisierenden Vereinnahmung des Möglichen in den Diskursen der Ökonomie, der Werbung und der Massenmedien vergegenwärtigen diese anderen Körper auf den Bühnen des Theaters, dass das Ausloten und Erweitern von Grenzen immer mit existentiellern Einsatz spielt. Als Bedin-

gung sowohl für die Sehnsucht nach Perfektion als auch für die konstitutive Unvollkommenheit des Menschen kommen so seine Fragilität und nicht normierbare Diversität, seine Sterblichkeit und Vergänglichkeit in den Blick, die wir in anderen gesellschaftlichen Bereichen zunehmend ausblenden, wegschieben und ignorieren bzw. in eigens dafür geschaffenen Räumen ghettoisieren.

Anmerkungen

- 1 Dasselbe könnte man auch für gesund und krank, schön und hässlich behaupten.
- 2 Mit diesen und ähnlichen Formulierungen hat der Theaterkritiker Gerhard Stadelmeier mehrfach die Arbeit des behinderten Schauspielers Peter Radtke als »außerhalb jeder Theaterkritik« stehend abgetan – und damit eine ernsthafte Auseinandersetzung von vornherein verweigert (vgl. Radtke 1987: 155ff.).

Literatur

- Butler, Judith (1993): *Bodies that matter. On the discursive limits of »sex«*. London/New York.
- Castellucci, Romeo/Guidi, Chiara/Castellucci, Claudia (Hg.) (2001): *Epopea della polvere. Il teatro della Societas Raffaello Sanzio 1992-1999*. Milano.
- Csordas, Thomas (Hg.) (1994): *Embodiment and experience. The existential ground of culture and self*. Cambridge.
- Fischer-Lichte, Erika/Horn, Christian/Warstat, Matthias (Hg.) (2001): *Verkörperung*. Tübingen/Basel.
- Kamper, Dietmar (2001): »Normalität auf dem Prüfstand.« In: Stiftung Deutsches Hygiene Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. (Hg.): *der [im-]perfekte mensch. vom recht auf unvollkommenheit*. Ostfildern-Ruit, S. 153-160.
- Krämer, Sybille (2002): »Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität.« In: Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/Main, S. 323-346.
- Krämer, Sybille (Hg.) (2004): *Performativität und Medialität*. München.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1999): *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York.
- Lindemann, Gesa (1994): »Szenen einer Begriffsehe.« In: *die tageszeitung*, 5. August, S. 13.
- Müller, Heiner (1994): »Quartett.« In: *Berliner Ensemble (Hg.): Drucksache 7*. Berlin.

- Radtke, Peter (1987): *M – wie Tabori. Erfahrungen eines behinderten Schauspielers.* Zürich.
- Rilke, Rainer Maria (1984): »Der neuen Gedichte anderer Teil.« In: Ders.: *Werke.* Hg. vom Rilke-Archiv, Bd. I-2, Frankfurt/Main.
- Waldenfels, Bernhard (1990): *Der Stachel des Fremden.* Frankfurt/Main.
- Willems, Herbert/Kautt, York (2002): »Theatralität des Alters. Theoretische und empirisch-analytische Überlegungen zur sozialen Konstruktion des Alters in der Werbung.« In: Dallinger, Ursula/Schroeter, Klaus R. (Hg.): *Theoretische Beiträge zur Alterssoziologie.* Opladen, S. 81-112.

Autorinnen

Michaela Bank, M.A., Amerikanistik. Von 2005 bis 2008 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit dem Dissertationsprojekt »»Universal Sisterhood? Migrant Women in the 19th-century Women's Rights Movement in the US«. Von März-Mai 2007 Doctoral Fellow am German Historical Institute, Washington, DC, USA.

Hannelore Bublitz, Professorin für Soziologie an der Universität Paderborn. Poststrukturalistische und diskurstheoretische soziologische Gegenwartsanalysen. Publikationen: »Das Geschlecht der Moderne.« Frankfurt/Main 1998; »Der Gesellschaftskörper.« Frankfurt/Main 2000; »Diskurs.« Bielefeld 2003; »Judith Butler zur Einführung.« Hamburg 2004; »In der Zerstreuung organisiert. Paradoxien und Phantasmen der Massenkultur«, Bielefeld 2005. <http://www.uni-paderborn.de/fakultaeten/kw/institute-einrichtungen/institut-fuer-hum-anwissenschaften/soziologie/personal/bublitz/>

Celine Camus, D.E.A in Soziologie an der Universität Tours, Frankreich. In 2005 Marie Curie Fellow for an *Early Stage Training in the field of Gender and Women's Studies*. Seit 2006 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Publikation: »L'éloge de l'ombre: le sentiment d'insécurité urbain, reflet des inégalités de sexes?« In: Sylvette Denèfle (Ed.): *Femmes et Villes*. 2004, pp. 225-238.

Sabine Flick, M.A., Soziologie, Politikwissenschaften und Psychoanalyse. Von 2005 bis 2008 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Publikation: »Working Through Life. Care of Self as obstinate Demarcation« In: Cervantes-Carson, Alejandro/Fisher, Rob (Ed.): *Intimacy recovered: Critical and Trans-Disciplinary Explorations*, Interdisciplinary Press, Oxford UK, 2007 (im Erscheinen).

Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Senior Lecturer für Transkulturelle Studien am School of Languages, Linguistics and Cultures der University of Manchester. Sie publiziert und lehrt im Bereich Postkolonialer Studien, Kritische Migrationsforschung, Gender und Queer Studies. Sie ist Ko-Direktorin des Forschungsverbund Migration and Diaspora Cultural Studies (<http://www.llc.manchester.ac.uk/research/centres/mdcsn/>) der University of Manchester.

Antje Harms, Historikerin. Seit Oktober 2006 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit einer Dissertation zur politischen Sprache der Jugendbewegung in der Weimarer Republik. Publikation: »Staatsfeminismus versus Frauenreich. Frauenbewegte Ideen in der bürgerlichen Jugendbewegung« In: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte*, 52, 2007, S. 42-47.

Elisabeth Holzleithner, Juristin, Assistenzprofessorin am Institut für Rechtsphilosophie, Religions- und Kulturrecht der Universität Wien. Gastprofessorin für Legal Gender Studies an der Universität Zürich im Wintersemester 2006/07. Publikationen: »Recht Macht Geschlecht. Legal Gender Studies«, Berlin, 2. Auflage 2008; »Pornographie. Ritualisierungen des Sexuellen im Spiegel feministischer Theorien« In: Birgit Sauer/Eva-Maria Knoll (Hg.), *Ritualisierungen von Geschlecht*, Wien 2006, 203-222. <http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.holzleithner/>

Annabelle Hornung, M.A., Mediävistin. Studium der Kunstgeschichte sowie Ältere und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in Frankfurt/Main. Von 2005 bis 2008 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit dem Dissertationsprojekt: »*Daz was ein dinc, daz hiez der Grâl: Gral und Geschlecht*«.

Fabienne Imlinger, Mag. phil., Literaturwissenschaftlerin. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Feministischen Gesellschafts- und Kulturwissenschaften in Innsbruck und Aix-en-Provence. Seit September 2007 Marie Curie Fellow for Early-Stage researchers in Women's and Gender Studies, assoziiertes Mitglied am Graduiertenkolleg »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«.

Judith Klinger, Studium der Germanistik und Anglistik in Hamburg; Studium Dokumentarfilm und Fernsehpublizistik HFF München. Promotion über Identitätskonzeptionen im *Prosa-Lancelot*. Lehrtätigkeit an der Universität Bayreuth, seit 1995 beschäftigt am Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: höfische Literatur, Frauenmystik, Gender Studies, Mediengeschichte/Intermedialität, Mittelalterrezeption.

Angela Kolbe, ref. jur. Von 2005 bis 2008 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit dem Dissertationsprojekt: »Konstituierung der bipolaren Geschlechterordnung durch Recht am Beispiel von Intersexualität«. Publikation: »Intersex, a blank space in German law?« In Holmes, Morgan (Hrsg.): *Critical Intersex*, Ashgate Press, (erscheint voraussichtlich Ende 2008).

Doris Kolesch, Professorin für Theaterwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Ästhetik von Theater, Literatur und anderen Künsten, kulturwissenschaftliche Emotionsforschung sowie Kultur- und Mediengeschichte der Stimme. Heinz-Maier-Leibnitz-Preis der DFG und des Bundesforschungsministeriums, Essay-Preis der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Publikationen: »Theater der Emotionen«, Frankfurt/M./New York 2006, »Kunst-Stimmen«, Berlin 2004, »Metzler Lexikon Theatertheorie«, Stuttgart/Weimar 2005, »Stimme«, Frankfurt/M. 2006 und »Stimm-Welten«, Bielefeld 2008.

Skadi Loist, M.A., Medienkultur/Amerikanistik. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg. Von 2005 bis 2007 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Archivarin der Lesbisch Schwulen Filmtage Hamburg. Promotionsthema: »The Historical Development of Queer Cinema as a Social Practice: Queer Film Festivals in the US and Germany«. Publikation: »Frameline XXX: Thirty Years of Revolutionary Film: Der Kampf um queere Repräsentationen in der Geschichte des San Francisco International LGBT Film Festival.« In:

Wischermann/Thomas (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden, 2008, S. 163-181.

Rirhandu Mageza-Barthel, Politikwissenschaftlerin. Seit 2006 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Publikationen: »Beyond the Merely Possible – Transnational Women's Movements Today / Mehr als nur das Machbare – Aktuelle Ansätze transnationaler Frauenbewegungspolitik« In: *Femina Politica*. 1/2007; »Petition of the Native and Coloured Women of the Province of the Orange Free State 1912« In: M. J. Daymond et al. (Hg.): *Women Writing Africa: The Southern Region*. New York, 2003.

Ottavia Nicolini, Philosophin. Seit 2004 Doktorandin des Graduiertenkollegs »Storia delle scritture femminili« an der Università degli Studi di Roma »La Sapienza«. 2006/2007 war sie Marie Curie Fellow im Rahmen des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Publikationen: zusammen mit Giorgio Fazio: »Dialogo non significa relativismo. Seyla Benhabib con Giorgio Fazio e Ottavia Nicolini« In: *Reset*. 98/2006, ss. 77-82; »Appunti sulla femminilizzazione del lavoro.« In: *Posse. Rivista di filosofia e politica*. 4/2003.

Milena Noll, Dipl.-Sozialpädagogin, promoviert am Fachbereich Erziehungswissenschaften. Von 2005 bis 2008 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit dem Dissertationsprojekt »Sexualisierte Gewalt und Erziehung. Auswirkungen sexueller Missbrauchserfahrungen von Frauen auf die Erziehung ihrer Kinder.«

Alek Ommert, M.A., Soziologie. Seit 2006 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Mitherausgeberin/Redakteurin des *Diskus. Frankfurter Studierenden Zeitschrift*; Mitorganisatorin des Ladyfests Frankfurt/Main 2006. Promotionsthema: »Zwischen feministischer Theorie und neuen politischen Praxen: Das Phänomen Ladyfest«. Publikation: zusammen mit Katrina Blindow: »Glück im Unglück. Un/Möglichkeiten der Romantischen Zweierbeziehung« In: AG Gender Killer (Hg.): *Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag*. Münster, 2007.

Sara Paloni, Politikwissenschaftlerin. Von 2007 bis 2010 Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC-team). Seit 2005 Redakteurin und Mitherausgeberin des Magazins *fiber. werkstoff für Feminismus und Popkultur*.

Malaika Rödel, M.A., Soziologie und Philosophie. Seit Oktober 2005 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkolleg »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit einem Projekt zu »gen(dered) bodies – Natur, Technologie und Körper in den Diskursen um die Humangenetik.« Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechterforschung, feministische und soziologische Zugänge zu Körper und Reproduktionstechnologien, Biopolitik. Publikation: »Decoding Human Genetics? Zur Kritik der human-genetischen Datenbank in Island.« mit Charlotte Ullrich. In: *Feministische Studien*, Heft 2/2005: 293–304.

Susanne Scharf, M.A. Studium der Amerikanistik und Kunstgeschichte an der J. W. Goethe-Universität, Frankfurt/Main und am Smith College, Massachusetts, USA. 2006-2007 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse.

Dimensionen von Erfahrung«. Seit 2007 wissenschaftliche Volontärin am Bucerius Kunst Forum, Hamburg.

Isabelle Stauffer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Neuere deutsche Literatur der Universität Marburg. 2006-2008 Postdoc-Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Dissertation: »Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle«, Böhlau: Köln u.a. 2008 (im Erscheinen). Forschungsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts, Gender Studies, Ästhetik der Oberfläche in den Künsten, Performativitätstheorien und Intermedialität.

Wyke Stommel, M.A. in Niederländischer Sprachwissenschaft an der Universität Utrecht, 2001. Von 2005-2008 Marie Curie Fellow und assoziiertes Mitglied des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Publikationen: »Mein nick bin ich! Nicknames in a German forum on eating disorders.« In: *Journal of Computer-Mediated Communication*, 13, 1, article 8 (2007); »Conversation Analysis and Community of Practice for studying online community.« In: J. Androutsopoulos & M. Beißwenger (eds) *Data and methods in computer-mediated discourse analysis: new approaches*. (Forthcoming Special Issue of *Language@Internet*.)

Jennifer Villarama, M.A. Studium der Germanistik, Komparatistik und Geschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und der Universität Kassel. 2005-2006 Wissenschaftliche Mitarbeiterin von Prof. Dr. Helmut Scheuer am Institut für Germanistik der Universität Kassel. Seit Oktober 2006 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung«. Dissertationsprojekt: »Die Darstellung der Amazone in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts«.

Mica Wirtz, Soziologin M.A., seit 2005 Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung« mit einem Projekt zu Fitness und Verkörperungen von Geschlecht. Publikation: »Vermännlichung durch Krafttraining? Muskeln, Weiblichkeit und Heteronormativität im Frauenbodybuilding.« In: Mieszkowski, Sylvia/Vogt-William, Christine (Hg.): *Disturbing Bodies*, Berlin (erscheint 2008).